

S O C I A L E C O L O G Y W O R K I N G P A P E R 1 7 1

Lena Hallwirth

**Die Versorgung der Zivilbevölkerung
mit Lebensmitteln und Ersatzlebensmitteln
während des Ersten Weltkriegs**

Lena, Hallwirth (2016):

Die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Ersatzlebensmitteln
während des Ersten Weltkriegs

Social Ecology Working Paper 171
Vienna, October 2016

ISSN 1726-3816

Institute of Social Ecology Vienna (SEC)
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Vienna, Graz (AAU)
Schottenfeldgasse 29
1070 Vienna, Austria

www.aau.at/sec
sec.workingpaper@aau.at

© 2016 by Institute of Social Ecology Vienna

Die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Ersatzlebensmitteln während des Ersten Weltkriegs*

von

Lena Hallwirth

**Masterarbeit verfasst am Institut für Soziale Ökologie (IFF Wien), Studium der Sozial- und Humanökologie. Diese Arbeit wurde von Univ.-Prof. Ing. Dr. phil. Verena Winiwarter betreut.*

ABSTRACT

Die Versorgung der Menschen im österreichischen Teil der Habsburgermonarchie mit ausreichend Nahrungsmitteln war von Beginn des Ersten Weltkriegs an problematisch. Bereits im Herbst 1914 wurde der Mangel an dem Hauptnahrungsmittel Brot befürchtet. Im Kriegsverlauf kam es in allen Bereichen des Lebensmittelmarktes zur Knappheit. Die Schuld daran gab die Regierung vor allem der Handelsblockade der Entente-Mächte, Großbritannien, Frankreich und Russland. Die sogenannte ‚Hungerblockade‘ wurde von den Mittelmächten zu Propagandazwecken genutzt. Auch dem ehemaligen Hauptlieferanten landwirtschaftlicher Produkte, der ungarischen Reichshälfte, wurde die Schuld an der Misere gegeben. Einige Versorgungsprobleme hingen jedoch direkt mit kurzsichtigen Maßnahmen der Regierung und dem unkoordinierten Vorgehen der verschiedenen Stellen, die für die Versorgung des Heeres und der Zivilbevölkerung zuständig waren, zusammen.

Neben Regelungen, die den Verbrauch bestimmter Nahrungsmittel einschränken sollten, wurden die Menschen von Seiten der Regierung zum ‚Durchhalten‘ und zur ‚Opferwilligkeit‘ aufgefordert. Ein wichtiger Teil des ‚Durchhaltens‘ war es, Ersatzlebensmittel und Alternativen zu herkömmlichen Lebensmitteln zu verwenden und im Haushalt zu sparen. Anhand deutschsprachiger Zeitungen der Jahre 1914 bis 1918 untersucht diese Arbeit, wie der Nahrungsmangel und die Einführung von Ersatzlebensmitteln rezipiert wurden und wie sich die Haltung der Printmedien im Untersuchungszeitraum veränderte. Dazu wurde auf die Methode der historischen Diskursanalyse nach Achim Landwehr zurückgegriffen.

Zur besseren Einordnung der analysierten Zeitungsartikel beschäftigt sich ein Teil der vorliegenden Arbeit mit der Pressegeschichte Österreichs ab dem Revolutionsjahr 1848. Ein eigenes Kapitel widmet sich österreichischen Frauen während des Krieges. Durch die Abwesenheit vieler Männer wurden sie zu wichtigen politischen AkteurInnen. Ihre Rolle als Ernährerinnen machte sie zu den Adressatinnen einer Vielzahl von Zeitungsartikeln, in denen Ersatzlebensmittel und Sparen von Nahrungsmitteln thematisiert wurden.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
1.1	Einführung in das Thema	7
1.2	Bezug zur Umweltgeschichte	8
1.3	Ziel der Arbeit	9
1.4	Begriffsklärung.....	11
2	Methode.....	13
2.1	Korpusbildung.....	15
2.2	Kontextanalyse	20
2.3	Analyse der Aussagen	21
2.3.1	Makrostrukturanalyse	21
2.3.2	Mikrostrukturanalyse	21
2.4	Diskursanalyse	22
2.5	Die Durchführung der historischen Diskursanalyse anhand eines Beispiels.....	23
3	Eine kurze Pressegeschichte Österreichs.....	27
3.1	Die Entwicklung des Pressewesens	27
3.1.1	Die Entwicklung der Zeitungsrubriken	30
3.2	Die Parteien Österreichs und ihre Presse.....	31
3.2.1	Die Parteienlandschaft Zentralösterreichs um die Jahrhundertwende.....	32
3.2.2	Der Beginn der Parteienpresse	33
3.3	Typologie der Presse vor Beginn des Ersten Weltkriegs nach Paupié	35
3.3.1	Die Lokalpresse.....	35
3.3.2	Die Großpresse	35
3.3.3	Die Parteienpresse und die offiziöse Presse	36
3.3.4	Die Sonntags- und Montagsblätter	36
3.4	Zensur und Propaganda während des Ersten Weltkriegs	37
3.5	Übersicht über die verwendeten Zeitungen	41
4	Die Haltung der Printmedien zu Ersatzlebensmitteln und dem Sparen von Nahrungsmitteln im Kriegsverlauf	45
4.1	Kriegsbrot und Mehlsurrogate	50
4.1.1	Die Regelung der Mehl- und Brotversorgung	51
4.1.2	Mehl und Brot im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien	54
4.2	Kaffeesurrogate und „Kriegskaffee“	59
4.2.1	Eine kurze Kulturgeschichte des Kaffees im deutschsprachigen Raum.....	59
4.2.2	Die Regelung der Versorgung mit Kaffee und Kaffeeersatzprodukten.....	62
4.2.3	Kaffee und Kaffeeersatzprodukte im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien	65
4.3	Tee	68
4.4	Fett.....	71
4.4.1	Die Regelung der Speisefettversorgung.....	71
4.4.2	Eine kurze Geschichte der Margarineproduktion bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs	76
4.4.3	Margarine und Kriegsmargarine im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien	78
4.4.4	Fettersatzprodukte und Fettprodukte minderer Qualität in Printmedien	81
4.4.5	Pflanzliche Fette und Öle in Printmedien	83
4.5	Fleisch	85
4.5.1	Die Regelung der Fleischversorgung	86

4.5.2	Fleisch im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien	91
4.6	Milch und Molkereiprodukte.....	96
4.6.1	Die Regelung der Milchversorgung	97
4.6.2	Alternativen zu Kuhmilch- und Frischmilch.....	99
4.7	Zucker	103
4.7.1	Die Regelung der Zuckerversorgung	105
4.7.2	Süßer Fettersatz und künstlicher Zuckerersatz.....	107
4.7.3	Zuckerüberfluss und –mangel, Zucker als Ersatz und Zuckerersatz in den Printmedien	108
4.8	Eier.....	112
4.9	Gemüse und Obst	114
4.9.1	Die Regelung des Kartoffelverkehrs	114
4.9.2	Die Regelung des Gemüse- und Obstverkehrs.....	117
4.9.3	Obst und Gemüse im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien	119
4.10	Frauen im Krieg.....	123
4.10.1	Arbeitsbereiche von Frauen um die Jahrhundertwende	123
4.10.2	Neue Tätigkeitsbereiche von Frauen während des Ersten Weltkriegs	125
4.10.3	Frauen im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs der Printmedien	127
5	Conclusio.....	133
5.1	Hypothese 1.....	133
5.2	Hypothese 2.....	136
5.3	Hypothese 3.....	137
5.4	Ausblick.....	138
6	Literaturverzeichnis	139
7	Quellenverzeichnis.....	143
7.1	Zeitungen.....	143
7.2	Sonstige Quellen.....	144
8	Abkürzungsverzeichnis.....	145
9	Abbildungsverzeichnis	146
10	Tabellenverzeichnis.....	146
11	Liste der verwendeten Suchbegriffe für die ANNO-Volltextsuche.....	147
	Kontakt	148

1 Einleitung

1.1 Einführung in das Thema

Der Erste Weltkrieg wird von vielen AutorInnen als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“¹ und historischer Einschnitt bezeichnet. Er wird, was seine Bedeutung für den weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte anbelangt, sowohl dem 30-jährigen Krieg als auch der Französischen Revolution gegenübergestellt². Im Englischen wird er „the Great War“ genannt³. Er gilt als Wegbereiter des Zweiten Weltkriegs. Seine Bedeutung als epochale Zäsur wird mittlerweile in Frage gestellt und es wird auf Kontinuitäten über die Kriegszeit hinaus verwiesen⁴. Für die BewohnerInnen der Habsburgermonarchie bedeutete der Erste Weltkrieg sicherlich einen gewaltigen Einschnitt. Von dem bescheidenen Wohlstand, zu dem es selbst viele ärmere Menschen um die Jahrhundertwende gebracht hatten, war innerhalb kürzester Zeit nichts mehr übrig. Die hohe Inflation und die steigenden Lebensmittelpreise führten zu einer raschen Verelendung der ArbeiterInnen⁵.

Bereits kurz nach Kriegsbeginn kam es in einigen Bereichen des Lebensmittelsektors zu Versorgungsschwierigkeiten. Die See- und Handelsblockade der Entente-Mächte verhinderte, dass Waffen, Lebens- und Düngemittel in die Doppelmonarchie und das Deutsche Reich gelangten. Von den Mittelmächten wurde sie daher auch ‚Hungerblockade‘ genannt und als Propaganda-Instrument zur Mobilisierung der Zivilbevölkerung genutzt⁶. Die sich verschlechternde Beziehung zur ungarischen Reichshälfte hatte ebenfalls großen Einfluss auf die Versorgungssituation Österreichs. Vor dem Krieg kamen viele landwirtschaftliche Produkte aus Ungarn. Die Lebensmittelproduktion in Österreich reichte in vielen Bereichen nicht zur Versorgung der eigenen Bevölkerung aus. Im Gegenzug lieferte Österreich Produkte wie Eisen, Petroleum, Kohle und Papier an Ungarn. Im Kriegsverlauf ging die landwirtschaftliche Produktion in der österreichischen Reichshälfte deutlich schneller zurück als die der ungarischen, was die Abhängigkeit von Ungarn noch verstärkte⁷.

Ein weiterer wichtiger Grund für die Versorgungsprobleme war die unvorhergesehene Dauer des Krieges. Immer wieder tauchen in Zeitungsartikeln der ersten beiden Kriegsjahre Meldungen auf, in denen von einem baldigen Ende des Krieges und der Rückkehr der Soldaten in die Heimat ausgegangen wird. Die *Österreichische Land-Zeitung* prophezeite im Juli 1915 bereits das Ende der Brotsparmaßnahmen⁸. Die *Arbeiter-Zeitung*, die der Regierung unter Ministerpräsident Karl Stürgkh sonst kritisch gegenüberstand, räumte ein, dass der beginnende Fettmangel 1915 nicht vorauszusehen gewesen war und erst durch die „überlange Dauer des Krieges“ entstand⁹. Die österreichische Regierung war folglich, was die Regelung des Lebensmittelverkehrs anbelangte, nicht auf eine Kriegsdauer von über vier Jahren eingestellt. Sie verabsäumte, vor Kriegsbeginn Liefermengen mit Ungarn festzulegen. Während des Krieges mussten diese daher immer wieder neu verhandelt werden. Als sich die Beziehung der beiden Reichshälften zu verschlechtern begann, wurden auch die Lieferungen landwirtschaftlicher Erzeugnisse von Ungarn nach Österreich immer geringer. Zur Versorgung

¹ vgl. Kennan 1980, 3.

² siehe zum Beispiel Hautmann 1978, 661.

³ siehe zum Beispiel Roshwald 1999 oder Fromkin 2004.

⁴ vgl. Reimann 2004, 36.

⁵ vgl. Hautmann 1978, 662 ff.

⁶ vgl. Cox 2015, 1.

⁷ vgl. Vojir 2014, 253.

⁸ vgl. *Österreichische Land-Zeitung*, 26.7.1915, 2.

⁹ vgl. *Arbeiter-Zeitung* 13.11.1915, 1.

des Heeres und teilweise auch der Zivilbevölkerung musste immer wieder Deutschland, das allerdings selbst auch an Lebensmittelmangel litt, mit Lieferungen einspringen¹⁰.

Das unkoordinierte Vorgehen der zuständigen Stellen sowie die schlechte Zusammenarbeit zwischen Regierung und Heeresverwaltung waren ebenfalls für die mangelhafte Versorgung der Menschen verantwortlich. Auch Lebensmittel, bei denen die Abhängigkeit von Ungarn verhältnismäßig gering war, wurden oft durch kurzsichtige Maßnahmen oder ein zu spätes Eingreifen knapp. Dazu kamen ein Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft, ein Mangel an Dünge- und Futtermitteln und der stark eingeschränkte Transport von Lebensmitteln durch Truppenverschiebungen und Kohlemangel. Im Kriegsverlauf musste immer wieder aufs Neue nach Alternativen zu nicht mehr verfügbaren oder zu teuren Lebensmitteln gesucht werden. Und immer wieder wurden Ersatzprodukte selbst zu Mangelware. Wie wurde die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln geregelt? Welche Ersatzlebensmittel wurden verwendet? Und wie wurden diese von den Printmedien rezipiert? – diese Fragen standen am Beginn meiner Recherche.

1.2 Bezug zur Umweltgeschichte

Die Umweltgeschichte beschäftigt sich mit der Wechselbeziehung zwischen Menschen und der restlichen Natur in der Vergangenheit, wie William Beinart und Peter Coates feststellten¹¹. Die enge Verbundenheit von Gesellschaft und Umwelt wird beim Thema Ernährung besonders deutlich. Natürliche Faktoren, wie Sonneneinstrahlung, Bodenverhältnisse und Wasser, ermöglichen das Wachstum von Pflanzen zur menschlichen Ernährung und als Futtermittel. Durch menschliche Arbeitskraft und Know-how werden aus diesen Pflanzen Lebensmittel. Das Essen steht im Zentrum unserer Gesellschaft. Überall wo Menschen zusammenkommen wird gegessen, sei es beim Familienfest, beim romantischen Abendessen oder beim Geschäftsessen. Wir bestimmen unsere soziale Identität über das Essen, indem wir genau überlegen, was wir zu welchem Anlass zu Essen anbieten, was wir selbst essen und welche Nahrungsmittel wir meiden. Mit der Wahl unserer Nahrung und dem Ort, an dem wir sie zu uns nehmen, machen wir Aussagen über unseren sozialen Status, über unser Einkommen und unseren Bildungsstand.

Wir diskutieren Themen wie Gesundheit und Moral über das Essen, indem wir bestimmte Nahrungsmittel und Ernährungsweisen als gut oder schlecht, gesund oder ungesund bezeichnen. Die Gesundheit ist wiederum eng verknüpft mit der Schönheit. Die Vorstellung davon, wie ein gesunder und schöner Körper auszusehen hat, unterliegt allerdings selbst einem stetigen Wandel. In Wohlstandsgesellschaften gilt ein schlanker, sportlicher Körper als Zeichen für Disziplin und Fleiß, Korpulenz wird hingegen in Mangelgesellschaften mit Reichtum und Macht assoziiert¹². So wird auch soziale Ungleichheit über unsere Ernährung sichtbar. Wenn es um das Thema Kindererziehung geht, steht die Ernährung ebenfalls im Zentrum. Das beginnt bei der Debatte um das Stillen versus dem Füttern mit der Flasche¹³ und geht weiter mit Diskussionen um gesundes Essen in Schulen.

¹⁰ vgl. Vojir 2014, 253 f.

¹¹ vgl. Beinart und Coates 1995, 1.

¹² In dem Artikel „Weg mit dem Fett“ geht Sabine Merta der Geschichte des modernen Schlankheitskults und dem Wandel von Schönheitsidealen nach (vgl. Merta 2004).

¹³ Jörg Vögele geht in seinem Essay „Die Kontroverse um das Bruststillen“ auf Maßnahmen zur Hebung der Stillquote zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein und zeigt, dass die Debatte um natürliche und ‚künstliche‘ Ernährung von Säuglingen schon lange geführt wird (vgl. Vögele 2004).

Besonders brisant wird die Bedeutung des Essens zu Kriegszeiten. Anbaugelände werden zu Kriegsgebieten, Kampfhandlungen zerstören Menschenleben und die Umwelt. Ressourcen werden nach dem Prinzip der ‚verbrannten Erde‘ bewusst vernichtet, um sie den Gegnern zu entziehen. Chemische, biologische und nukleare Waffen verseuchen den Boden, das Wasser und die Atmosphäre, um nur einige direkte Auswirkungen von Krieg auf die Umwelt zu nennen¹⁴. Dazu kommen die indirekten Folgen von Krieg auf die Versorgung der Menschen mit Nahrung: Männer werden an die Front beordert und können so nicht mehr ihrer Arbeit, etwa in der Landwirtschaft, nachgehen. Der Arbeitskräftemangel beeinflusst wie und was angebaut werden kann. Mangelt es zudem an künstlichen Düngemitteln, kann der Ertrag in der Landwirtschaft drastisch sinken. Nicht nur die eingeschränkte Produktion der Landwirtschaft führt zum Mangel an Lebensmitteln. Auch der Transport von Nahrung wird durch einen Krieg erschwert. Die Verbindung zwischen Anbaugeländen und Ballungsräumen kann durch Kriegshandlungen unterbrochen werden und Transportmittel können durch Truppenverschiebungen ausgelastet sein, sodass nicht genügend Kapazitäten für den Transport von Lebensmitteln verfügbar sind. Krieg hat Einfluss darauf, welche Nahrungsmittel Menschen in welcher Qualität und Quantität zur Verfügung stehen. Reichtum macht sich im Krieg oftmals, nicht wie zuvor zum Beispiel durch das Tragen von teurem Schmuck bemerkbar, sondern durch den Zugang zu Lebensmitteln. Wer während eines Krieges über ausreichend finanzielle Mittel verfügt, kann sich zur Not auf dem Schwarzmarkt mit Lebensmitteln versorgen. Wer allerdings schon vor Kriegsbeginn nur das Nötigste hatte, gehört meist zu den Ersten, die während eines Krieges unter akutem Mangel leiden. Menschen werden während Kriegen häufig zum sparsamen Umgang mit Ressourcen aufgefordert. Dem gegenüber steht der hohe Materialverbrauch des Militärs.

Kriege führen allerdings auch zu Innovationen. Bessere Waffen können – aus Sicht des Militärs erfreulich – mehr Zerstörung, sowohl des gegnerischen Heeres, als auch der Natur anrichten¹⁵. Wenn bestimmte Rohstoffe oder Produkte nicht mehr importiert oder hergestellt werden können, muss Ersatz für sie gefunden werden. Der Ressourcenbedarf des Militärs steigt um ein Vielfaches und kann womöglich nur durch Ersatzprodukte gedeckt werden. Neue Produkte kommen auf den Markt, neue Technologien kommen zum Einsatz¹⁶. Auch müssen neue Wege gefunden werden, Lebensmittel zu verpacken und zu transportieren. Kühlketten sind möglicherweise schwer einzuhalten und die Versorgung der Soldaten an der Front stellt besondere Ansprüche an die Lebensmittelindustrie.

Auf viele der eben genannten Auswirkungen von Krieg auf die Versorgung der Menschen mit Nahrung gehe ich in dieser Arbeit näher ein.

1.3 Ziel der Arbeit

Ich konzentriere mich in dieser Arbeit auf die Versorgung der Zivilbevölkerung der österreichischen Reichshälfte mit Lebens- und Ersatzlebensmitteln während des Ersten Weltkriegs. Bei der Recherche zur Situation der EinwohnerInnen Österreichs während des Krieges konnte ich auf eine Fülle von Literatur zurückgreifen. Speziell im Gedenkjahr 2014

¹⁴ vgl. Hupy 2008, 406.

¹⁵ vgl. ebd., 407.

¹⁶ Hubert Weitensfelder geht in dem Sammelband „Wirtschaft, Technik und das Militär 1914 – 1918“ auf kriegsbedingte Ersatzmittel während des Ersten Weltkriegs ein. Er zeigt die verstärkte Nutzung heimischer Rohstoffe und die Versuche einen passenden Ersatz für fehlende Stoffe in den Bereichen Metalle, Explosivstoffe und Textilien zu finden (vgl. Weitensfelder 2014, 227.).

erschienen viele Publikationen zum Thema¹⁷. Innovationen im Bereich der Digitalisierung zeitgenössischer Quellen erlauben zudem neue Perspektiven. So habe ich für mein Forschungsvorhaben den Zugang über deutschsprachige Tages- und Wochenzeitungen aus den Jahren 1914 bis 1918 gewählt. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt mehr als 15 Millionen eingescannte Zeitungsseiten online zur Verfügung. Seit kurzem ist der von mir gewählte Untersuchungszeitraum mithilfe einer Volltextsuche durchsuchbar. Das eröffnet neue Möglichkeiten in der Herangehensweise. Anstatt sich auf eine Auswahl zuvor festgelegter Zeitungen zu beschränken konnte ich den gesamten Zeitungsbestand nach Schlagwörtern durchsuchen und so den Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs analysieren. Im Kapitel „Methode“ gehe ich ausführlich auf die von mir gewählte Herangehensweise ein.

Zeitungen sind kein Spiegel der Realität, sie gestalten Diskurse aktiv mit. Allein aus wirtschaftlichem Interesse orientieren sich Zeitungen oft an der angenommenen Erwartungshaltung des Zielpublikums. Sie wollen schließlich den Absatz der Zeitung nicht gefährden¹⁸. Zeitungen bilden aber durchaus Stimmungen, die in der Bevölkerung zu bestimmten Themen herrschen, ab. Mittels der historischen Diskursanalyse nach Achim Landwehr habe ich analysiert, welche Themen im Zuge des Ersatzlebensmitteldiskurses in den Printmedien der Jahre 1914 bis 1918 auftauchen und welche Haltung die RedakteurInnen dazu einnehmen. Stehen sie zum Beispiel bestimmten Ersatzlebensmitteln sehr kritisch gegenüber? Oder wird die Verwendung von Ersatzlebensmitteln propagiert? Diesen Fragen gehe ich im Kapitel „Die Haltung der Printmedien zu Ersatzlebensmitteln und dem Sparen von Nahrungsmitteln im Kriegsverlauf“ im Detail nach.

Um die einzelnen Zeitungsartikel, anhand derer ich den Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs untersucht habe, besser einordnen zu können, ist es wichtig, den Kontext in dem sie entstanden sind zu untersuchen. Oder, wie es der Historiker Achim Landwehr formuliert: „Denn erst die Einbettung der Textanalyse in diese kontextuellen Elemente erlaubt es, sinnvolle Aussagen über die Gehalte, die Tendenzen und die historischen Veränderungen von Diskursen zu machen.“¹⁹ Mit dem größeren Zusammenhang der Einzeltexte beschäftigt sich das Kapitel „Eine kurze Pressegeschichte Österreichs“.

Zunächst gehe ich darin auf die Entwicklung des österreichischen Pressewesens seit dem Revolutionsjahr 1848 ein. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Vielzahl gesellschaftlicher Umbrüche. Diese wurden von Zeitungen befeuert, beeinflussten andererseits auch selbst die Entwicklung des Pressewesens. Das Zeitungswesen war vor Beginn des Ersten Weltkriegs von einem enormen Aufschwung und gleichzeitig dem ständigen Kampf um das Recht, Information und Meinung frei und unzensiert veröffentlichen zu dürfen, geprägt. Auch der Beginn der modernen Massenparteien und ihrer Presse fiel in die Zeit unmittelbar vor Kriegsbeginn. Neben der offiziellen Parteienpresse und der offiziellen Presse, die unter dem Einfluss der Regierung oder einzelner Parteien stand, bildeten sich um die Jahrhundertwende weitere Erscheinungsformen von Zeitungen heraus. Diese stelle ich in Form einer Typologie der Presse vor.

Der zu Kriegsbeginn ausgerufenen Ausnahmezustand bedeutete für Zeitungen eine Rückkehr zu strenger Zensur. Gleichzeitig versuchte die Regierung, sie für Propagandazwecke zu instrumentalisieren. Um herauszufinden, unter welchen Bedingungen die

¹⁷ siehe zum Beispiel Karner und Lesiak 2014.

¹⁸ vgl. Barth-Scalmani und Margesin 2014, 288 f.

¹⁹ vgl. Landwehr 2001, 111.

Zeitungsredaktionen in der österreichischen Reichshälfte zur Kriegszeit arbeiteten, beschäftige ich mich in einem eigenen Unterkapitel mit kriegsbedingten Sonderregelungen und Propaganda. Abschließend stelle ich die 26 Zeitungen, aus denen die von mir analysierten Artikel stammen, anhand einer Übersichtstabelle vor.

Im Hauptteil dieser Arbeit gehe ich im Detail auf die Ergebnisse meiner historischen Diskursanalyse ein und schildere die Haltung der Printmedien zu Ersatzlebensmitteln und dem Sparen von Nahrungsmitteln im Kriegsverlauf. Nachdem ich eingangs auf Tendenzen in der printmedialen Berichterstattung eingehe, die Ersatzlebensmittel im Allgemeinen betreffen, ist die Analyse im weiteren Verlauf des Kapitels nach Lebensmittelgruppen und ihren Ersatzprodukten gegliedert. Diese Gruppen umfassen: Brot und Mehl, Kaffee, Tee, Fett, Fleisch, Milch und Molkereiprodukte, Zucker, Eier sowie Gemüse und Obst. Zunächst wird in jedem der Unterkapitel darauf eingegangen, welche Maßnahmen die Regierung traf, um die Versorgung mit den jeweiligen Lebensmitteln zu gewährleisten. Dabei sollen Ursachen von Versorgungsproblemen sowie gesetzliche Regelungen, um Ressourcen zu sparen, beschrieben werden. Im Anschluss wird die Thematisierung der jeweiligen Lebensmittel durch die Printmedien im Kriegsverlauf dargestellt.

Im letzten Teil dieser Arbeit, der *Conclusio*, fasse ich die wichtigsten Ergebnisse meiner Arbeit zusammen und weise auf offene Forschungsfragen hin.

1.4 Begriffsklärung

Zu Beginn meiner Recherche zum Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs fielen mir die unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs ‚Ersatz‘, sowohl in der Literatur als auch in den Quellen, auf. Auch die ErnährungsinspektorInnen, die ab Jänner 1917 vom ‚Amt für Volksernährung‘ ausgesandt wurden, um die Rechtmäßigkeit von Ersatzlebensmitteln zu kontrollieren, wurden von der unklaren rechtlichen Lage und der Vielzahl neuer Ersatzlebensmittel wiederholt vor Probleme gestellt. Im Kriegsverlauf kamen ständig neue Ersatzprodukte auf den Markt, die meisten davon entsprachen nicht den Vorgaben des *Codex Alimentarius Austriacus*, dem österreichischen Lebensmittelbuch. Dabei handelte es sich um eine Zusammenstellung von Kennzahlen, Untersuchungsmethoden und Leitsätzen zur Feststellung, ob ein Lebensmittel einwandfrei ist²⁰. Mit den geltenden Gesetzen konnte nur schwer zwischen Ersatzlebensmitteln unterschieden werden, die nicht vorgesehene Rohstoffe verwendeten, aber grundsätzlich als Ersatz für herkömmliche Lebensmittel geeignet waren und solchen, die keinen Nährwert hatten oder gar gesundheitsschädlich waren. Meist wurden Neuzulassungen mit einem Erlass des Ministeriums des Innern gelöst, der besagte, dass das Produkt aufgrund der Kriegssituation nicht zu beanstanden sei²¹.

Eine angemessene Kontrolle von Ersatzlebensmitteln war aufgrund der fehlenden rechtlichen Grundlage nur schwer möglich. Dazu kamen der kriegsbedingte Personalmangel im Amt für Volksernährung und die mangelhafte Ausbildung der ErnährungsinspektorInnen. Das führte zu einer Vielzahl betrügerischer Aktivitäten, deren Höhepunkt im Jahr 1917 erreicht wurde. Doch schon vorher, Anfang des Jahres 1916 war mit der Ausarbeitung einer Verordnung zur Regelung des Verkehrs mit Ersatzlebensmitteln begonnen worden. Der erste Entwurf lag Ende des Jahres 1916 vor. Die Fertigstellung dauerte allerdings noch über ein Jahr. Erst im Mai 1918,

²⁰ vgl. Wirtschaftskammer Österreich 2016.

²¹ vgl. Vojir 2014, 258 f.

wenige Monate vor Kriegsende, trat die neue Regelung von Ersatzlebensmitteln in Kraft²². In dieser wurde ein Ersatzlebensmittel folgendermaßen definiert:

Als Ersatzlebensmittel im Sinne dieser Verordnung haben alle für die menschliche Ernährung bestimmten Stoffe und Erzeugnisse zu gelten, die an Stelle gebräuchlicher [...] Lebensmittel (Nahrungs- und Genußmittel) entweder für sich allein oder als Zutat zu Lebensmitteln oder bei der Zurichtung von Lebensmitteln Verwendung finden sollen.²³

Zwischen 1918 und 1921 wurden rund 270 verschiedene Produkte auf Basis der neuen Verordnung zugelassen. Davon waren aber die meisten kein Ersatz für herkömmliche Lebensmittel des täglichen Gebrauchs. Den größten Anteil der Neuzulassungen machten Suppenkonserven, gefolgt von Backpulver, aus. Auch Punschessenzersatz rangiert unter den ersten fünf der neu zugelassenen Ersatzlebensmittel ab 1918. Mit der neuen Verordnung wurden erstmals genaue und einheitliche Richtlinien festgelegt nach denen Ersatzlebensmittel begutachtet werden konnten. Zum Beispiel wurde festgelegt, dass als ‚Kriegskakao‘ nur mehr jene Mehle bezeichnet werden durften, deren Kakaoanteil mindestens zehn Prozent betrage²⁴.

Für Fleisch galt: Einen Fleischersatz gibt es nicht. Gleiches galt für Ei und Milch. Die Verordnung vom Mai 1918 orientierte sich damit an dem Grundsatz, der über den Großteil meines Untersuchungszeitraums galt: „[...] unter einem Ersatzmittel versteht man im allgemeinen einen Stoff oder Gegenstand, der einen anderen soweit zu ersetzen vermag, daß er im wesentlichen [sic] den gleichen Dienst leistet, wie das zu ersetzende Vorbild.“²⁵ So formulierte es der Direktor der Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel des Allgemeinen österreichischen Apothekervereins, Dr. Moritz Mansfeld. Er führte in einem Artikel der *Drogisten-Zeitung* weiter aus, was damit gemeint sei: „[...] Eiweißstoffe, Fette, Kohlenhydrate und Mineralstoffe, können stets nur durch die gleiche Stoffgruppe ersetzt werden. Eiweiß kann also nur durch Eiweiß, Fett durch Fett, Zucker oder Stärke nur durch diese selbst, nie aber kann Eiweiß durch Zucker oder Fett durch Stärke ersetzt werden.“²⁶ Margarine stellt nach dieser Definition also einen vollkommenen Ersatz von Butter dar. Wurde sie allerdings mit mehr als 50 Prozent Wasser gestreckt, was mit zunehmendem Fettmangel immer häufiger der Fall war, war sie kein passender Ersatz mehr, denn der wesentliche Bestandteil musste mengenmäßig überwiegen. Unter diesen Gesichtspunkten kam die Untersuchungsanstalt zu demselben Schluss wie später das Amt für Volksernährung, dass es nämlich für Eier, Fleisch und Milch keinen wirklichen Ersatz geben könne. Im Falle des Fleisches und der Milch können frische Produkte höchstens durch haltbar gemachte ersetzt werden, wie zum Beispiel Trockenmilch oder Konservenfleisch, so Mansfeld²⁷.

In der Praxis lagen die Dinge allerdings anders. Einerseits kamen in meinem Untersuchungsraum und auch noch danach sehr wohl Produkte auf den Markt, die als Ei-Ersatz oder Fleischersatz deklariert waren. Das lag an den bereits erwähnten Schwierigkeiten was die gesetzlichen Regelungen und deren Durchsetzung anbelangte. Andererseits hielten sich die Menschen auch im allgemeinen Sprachgebrauch nicht an den Grundsatz

²² vgl. ebd.

²³ zitiert nach Brenner 2001, 12.

²⁴ vgl. Vojir 2014, 273 ff.

²⁵ *Drogisten Zeitung*, 20.3.1917, 9.

²⁶ ebd.

²⁷ vgl. ebd., 10.

Wesensgleiches nur mit Wesensgleichem zu ersetzen. So findet sich zum Beispiel in der *Reichspost* vom 16. Dezember 1915 ein Rezept zur Herstellung von Kunsthonig, das damit beworben wird, einen „wohlfeilen Brotaufstrich als Ersatz für die teuren [sic] Fette und den Naturhonig“²⁸ zu erhalten. Auch der um ein Vielfaches gestiegene Bedarf an Marmelade während des Krieges deutet darauf hin, dass die Menschen durchaus Fett mit Kohlenhydraten ersetzen²⁹.

Zwischen den Begriffen ‚Ersatz‘, ‚Surrogat‘ und ‚Substitut‘ wird höchstens im Fachdiskurs unterschieden. In den von mir analysierten Zeitungen werden die Begriffe synonym verwendet. In meiner Arbeit orientiere ich mich daher an der Verwendung des Begriffs ‚Ersatz‘ durch die Printmedien. Ich werde den Begriff ‚Ersatz‘ sehr weit fassen und verstehe darunter Produkte, die verwendet wurden, um herkömmliche Lebensmittel in ihrem Nährwert oder ihrer Funktion zu ersetzen, weil diese nicht mehr verfügbar oder nicht mehr leistbar waren. Die Begriffe ‚Surrogat‘ und ‚Substitut‘ verwende ich ebenfalls synonym.

Ich konzentriere mich in dieser Arbeit, wie bereits erwähnt, auf die österreichische Reichshälfte. Innerhalb dieser auch Cisleithanien, also Land diesseits der Leitha, genannten Reichshälfte, beschäftige ich mich insbesondere mit den deutschsprachigen Gebieten. Die Begriffe ‚österreichische Reichshälfte‘, ‚Cisleithanien‘ und ‚Österreich‘ beziehungsweise ‚ungarische Reichshälfte‘, ‚Transleithanien‘ und ‚Ungarn‘ werden synonym verwendet.

2 Methode

Diese Arbeit analysiert den Diskurs über Ersatzlebensmittel im Verlauf des Ersten Weltkriegs. Die Situation der Zivilbevölkerung in der österreichischen Reichshälfte steht im Zentrum. Die Versorgung des Heeres spielt nur indirekt eine Rolle. Zeitungen stellen im Analysezeitraum das Leitmedium dar. Ich verwende daher deutschsprachige Wochen- und Tageszeitungen, die im deutschsprachigen Teil der österreichischen Reichshälfte erschienen. Die Trennung zwischen dem deutschsprachigen Teil Cisleithaniens und dem restlichen Cisleithanien fällt nicht immer leicht. Ich bemühte mich darum, möglichst klar zum Ausdruck zu bringen, wann ich mich auf welchen Teil der österreichischen Reichshälfte beziehe. Die Auswahl der von mir analysierten Zeitungsartikel wird im Unterkapitel „Korpusbildung“ vorgestellt.

Für die Analyse der Zeitungsartikel orientiere ich mich an der historischen Diskursanalyse nach Achim Landwehr. Zentrales Analyseobjekt ist dabei die Sprache. „Sprache muss zum Gegenstand historischer Analyse gemacht werden, weil sie sich keinesfalls als Hülle verstehen lässt, die die Bedeutung umgibt“, schreibt Landwehr in der „Geschichte des Sagbaren“³⁰. Über die Sprache werden Grundgedanken von Identität, Existenz, Raum und Zeit ausgedrückt. Landwehr geht davon aus, dass die Wirklichkeit nichts Gegebenes ist, sondern erst vom Menschen erarbeitet wird und das wesentlich über die Sprache. Die Beschäftigung mit der Sprache sei besonders für die Geschichtswissenschaften wichtig, die sich stark auf schriftliche Quellen beziehen, so Landwehr. Ziel historischer Forschung könne aber nicht sein, durch die Sprache, die schriftlichen Quellen und das Papier auf dem sie erhalten geblieben sind, zur ‚Realität‘ zu gelangen. Vielmehr ginge es darum, sich mit dem „sprachlichen Niederschlag der Erfahrungen von Menschen der Vergangenheit“³¹ zu beschäftigen. Geschichte werde immer

²⁸ Reichspost, 16.12.1915, 18.

²⁹ Siehe dazu Kapitel 4.7

³⁰ Landwehr 2001, 10.

³¹ ebd., 11.

in Form von Zeichensystemen weitergegeben, sie sei damit immer konstruiert. Diese Konstruktionen seien Gegenstand der historischen Diskursanalyse³².

Grundsätzlich gehe es um die Frage: Wenn, nach den Regeln der Grammatik, zu jedem Zeitpunkt alles über ein Thema gesagt werden kann, wieso gibt es dann de facto nur eine begrenzte Anzahl von Aussagen zu diesem Thema? Man könnte zum Beispiel im Jahr 2016 behaupten: „Die Erde ist eine Scheibe!“ Dies wäre ein grammatikalisch korrekter Satz. Möchte man allerdings ernst genommen werden, wird man ihn nicht äußern. Der Satz hat negative soziale Folgen und wird daher nur sehr selten ausgesprochen. Sprache ist immer in einen gesellschaftlichen, politischen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Kontext gebettet. Kontext und Sprache beeinflussen sich wechselseitig und verändern sich im Laufe der Zeit. „Die historische Diskursanalyse interessiert sich daher für den Wandel und die Kontinuität dessen, was gesagt werden kann. Sie fragt nach der Geschichte des Sagbaren.“³³.

Landwehr versteht den Begriff des Diskurses im Sinne Foucaults und Bourdieus. Diese Theoretiker gehen davon aus, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt nur auf eine bestimmte Art über ein Thema gesprochen, geschrieben oder nachgedacht werden kann. Unter ‚Diskurs‘ wird alles verstanden, was das Sprechen, Schreiben und Nachdenken in diesem bestimmten historischen Rahmen ermöglicht beziehungsweise beschränkt. Im Gegensatz zum linguistischen Diskursbegriff wird nicht danach gefragt, warum in einer bestimmten Situation Sprache auf bestimmte Art verwendet wird, sondern wie sich die Sprachverwendung längerfristig verändert³⁴. Ein Diskurs bezeichnet die Differenz „zwischen dem, was jemand zu einer bestimmten Zeit nach den Regeln der Grammatik und Logik korrekterweise sagen konnte, und dem, was tatsächlich gesagt worden ist.“³⁵.

Michel Foucault selbst definierte den Begriff ‚Diskurs‘ folgendermaßen: „Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören. [...] Er wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstruiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann.“³⁶ Unter einer Aussage versteht er ein wiederholt auftauchendes Element, das immer in eine soziale und institutionelle Umgebung eingebettet ist. In der Diskursanalyse geht es nicht darum zu ermitteln, was eigentlich hinter bestimmten Aussagen steht, also was der/die SprecherIn tatsächlich mit einer Aussage gemeint hat. Eine Aussage wird vielmehr in ihrem Kontext gesehen. Es wird nach den Grenzen der Aussage, nach ihren Verbindungen zu anderen Aussagen und danach, welche anderen Aussagen durch sie ausgeschlossen werden, gefragt³⁷. Foucault wies auf die Verbindung zwischen Diskurs und Macht hin. Als Beispiel nannte er Gregor Mendels Vererbungslehre. Diese entspreche zwar der Wahrheit, sei aber innerhalb des biologischen Diskurses des 19. Jahrhunderts nicht anerkannt worden. Wer den Regeln des Diskurses nicht gehorche, habe wenig Chance, gehört zu werden. Diskurse definieren, was wahr ist. Sie üben daher gesellschaftliche Macht aus. Die Definitionsmacht von Diskursen ist aber keinesfalls unumstritten, sie wird immer wieder angefochten und die Regeln des Diskurses ändern sich immer wieder. Durch diese Verknüpfung mit Macht wird der Diskurs Gegenstand der Geschichte³⁸.

³² vgl. ebd.

³³ vgl. ebd., 13.

³⁴ vgl. ebd., 70 f.

³⁵ vgl. ebd., 80.

³⁶ zitiert nach Landwehr., 83.

³⁷ vgl. ebd., 81 f.

³⁸ vgl. ebd., 86.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass „wir uns innerhalb vorgegebener Regeln und Sprachspiele bewegen, daß zu einer bestimmten Zeit nicht alles gesagt werden kann, daß wir uns innerhalb von Diskursen bewegen, die unser Denken, Sprechen und Handeln bestimmen.“³⁹ Die Bedeutung von bestimmten Umständen für eine Gesellschaft wird erst durch sprachliche Aneignung konstruiert. Die Veränderung der Wirklichkeit und die Verständigung über die Wirklichkeit beeinflussen einander wechselseitig und können nicht voneinander getrennt werden⁴⁰.

Was bedeutet das nun für die Anwendung der historischen Diskursanalyse in der Praxis, konkret in dieser Diplomarbeit?

Eine angemessene Analyse von Texten ist, nach Landwehr, nur durch die Kombination von sprach- und geschichtswissenschaftlichen Praktiken möglich. Er gliedert das Vorgehen der historischen Diskursanalyse in vier Schritte:

1. Korpusbildung
2. Kontextanalyse
3. Analyse der Aussagen
4. Diskursanalyse

Die Reihenfolge dieser vier Schritte ist dabei nicht streng chronologisch. In den folgenden Unterkapiteln werde ich darauf eingehen, wie ich Landwehrs methodischen Ansatz auf die Fragestellungen dieser Diplomarbeit angewendet habe.

2.1 Korpusbildung

Die Auswahl der zu analysierenden Texte ist eng mit der konkreten Fragestellung verknüpft. Einzige Voraussetzung bei der Wahl des Themas und der Quellen ist die „Wiederholung und Gleichförmigkeit von immer wieder Gesagtem oder Geschriebenem“⁴¹. Ich entschied mich in meiner Arbeit dafür, den Ersatzlebensmitteldiskurs zur Zeit des Ersten Weltkriegs anhand von Wochen- und Tageszeitungen, die zwischen 1914 und 1918 erschienen, zu analysieren. Dabei waren folgende drei Fragen erkenntnisleitend:

- Wie wurden Ersatzlebensmittel in Printmedien der Jahre 1914 bis 1918 in der österreichischen Reichshälfte behandelt?
- Wie wurde in Printmedien im Untersuchungszeitraum (1914 bis 1918) mit dem Thema Sparen in Bezug auf die Ernährung umgegangen?
- Wie hat sich der Umgang mit diesen beiden Themen in den Printmedien im Untersuchungszeitraum verändert?

Im ersten Schritt des methodischen Vorgehens präsentiert sich der Diskurs als Sammlung von Einzeltexten. Alle jemals gemachten Aussagen zum Thema des Diskurses bezeichnet Landwehr als ‚imaginäres Korpus‘. Davon sei aber nur noch ein kleiner Teil verfügbar – das ‚virtuelle Korpus‘. Aus diesem müsse das ‚konkrete Korpus‘, also all jene Texte, die im weiteren Verlauf analysiert werden sollen, durch Sammlung, Sichtung und Gewichtung herausgearbeitet werden⁴².

³⁹ ebd., 99.

⁴⁰ vgl. ebd., 102.

⁴¹ vgl. ebd., 106.

⁴² vgl. ebd., 107.

Nach einem ersten Einlesen in die Thematik mithilfe aktueller Literatur und einer ersten Sichtung des Materials habe ich drei Hypothesen formuliert:

- In den ersten Kriegsjahren übernimmt ein Großteil der Zeitungen die Kriegspropaganda bezüglich Ersatzlebensmittelprodukten unreflektiert, indem Ersatzstoffnutzung als moralisch überlegen dargestellt, Verzicht auf diese hingegen als dekadent und verschwenderisch angeprangert wird.
- Mit zunehmender Knappheit nimmt die Kritik an Ersatzlebensmittelprodukten, in deren Produktion die Regierung direkt eingebunden war, und an den zuständigen Behörden zu.
- Die Printmedien halten die Bevölkerung besonders in den ersten Kriegsjahren zum Sparen an.

Die zu analysierenden Texte wurden nach ihrer Repräsentativität für den Diskurs ausgewählt. Zugang zu historischen Zeitungen erhielt ich über ein Projekt der Österreichischen Nationalbibliothek zur Digitalisierung historischer Zeitungen und Zeitschriften namens ANNO. ANNO steht für AustriaN Newspapers Online und ist ein Zeitungsportal mit über 480 Zeitungstiteln und mehr als 15 Millionen eingescannten Seiten aus der Zeit zwischen 1568 und 1944 (Stand Ende 2015). Es wurde 2003 ins Leben gerufen und wird seither laufend erweitert. Das Portal, das allen Menschen mit Internetzugang kostenlos zur Verfügung steht, ermöglicht das Durchsuchen des Zeitungsbestandes nach Schlagwörtern mittels Volltextsuche. Mit der Aufbereitung der Zeitungen als Volltext wurde im Jahr 2012 begonnen. Seit 2012 wurden mehr als 1,6 Millionen Seiten aus dem Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek mittels der Optical Character Recognition-Technologie (OCR) in Volltext umgewandelt⁴³. Momentan stehen knapp 300.000 Ausgaben von Zeitungen und Zeitschriften für eine Volltextsuche zur Verfügung. Aktuell sind die Zeiträume 1689-1945 durchsuchbar⁴⁴. Erst diese technische Innovation machte es möglich, einen derart großen Bestand historischer Zeitungen rasch gezielt zu durchsuchen. Im Gegensatz zu früheren Arbeiten musste sich diese Arbeit nicht darauf beschränken, einen Diskurs anhand einzelner, zuvor ausgewählter Zeitungen zu analysieren.

Für die erste Durchsicht des Materials wurde zunächst nur sprachlich (Deutsch) und zeitlich (1914 bis 1918) eingeschränkt. Das Korpus wurde nicht auf Texte zuvor selektierter Zeitungen begrenzt. Dadurch war es möglich, offener gegenüber den Themen, die in den Quellen enthalten sind, zu sein und die Gefahr zu minimieren, bestimmte Themen von vornherein auszuschließen. Mithilfe einer Liste an Suchbegriffen wurde der ANNO-Bestand systematisch durchsucht. Die Liste umfasst Begriffe, die ich, auf Basis der Literatur, als für den Diskurs relevant erachte, darunter viele Namen von Ersatzprodukten. Dabei wurden unterschiedliche Schreibweisen berücksichtigt. Die Trefferanzahl pro Suchbegriff schwankte zwischen einigen wenigen und mehreren tausend Ergebnissen. Einige Begriffe mussten nach Test-Suchdurchläufen wieder von der Liste entfernt werden, da ihre Bearbeitung den zeitlichen Rahmen dieser Arbeit überschritten hätte. Der Suchbegriff „Ersatz“ zum Beispiel lieferte rund 26.000 Treffer. Andere Suchbegriffe wurden durch die OCR-Technologie, ein automatisiertes Verfahren, nicht richtig zugeordnet und lieferten daher keine relevanten Treffer. Das liegt unter anderem an dem Zustand der eingescannten Zeitungen, deren Papier teilweise vergilbt, zerknittert oder fleckig ist, was die korrekte Erkennung einzelner Buchstaben und Wörter erschwert. Andererseits spielt die optische Ähnlichkeit einzelner Buchstaben in der Fraktur-

⁴³ vgl. Österreichische Nationalbibliothek 2015, 18 ff.

⁴⁴ vgl. Österreichische Nationalbibliothek, ANNO-Suche Volltextsuche in ausgewählten Zeitungen [online]

Schrift eine Rolle. Zum Beispiel waren von den 1.116 Treffern, die der Suchbegriff „Tran“ ergab, nur zehn im Kontext des Ersatzlebensmitteldiskurses relevant. Andere Treffer bezogen sich auf die Wörter „Französisch“, „Franz“ oder gar „Frau“. Die schwierige Unterscheidung zwischen den Buchstaben T und F sowie den Buchstaben N und U zeigt die Grenzen der OCR-Technologie.

Mithilfe von ‚Wildcards‘ und ‚booleschen Operatoren‘ konnte die Suche weiter eingrenzt werden. Unter einer Wildcard wird ein Platzhalter für beliebige Zeichen verstanden. Zum Beispiel kann am Ende des Wortes „Fleisch“ das Sternchen-Symbol (*) geschrieben werden, um Wörter wie „Fleischersatz“ zu inkludieren. Durch einen booleschen Operator können Texte gefunden werden, in denen das Suchwort vorkommt, ein weiterer Begriff aber nicht vorkommen darf. Während des Ersten Weltkrieges wurden die Warenbestände diverser Lebensmittelmärkte häufig in Printmedien publiziert. Da diese Angaben für die Analyse des Ersatzlebensmitteldiskurses nicht relevant sind, konnten mittels des booleschen Operators „NOT“ derlei Artikel zu einem Großteil exkludiert werden. Eine Suchanfrage lautete beispielsweise: „Rahm‘ NOT ‚Markt““ oder „Kriegsmargarine‘ NOT ‚Preis““. Eine vollständige Liste der verwendeten Suchbegriffe befindet sich am Ende der Arbeit.

Die Suche anhand zuvor definierter Suchbegriffe ergab ein virtuelles Korpus von über 300 Artikeln. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Einzeltexte über die Jahre 1914 bis 1918.

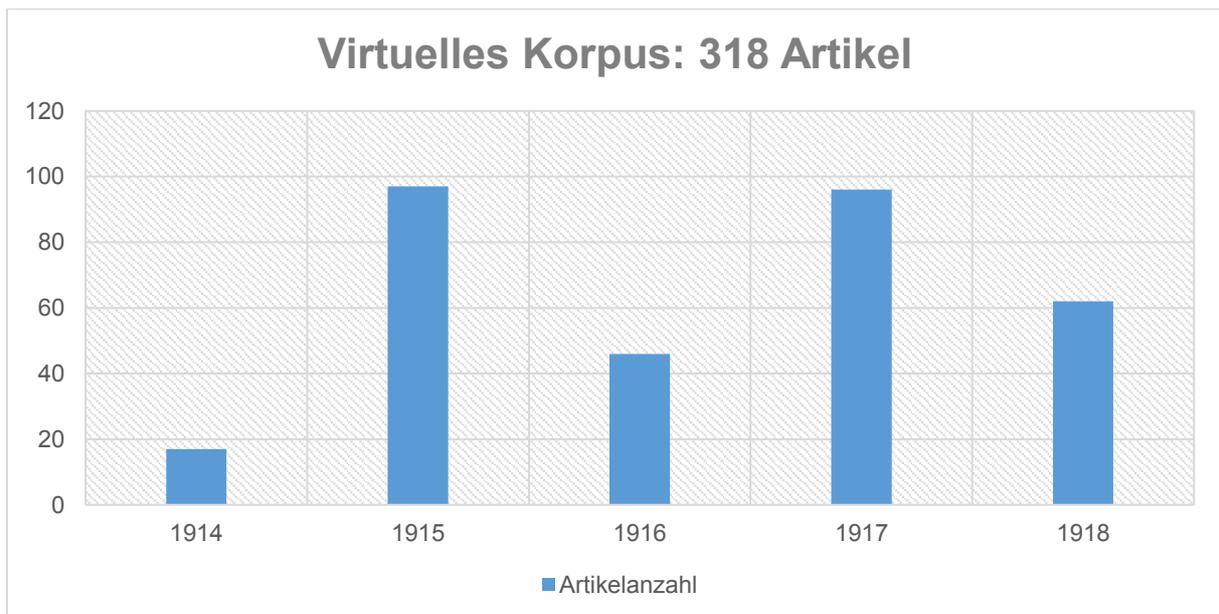


Abbildung 1: Die zeitliche Verteilung des virtuellen Korpus über den Untersuchungszeitraum.

Aus diesem Korpus wurden, orientiert an den erkenntnisleitenden Fragen, rund 50 Artikel zur näheren Analyse ausgewählt. Es wurde darauf geachtet, dass in den ausgewählten Artikeln die Haltung zu den Themen (Ersatz-)Lebensmittel und/oder Sparen in Bezug auf die Ernährung klar zum Ausdruck kommt. Wie bereits erwähnt, wurden Artikel, die ausschließlich Mengen- oder Preisangaben zu bestimmten (Ersatz-)Lebensmitteln enthielten, exkludiert. Wie in Abbildung 2 ersichtlich, weist das konkrete Korpus eine ähnliche zeitliche Verteilung der Artikel wie das virtuelle Korpus auf.

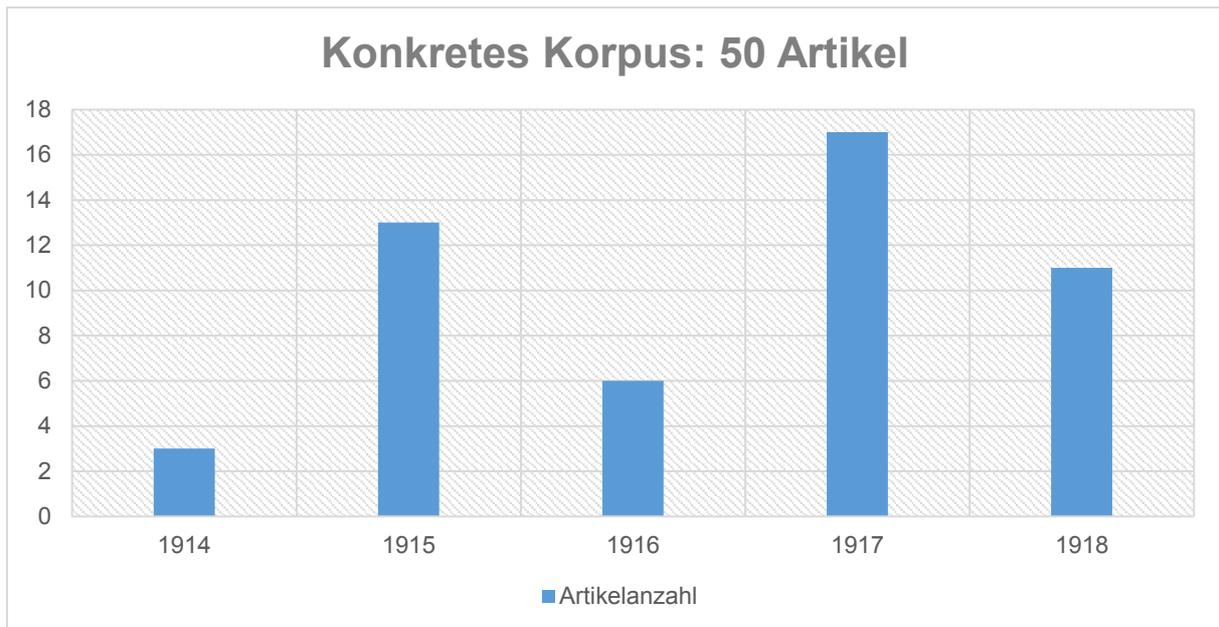


Abbildung 2: Die zeitliche Verteilung des virtuellen Korpus über den Untersuchungszeitraum.

Die 50 ausgewählten Artikel stammen aus 26 verschiedenen Zeitungen. Abbildung 3 veranschaulicht die geographische Verteilung der Artikel nach dem Erscheinungsort der Zeitungen. Abbildung 4 soll die Orientierung in der Habsburgermonarchie um die Jahrhundertwende vereinfachen. Die Karte zeigt die geographische Lage der österreichischen Kronländer.

Besonders die Reichshauptstadt Wien hatte zu Beginn des Ersten Weltkriegs eine blühende Zeitungsindustrie und war Erscheinungsort eines Großteils der Zeitungen Cisleithaniens. Damit die urbane, Wiener Perspektive im konkreten Korpus nicht überhandnimmt, wurden Zeitungen aus den Kronländern Tirol und Vorarlberg, die hauptsächlich für die ländliche Bevölkerung schrieben, bei der Auswahl leicht bevorzugt. Obwohl verhältnismäßig wenige Zeitungen im Raum Tirol und Vorarlberg produziert wurden, stammen 20 Prozent der Artikel des konkreten Korpus aus diesem Teil der Habsburgermonarchie.

Geographische Verortung der analysierten Artikel

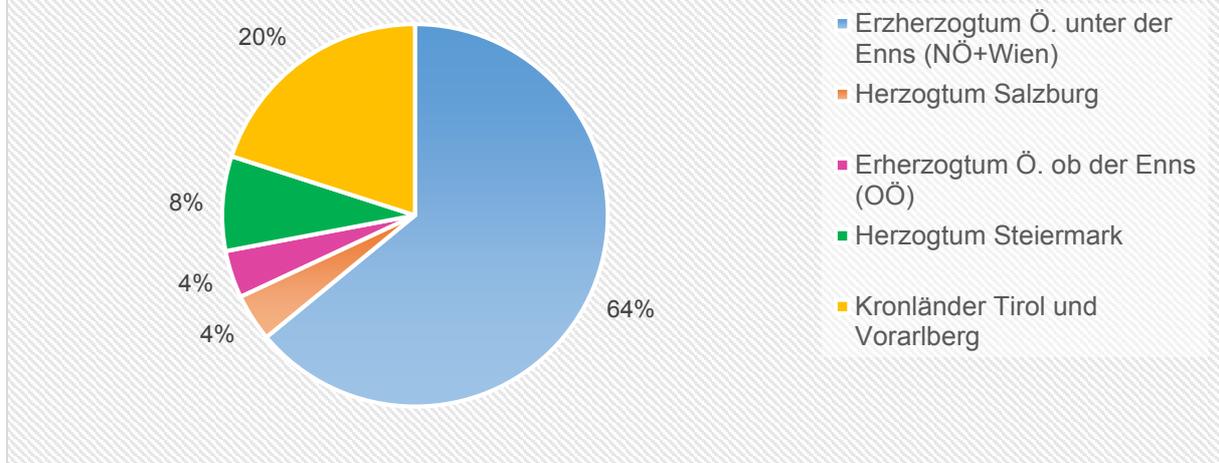


Abbildung 3: Geographische Verteilung des konkreten Korpus nach dem Erscheinungsort der Zeitungen.



Abbildung 4: Die österreichischen Kronländer 1910. Cisleithanien: 1. Böhmen, 2. Bukowina, 3. Kärnten, 4. Krain, 5. Dalmatien, 6. Galizien, 7. Küstenland, 8. Österreich unter der Enns, 9. Mähren, 10. Salzburg, 11. Schlesien, 12. Steiermark, 13. Tirol, 14. Österreich ob der Enns, 15. Vorarlberg; Transleithanien: 16. Ungarn, 17. Kroatien und Slawonien; Kondominium: 18. Bosnien und Herzegowina. Quelle: Wikipedia.

2.2 Kontextanalyse

In der historischen Diskursanalyse werden Text und Kontext gleichwertig berücksichtigt. Die Analyse des Kontextes darf nicht vernachlässigt werden, da sonst wichtige Fragen der Macht unbeachtet blieben⁴⁵. Bei der Kontextanalyse ist die nach dem US-amerikanischen Kommunikations- und Politikwissenschaftler Harold Dwight Lasswell benannte Lasswell-Formel zentral: Wer sagt was über welchen Kanal zu wem mit welchem Effekt?

Landwehr schlägt vor, die Analyse auf vier Ebenen durchzuführen:

1. Bei der Analyse des *situativen Kontexts* wird danach gefragt, wer zu welchem Zeitpunkt an welchem Ort was tut. Auf die vorliegende Arbeit umgelegt, könnte gefragt werden, wie eine Zeitungsredaktion während des Ersten Weltkriegs zusammengesetzt war. Welcher sozialen Gruppe gehörten die RedakteurInnen an, wie war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Männern und Frauen?
2. Der *mediale Kontext* bezeichnet die äußere Erscheinungsform einer Quelle. Die Frage lautet: Handelt es sich um handschriftliches oder gedrucktes Material, um Bücher, Zeitungen oder Flugblätter?
3. Auf der Ebene des *institutionellen Kontexts* wird nach der politischen oder sozialen Institution gefragt, in deren Rahmen ein Text entstanden ist. Um welche Art von Institution handelte es sich, wer war daran beteiligt, welchen Aufbau und welche Funktion hatte sie?
4. Der *historische Kontext* umfasst die politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Gesamtsituation⁴⁶.

Mit dem Kontext, in dem die von mir analysierten Texte entstanden, beschäftigt sich in dieser Arbeit das Kapitel 3, „Eine kurze Pressegeschichte Österreichs“. Darin wird auf die Entwicklung des Pressewesens in der Habsburgermonarchie ab der Märzrevolution des Jahres 1848 eingegangen. Dieser Ausgangspunkt wurde gewählt, da die Märzrevolution eng mit dem Kampf um freie Meinungsäußerung in der Presse verbunden war. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine turbulente Zeit für das Pressewesen, repressive Maßnahmen und neue publizistische Freiheiten wechselten einander ab. Dazu kamen revolutionäre technische Neuerungen. All das prägte das Pressewesen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Auf den politischen Kontext und seine Auswirkungen auf die Produktion von Zeitungen wird in Kapitel 3.2, „Die Parteien Österreichs und ihre Presse“, eingegangen. Darin wird ein Einblick in die Entwicklung der Parteienlandschaft und ihrer Presseorgane ab der Jahrhundertwende gegeben. Der Ausnahmezustand zu Kriegszeiten hatte das Inkrafttreten einiger Sonderregelungen für die Presse zur Folge. Dies bedeutete das vorläufige Ende der erst kurz zuvor erreichten Pressefreiheit. Neue Institutionen wurden geschaffen, um direkten Einfluss auf die Berichterstattung nehmen zu können. In Kapitel 3.4, „Zensur und Propaganda während des Ersten Weltkriegs“, wird auf die Umstände eingegangen, unter denen Zeitungen zur Kriegszeit produziert wurden. Der institutionelle und situative Kontext der Texte wird anhand einer Typologie der Presse zur Zeit des Ersten Weltkriegs und einer Übersicht über die verwendeten Zeitungen beleuchtet.

⁴⁵ vgl. Landwehr 2001, 108 f.

⁴⁶ vgl. ebd., 109 f.

2.3 Analyse der Aussagen

Unter Aussagen werden in der historischen Diskursanalyse „regelmäßig auftauchende und funktionstragende Bestandteile des Diskurses“⁴⁷ verstanden. Eine Aussage ist dabei nicht gleichbedeutend mit einem Satz oder einem Wort. Vielmehr geht es um Gedanken oder einzelne Begriffe, durch die wir uns auf unsere Umwelt beziehen. Die Analyse der Texte findet auf zwei Ebenen statt: der Makrostruktur und der Mikrostruktur. Dabei geht es nicht darum, den Text in all seinen Einzelteilen sprachwissenschaftlich zu analysieren. Sprache und Texte werden als Informationsträger verstanden, über die der historische Zusammenhang des Diskurses untersucht werden kann. Es geht darum, welche Haltung im Text zu einem bestimmten Umstand, im Fall dieser Arbeit zu Ersatzlebensmitteln, eingenommen wird. Die beiden Ebenen, auf denen Aussagen untersucht werden, können nur theoretisch getrennt werden. In der Praxis sind sie eng miteinander verbunden.

2.3.1 Makrostrukturanalyse

Auf der Ebene der Makrostruktur gilt es, die Textur eines Textes zu bestimmen. Dazu werden die verschiedenen Elemente jedes Einzeltextes, wie Überschriften, Schlagzeilen, Absätze und ähnliches identifiziert. Auch die graphische Form eines Textes trägt dazu bei, seine Aussage zu übermitteln und verdient folglich Beachtung. Bei der Analyse des Textes kann gefragt werden, inwiefern der/die Schreibende im Text auftaucht, welche Metaphern und Vergleiche verwendet werden und wie versucht wird, die Identifikation des Zielpublikums mit dem Thema des Textes zu erreichen. Wie bereits erwähnt, sind die Aussagen, die in einem Text zu einem Thema gemacht werden, nur eine Auswahl an möglichen Aussagen. Die Frage danach, was nicht in dem Text gesagt wurde, darf daher nicht vernachlässigt werden. Die textliche Makroanalyse soll einen Überblick darüber geben, welche sprachlichen Merkmale den Diskurs prägen⁴⁸.

2.3.2 Mikrostrukturanalyse

Die Mikrostruktur eines Textes kann auf der Text-, Satz- und Wortebene analysiert werden. Dabei ist das Ziel nicht, alle Ebenen mit derselben Intensität und bis in jede mögliche Verästelung zu analysieren. Die Analyse muss sich, so Landwehr, immer daran orientieren, was für die Beantwortung der jeweiligen Forschungsfrage sinnvoll ist. Im Mittelpunkt dieses Analyseschrittes steht die Identifikation von Stil, Rhetorik und Argumentationsmustern, um Rückschlüsse auf die Wirkungsabsicht des Textes ziehen zu können⁴⁹.

Auf der Textebene kann die Rhetorik anhand des Gesamtaufbaus des Textes untersucht werden. Dazu betrachtet man die klassischen vier Redeteile: exordium (Einleitung), narratio (Erzählung), argumentatio (Argumentation) und peroratio (Redeschluss). Ziel ist es herauszufinden, mit welchen Argumenten der/die Schreibende das Zielpublikum überzeugen möchte. Meist dient dazu eine Kombination aus sachlichen/logischen Argumenten und solchen, die an die Gefühle des Zielpublikums appellieren. Argumente können zum Beispiel darauf abzielen, einen Umstand zu verharmlosen, zu übertreiben, zu leugnen oder einen Gegner zu diffamieren⁵⁰.

Auf der Satzebene kann es sinnvoll sein, sich mit der Länge der Sätze zu beschäftigen. Kurze Sätze können ein Zeichen dafür sein, dass versucht wurde, Information möglichst schnell zu

⁴⁷ ebd., 111.

⁴⁸ vgl. ebd., 114 ff.

⁴⁹ vgl. ebd., 117.

⁵⁰ vgl. ebd., 119 f.

vermitteln. Durch die Bestimmung verschiedener Satzarten kann auf die Aussage eines Satzes geschlossen werden. Dadurch kann das Verhältnis des/der Schreibenden zum Thema erfasst werden, etwa, wenn rhetorische Fragen gestellt werden. In diesem Analyseschritt kann auch die Bedeutung verschiedener rhetorischen Figuren, wie etwa Wiederholungsfiguren (zum Beispiel: Das ist sehr, sehr schön), für die Argumentation betrachtet werden⁵¹.

Auf der Wortebene kann ein quantitatives Vorgehen zu neuen Erkenntnissen führen. Zum Beispiel kann mittels einer Wortstatistik erfasst werden, wie oft ein bestimmtes Wort in den ausgewählten Texten auftaucht. Wörter haben zudem häufig mehr als eine Bedeutung, sie besitzen zusätzlich zu ihrer Hauptbedeutung einen konnotativen Sinn. Bei der Analyse auf der Wortebene kann auch die Beschäftigung mit unterschiedlichen Wortarten aufschlussreich sein. Die Untersuchung auf der lexikalischen Ebene lässt Rückschlüsse auf die Kommunikationssituation beziehungsweise das Zielpublikum zu, etwa wenn ein Text in Fachsprache verfasst wurde. Auf der parasprachlichen Ebene werden Interpunktion und Typographie untersucht. Dem/der Schreibenden besonders wichtige Satzteile könnten zum Beispiel kursiv geschrieben oder durch Satzzeichen hervorgehoben sein⁵². Bilder und Filme sowie Abbildungen ohne künstlerische Absicht, etwa Landkarten, enthalten ebenfalls Aussagen und sind Träger eines Diskurses. Landwehr nennt diesen Bereich die ‚visuelle Ebene‘. Bei der Analyse von Visualisierungen jedweder Art wird gefragt, welche Funktion die Bilder übernehmen⁵³.

2.4 Diskursanalyse

Nach der Identifizierung, Aufbereitung und Analyse der eben genannten Elemente von Einzeltexten, geht es im letzten Schritt darum, diese Analysen zu einer Diskursanalyse zusammenzuführen. Es kann nun nach Mustern gefragt werden, durch welche die Texte miteinander verbunden sind. Dazu werden die herausragenden Elemente der Einzeltextanalysen, etwa bestimmte Argumentationsmuster, in Beziehung zueinander gestellt. Im konkreten Fall der vorliegenden Diplomarbeit wurde beispielsweise gefragt: Welche Themen und Argumentationsmuster tauchen wann im Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs auf? Welche kommen dazu? Welche fallen weg? Welche Haltung bezüglich eines Ersatzlebensmittels war zu welchem Zeitpunkt in den Printmedien dominant? Wurden die Themen Ersatzlebensmittel und Sparen in Bezug auf Lebensmittel propagiert, abwertend behandelt oder differenziert betrachtet? Wie veränderte sich die Haltung der RedakteurInnen im Untersuchungszeitraum?

In der folgenden Graphik ist das methodische Vorgehen im Rahmen der historischen Diskursanalyse dargestellt.

⁵¹ vgl. ebd., 121 f.

⁵² vgl. ebd., 124 ff.

⁵³ vgl. Landwehr 2008, 124.

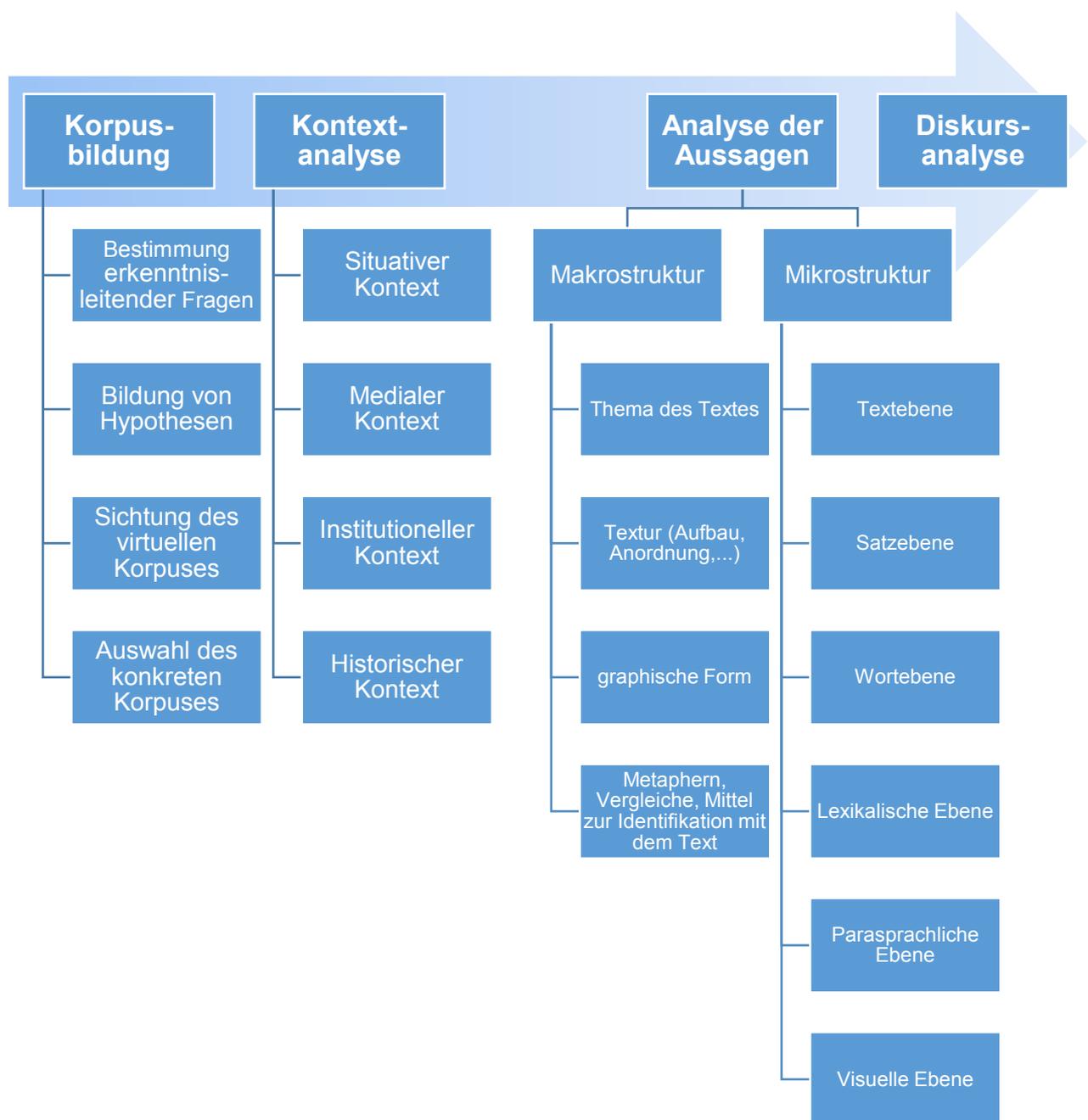


Abbildung 5: Das methodische Vorgehen im Rahmen der historischen Diskursanalyse.
 Quelle: Eigene Darstellung nach Achim Landwehr 2001, 134.

2.5 Die Durchführung der historischen Diskursanalyse anhand eines Beispiels

Abschließend möchte ich mein methodisches Vorgehen, insbesondere die Analyse auf Makro- und Mikroebene, mit einem Beispiel verdeutlichen (siehe Abbildung 6). Der Artikel, den ich zu diesem Zweck ausgewählt habe, ist Teil des konkreten Korpus. Er stammt aus der *Salzburger Chronik* vom 3. März 1915. Der Suchbegriff, der mich zu diesem Artikel führte, war „Kriegsbrot“. Ich habe mich entschieden, diesen Artikel zu analysieren, weil er ein für den Diskurs typisches Argumentationsmuster enthält und die Haltung des Autors/der Autorin klar zum Ausdruck kommt. Den situativen, medialen, institutionellen und historischen Kontext

habe ich in Form eines Kapitels zur Pressegeschichte Österreichs analysiert. Mithilfe einschlägiger Literatur konnte ich die politische Ausrichtung der Zeitung *Salzburger Chronik* als katholisch und konservativ bestimmen.

Wem gilt das? Vom westlichen Kriegsschauplatz erhielt unter dem Datum „8. Jänner 1915“ die „Köln. Volksztg.“ folgendes Schreiben: Es dürfte Sie interessieren zu erfahren, daß das nutzlose Mahnen an die im Vaterlande zurückgebliebene Bevölkerung, das notwendige **Kriegsbrot** statt des Weizenbrotes zu essen und auf Backereien und Feingebäck zu verzichten, bei uns Soldaten mit Erbitterung bemerkt wird. Wir verstehen nicht, daß ein Teil unseres Volkes zu bequem ist, diese geringen Opfer zu bringen, um unsere gemeinsame herrliche Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen. Wir in der Front entbehren seit Monaten fast alles, was man Kultur nennt, wenigstens hinsichtlich Bequemlichkeit und kulinarischer (der Küche entstammender) Genüsse. Wir verzichten auf fast alles und leben aufs Einfachste. Und es geht. Es geht, weil ein Wille da ist, der das Ziel vor sich hat: Deutschlands Zukunft. Haben denn all die Tausende umsonst geblutet und gelitten? Es ist uns wirklich unverständlich, daß es so gleichgültige Menschen jetzt noch gibt. Da das Zureden und Mahnen bis jetzt noch nicht genügend genutzt hat, so muß mit starker Hand der Zweck und das Ziel erreicht werden. Wir Soldaten in der Feuerlinie begrüßen solche Maßnahmen, die notwendig werden, weil mit Blindheit geschlagene Menschen dafür den weiten Blick verloren haben. Nicht lange mehr gezögert, sondern „drauf und dran!“ — Diese ernste, tiefempfundene Mahnung ist an die Bevölkerung Deutschlands gerichtet; gilt sie nicht Oesterreich auch?

Abbildung 6: Beispiel für einen Artikel des konkreten Korpus. *Salzburger Chronik* 3. März 1915, 4.

Zunächst transkribierte ich den in Fraktur erschienenen Artikel. Zur Analyse auf Makro- und Mikroebene fertigte ich eine Tabelle an, in die ich alle Artikel des konkreten Korpus in der Reihenfolge ihres Erscheinungsdatums einordnete. Die Tabelle besteht aus folgenden 21 Kategorien, auf die ich im Anschluss näher eingehen werde:

- Erscheinungsdatum
- Zeitung
- Seitenzahl und Gesamtzahl der Seiten dieser Ausgabe
- Position auf der Seite
- Rubrik
- Welche Artikel stehen unmittelbar davor und danach
- Titel und Untertitel
- Name des Autors/der Autorin falls angegeben
- Thema (Metaebene 1)
- Thema (Metaebene 2)
- Aufbau und Gliederung
- Einleitung und Schluss
- Zwischentitel

- graphische Form
- Perspektive
- Metaphern, Vergleiche und Redensarten
- Argumentation
- Haltung des Autors/der Autorin dem Thema des Textes gegenüber
- Was wird nicht in dem Text thematisiert
- Sprachstil und Tonfall
- weitere Anmerkungen

Der Artikel der *Salzburger Chronik* befindet sich in der Mitte der Zeitung, in der Rubrik „Aus Salzburg Stadt und Land“. Diese enthält Meldungen zu verschiedenen Themen. In dieser Zeitungsausgabe haben beinahe alle Meldungen einen Bezug zu Krieg. Unmittelbar vor und nach dem Artikel befinden sich zwei Texte, die zur Kriegspropaganda gezählt werden können. Vor dem Beispielsartikel werden die Menschen — unter Verweis auf das Kriegsfürsorgeamt Graz — dazu aufgerufen, Bergschuhe für „unsere Soldaten“ zu spenden. In dem Artikel der auf den analysierten Text folgt, wird unter dem Titel „Kultur des russischen Magens“ von russischen Kriegsgefangenen berichtet, die rohe Kutteln⁵⁴ verzehrt hätten.

Der zu analysierende Artikel hat den Titel „Wem gilt das?“. Der Autor/die Autorin des Textes wird, wie bei den meisten der von mir analysierten Artikeln, nicht genannt. Das Thema des Artikels habe ich auf zwei Abstraktionsniveaus zusammengefasst. So wurde die Tabelle übersichtlicher und die Artikel untereinander besser vergleichbar. In der Kategorie ‚Thema (Metaebene 1)‘ fasste ich Themen und Unterthemen des Artikels in mehreren Stichwörtern zusammen. Zum Beispielartikel notierte ich mir die Stichwörter „Kriegsbrot, Front-Heimatfront, Haltung der Bevölkerung“. Ich habe versucht, die Stichwörter möglichst einheitlich zu halten. In der Kategorie ‚Thema (Metaebene 2)‘ fasste ich, das Thema mit einem Stichwort zusammen. Ich notierte zum Beispiel das Ersatzlebensmittel, das in dem Artikel behandelt wird. Das Thema des Beispielartikels ist „Kriegsbrot“. So war für mich unter anderem schnell ersichtlich, welche Themen wann im Diskurs auftauchten.

Um das Argumentationsmuster des Autors/der Autorin identifizieren zu können, analysierte ich zunächst den Aufbau der Artikel. Zum Artikel der *Salzburger Chronik* notierte ich folgendes:

- Information, dass nun ein Brief an die Kölner Volkszeitung folgt.
- Reaktion der Soldaten der Westfront auf die Ermahnung der Zivilbevölkerung Kriegsbrot zu essen (*das Mahnen schein nutzlos, Notwendigkeit des Kriegsbrots, Soldaten erbittert*).
- Schilderung der Situation der Soldaten (*Entbehrungen, Unverständnis ob der mangelnden Verzichtbereitschaft der Menschen*).
- Motivation der Soldaten durchzuhalten (*gemeinsames Ziel: "Deutschlands Zukunft", damit das Leiden nicht umsonst sei*).
- Maßnahmen der Regierung (*aufgrund der vielen ignoranten Menschen notwendig*).
- Kommentar der Redaktion der Salzburger Chronik (*Solidarität mit Soldaten, Mahnung gelte auch für Österreich*).

⁵⁴ In Streifen geschnittene Pansen von Wiederkäuern.

Anschließend beschäftigte ich mich mit der Einleitung und dem Schluss des Artikels. Wie bereits erwähnt, besteht der Beispielartikel aus einem Text, der ursprünglich in einer anderen Zeitung erschien und von einem Redakteur/einer Redakteurin der *Salzburger Chronik* kommentiert wird. Er wird von einem Kommentar eingeleitet, auf den die Einleitung des Briefes folgt. Die Redaktion informiert in der Einleitung, dass nun ein Brief folge, welcher der Zeitung „Köln. Volksztg.“ von Soldaten der Westfront zugesendet worden sei. Der Brief beginnt damit, dass die Soldaten ihre Erbitterung darüber zum Ausdruck bringen, dass sich einige Menschen in der Heimat weigerten, Kriegsbrot zu essen. Er wird mit der Forderung der Soldaten beendet, die Menschen mit strengeren Maßnahmen zum Essen des Kriegsbrot zu bewegen. Der/die RedakteurIn schließt den Artikel mit folgendem Satz: „Diese ernste, tiefempfundene Mahnung ist an die Bevölkerung Deutschlands gerichtet; gilt sie nicht Oesterreich auch?“⁵⁵ Mit diesem Satz gibt der/die RedakteurIn zu verstehen, dass er/sie den Brief für authentisch und ernstzunehmend hält. Zugleich wird die rhetorische Frage gestellt, ob diese Mahnung an die Bevölkerung Deutschlands nicht auch für ÖsterreicherInnen gelte.

Der Beispielartikel enthält keine Zwischentitel, er besteht aus lediglich einem Absatz. In anderen Artikeln des Analysekorpus werden die LeserInnen mithilfe mehrerer Absätze und entsprechender Zwischentitel an ein Thema herangeführt. Zwischentitel fassen meist die wichtigsten Informationen zusammen und erregen die Aufmerksamkeit der LeserInnen. In seiner graphischen Form unterscheidet sich der Beispielartikel nur durch das Fragezeichen im Titel von anderen Artikeln der Rubrik. Der letzte Satz des Artikels wird durch einen Gedankenstrich vom übrigen Text getrennt und dadurch hervorgehoben. In anderen Texten werden häufig einzelne Wörter oder Sätze mittels vergrößerter Laufweite betont. So wird die Aufmerksamkeit der LeserInnen auf diese Wörter oder Sätze gelenkt und man erfährt, was dem Autor/der Autorin besonders wichtig war. Das Unterstreichen von Wörtern oder Sätzen kann dem selben Zweck dienen, es kann damit auch versucht werden, den Text zu strukturieren, etwa wenn der Platz in einer Zeitung nicht für mehrere Absätze ausreicht.

Der Brief in meinem Beispielartikel ist aus der Perspektive deutscher Soldaten geschrieben. Sie bezeichnen sich selbst als „wir Soldaten in der Feuerlinie“ und betonen damit die Gefahr, in der sie sich befinden. Sie schreiben von ihrer Erbitterung ob der Menschen, die kein Kriegsbrot essen wollen, von ihren Entbehrungen an der Front, von ihrem Verzicht, ihrem Leid und davon, dass sie strengere Maßnahmen durch die Regierung begrüßen würden. Die Schilderung der persönlichen Situation und der damit einhergehenden Gefühle der Soldaten soll das Mitgefühl der LeserInnen wecken. Mit dem Personalpronomen ‚wir‘ wird eine homogene Gemeinschaft konstruiert. Die ‚tapferen‘ Soldaten werden den ‚verwöhnten‘ Daheimgebliebenen gegenübergestellt. Ob der Brief tatsächlich von deutschen Soldaten stammte, darf bezweifelt werden. Der Autor/die Autorin möchte den Brief authentisch erscheinen lassen und den LeserInnen die Entbehrungen der Soldaten vor Augen zu führen.

Es fällt auf, dass die Wörter ‚Krieg‘ oder ‚Sieg‘ nicht verwendet werden. Stattdessen ist von der „gemeinsamen herrlichen Sache“ und dem „glücklichen Ende“ die Rede. Erstere Redewendung wird in einigen der von mir analysierten Texte verwendet. Es soll den Menschen damit verdeutlicht werden, dass es sich bei dem Krieg um ein Ereignis handle, dass bedeutungsvoller als ihr persönliches Schicksal sei. Erneut soll ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt werden, der Krieg wird als gemeinsame Angelegenheit aller Deutschen dargestellt. Die Zusammenarbeit würde mit einem „glücklichen Ende“ belohnt. Den Daheimgebliebenen wird vorgeworfen „mit Blindheit geschlagen“ zu sein und „den weiten Blick verloren“ zu

⁵⁵ vgl. Salzburger Chronik 3.3.1915, 4.

haben. Sie würden also das Offensichtliche nicht sehen und die Bedeutung der Maßnahmen in ihrem größeren Zusammenhang nicht begreifen. Aus dieser „Blindheit“ der Menschen ergibt sich in der Argumentation des Autors/der Autorin die Notwendigkeit der „starken Hand“. Damit wird ausgedrückt, dass nach Meinung des Autors/der Autorin eine energische und autoritäre Führung notwendig sei.

Der Autor/die Autorin des Briefes drückte sich gewählt aus, der Brief besteht aus komplexen Satzkonstruktionen. Auffällig ist, dass der Autor/die Autorin zwar das gehobene Wort „kulinarisch“ verwendet, es aber in Klammern erklärt, vorausgesetzt, die Anmerkung in der Klammer stammt von dem/der ursprünglichen VerfasserIn des Textes. In eindringlichem, emotionalem Tonfall werden die Bedeutung des Kriegsbrottes und die Entbehrungen der Soldaten geschildert. Der Tonfall wird herablassend und vorwurfsvoll, wenn die Rede von denjenigen ist, die sich weigern, Kriegsbrot zu essen.

Mithilfe dieser Analysen der Makro- und Mikrostruktur kann nun herausgearbeitet werden, wie der Autor oder die Autorin die LeserInnen zu überzeugen versucht. Es wird auf Sach- und Gefühlsebene argumentiert. Auf Sachebene lautet die Argumentation folgendermaßen: Um den Krieg zu gewinnen, ist der Konsum von Kriegsbrot anstelle anderer Gebäckarten notwendig. Alle Maßnahmen, die Menschen auf freiwilliger Basis zum Verzehr von Kriegsbrot zu bewegen, waren erfolglos, daher sind nun strengere Maßnahmen notwendig. Auf der Gefühlsebene wird an das Gewissen der Menschen appelliert: Die Soldaten bringen große Opfer für den Sieg. Viele haben ihr Blut und ihr Leben gegeben. Einigen Menschen zu Hause fehlt es an Verständnis für diese Maßnahme, ihnen ist der eigene Luxus wichtiger als der Sieg. Sie sind nicht einmal zu relativ geringen Opfern bereit. Ihre Weigerung, Kriegsbrot zu essen, macht die Opfer der Soldaten zunichte und gefährdet das gemeinsame Ziel. Daher braucht es jetzt strengere Maßnahmen.

Für den Autor/die Autorin des Briefes stellt das Kriegsbrot eine Notwendigkeit und ein geringes Opfer dar. Er/sie tritt klar für den Konsum von Kriegsbrot ein. Die Haltung der Redaktion der *Salzburger Chronik* kommt in der Tatsache zum Ausdruck, dass sie den Brief übernahm und ihn nicht kritisch kommentierte. Sie scheint der Meinung zu sein, dass die Mahnung, Kriegsbrot zu essen, auch für ÖsterreicherInnen gelte.

Abschließend stellte ich die Analysen der 50 Artikel einander gegenüber, um übergreifende Argumentationsmuster und Veränderungen in der Haltung der Printmedien im Untersuchungszeitraum zu erkennen. Auf die Ergebnisse der historischen Diskursanalyse wird in Kapitel 4 im Detail eingegangen.

3 Eine kurze Pressegeschichte Österreichs

3.1 Die Entwicklung des Pressewesens

Die Französische Revolution im Jahr 1789 hatte die gesellschaftliche Ordnung europaweit nachhaltig verändert. Während die Prinzipien Freiheit und Gleichheit auch von den

EinwohnerInnen der Habsburgermonarchie immer stärker verinnerlicht wurden, versuchten die Eliten vehement an ihren Privilegien und dem Absolutismus festzuhalten. Alle Versuche, das politische System zu verändern und mehr konstitutionelle Rechte zu erlangen, wurden blockiert und unterdrückt. Der Vormärz, die Zeit vor der Märzrevolution 1848, war von Verhaftungswellen geprägt. Der Widerstand gegen die traditionellen Eliten war dennoch nicht mehr aufzuhalten. Langsam begann sich die Ständegesellschaft aufzulösen und es kam zu einer Verdrängung der bisherigen Eliten, die sich aus Klerus, Adel und GroßgrundbesitzerInnen zusammensetzten. Die wachsende bürgerliche Mittelschicht gewann an Einfluss. Gesellschaftliche Konflikte wurden durch Bevölkerungswachstum, Industrialisierung und Urbanisierung verschärft. Diese Entwicklungen führten dazu, dass immer mehr ArbeiterInnen unter prekären Umständen lebten und arbeiteten, was ihre Protestbereitschaft und Politisierung erhöhte. Andererseits stiegen Lebenserwartung und Alphabetisierungsrate in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts⁵⁶.

Politische, satirische und literarische Publikationen spielten für die Märzrevolution des Jahres 1848 eine wichtige Rolle. Die Presse musste hart um freie Meinungsäußerung kämpfen, sie sah sich mit zahlreichen Verboten und repressiven Maßnahmen konfrontiert. Obwohl in fortschrittlichen Kreisen bereits seit dem 18. Jahrhundert über die Meinungs- und Pressefreiheit als Menschenrecht diskutiert wurde, waren mit den Karlsbader Beschlüssen 1819 im ‚Deutschen Bund‘ die Pressebestimmungen wieder verschärft worden. Aus Angst vor der Verbreitung liberaler und nationaler Gesinnungen über die Presse war eine Vorzensur eingeführt worden. Dennoch existierte eine vielfältige Publizistik, in der erstmals auch Frauen eine wichtige Rolle als Rezipientinnen und Produzentinnen einnahmen. Das Revolutionsjahr 1848 führte zu einem Umbruch in der Entwicklung des Pressewesens Europas. Als nach Massendemonstrationen und Barrikadenkämpfen die Pressezensur aufgehoben wurde, explodierte die Anzahl neuer Zeitungen innerhalb kürzester Zeit geradezu. Dies zeigt das große Bedürfnis der Menschen, zu lesen und die eigene Meinung kundzutun. Obwohl Frauen maßgeblich an den Märzaufständen beteiligt waren und ebenso wie Männer für mehr demokratische Rechte eintraten, wurden sie im darauffolgenden Demokratisierungsprozess weitgehend übergangen und von dessen Errungenschaften exkludiert. Frauen organisierten sich daraufhin in eigenen Frauenvereinen und gründeten Zeitungen für Leserinnen, wie etwa die 1849 von Louise Otto gegründete *Frauen-Zeitung*⁵⁷.

Die adeligen Eliten hielten sich bald nicht mehr an ihre demokratiepolitischen Versprechen. Die Revolution wurde niedergeschlagen und die Phase des Neoabsolutismus begann. Für das Pressewesen bedeutete das die neuerliche Verschärfung der Zensur im Jahr 1852. Auch ihre wirtschaftliche Entwicklung wurde durch neue Regelungen gehemmt. Die Inseratensteuer, eine von Herausgeber oder Herausgeberin zu entrichtende Kautions, und die Wiedereinführung des kostenpflichtigen Zeitungsstempels gefährdeten die finanzielle Grundlage vieler Zeitungen⁵⁸. Die Eliten versuchten vehement, die in Bewegung geratene Bevölkerung in Schach zu halten und die politischen Verhältnisse zu stabilisieren. Sie bauten Militär und Polizei aus und investierten in die Überwachung von ArbeiterInnen und radikalen Linken. Trotz dieser Bemühungen des Adels, seine Vorherrschaft zu sichern, begann sich das wirtschaftlich aufstrebende Bürgertum als neue führende Klasse zu etablieren. Die gesellschaftlichen Umbrüche waren eingebettet in die fortschreitende Industrialisierung. Die Einführung und Verbreitung der industriell-mechanischer Produktion von Gütern beeinflusste

⁵⁶ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 21.

⁵⁷ vgl. ebd., 22 f.

⁵⁸ vgl. Schwendinger 2011, 40.

auch das Pressewesen. Innovationen wie die Weiterentwicklung der Rotationspresse, die Verbesserung des Satzes, die elektrische Ferntelegraphie und die Erfindung des Telefons fallen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie veränderten das Nachrichtenwesen umfassend und machten die Entwicklung von Massenmedien erst möglich. Durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes konnten auch weit entfernte Kronländer mit Zeitungen aus Wien und Graz versorgt werden. Doch nicht nur auf Technik und Wirtschaft hatte die Industrialisierung großen Einfluss, auch die Vorstellungswelten und das Sozialleben der Menschen veränderten sich erheblich⁵⁹.

Die HerausgeberInnen von Zeitungen verbündeten sich mit Vertretern von Handel und Gewerbe und protestierten gemeinsam gegen die Inseratensteuer, bis diese 1874 schließlich abgeschafft wurde. Dennoch dauerte es weitere 20 Jahre, bis mit einer Novellierung des Pressegesetzes auch die Kautionspflicht beseitigt wurde. Der Zeitungsstempel, eine Abgabe, die das regelmäßige Zeitunglesen für viele unerschwinglich machte, wurde erst 1899 abgeschafft⁶⁰. Im Jahre 1902 wurde dem Abgeordnetenhaus der Entwurf eines neuen Pressegesetzes vorgelegt. Die Einleitung dieses Entwurfs enthielt die gewichtigen Worte: „Die Presse ist innerhalb der gesetzlichen Schranken frei.“⁶¹ Dieser Entwurf schaffte es jedoch nie, geltendes Gesetz zu werden. Bis zum Jahr 1914 beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus mit einer Überarbeitung. Mit der Ausschaltung des Reichsrats, dem österreichischen Parlament, begann 1914 die sogenannte ‚Kriegs-Diktatur‘ unter Ministerpräsident Karl Stürgkh. Im Rahmen des Ausnahmezustands führte die Regierung erneut eine strenge Zensur ein⁶². Die Kriegs-Diktatur endete im Jahr 1917, nach der Ermordung Stürgkhs durch einen Sohn Viktor Adlers und dem Tod Kaiser Franz Josephs. Kaiser Karl I. setzte den Reichsrat wieder ein und lockerte die Pressezensur, sodass RedakteurInnen in den letzten beiden Kriegsjahren offener schreiben konnten⁶³.

Im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Anonymisierung der Presse. Zunächst wurde ein Großteil der Zeitungen der Habsburgermonarchie von EinzelunternehmerInnen⁶⁴ herausgegeben. Zunehmend fungierten aber Kapitalgesellschaften als Herausgeber. Unternehmen aus zeitungsnahen Industriezweigen, wie Holz- und Papierfabriken, schlossen sich mit Druckereien und Verlagen zu vertikalen Konzernen zusammen⁶⁵. Die 1870er Jahre brachten die Gründung der beiden großen Zeitungskonzerne Österreichs. Der 1873 gegründete Elbemühlkonzern bestand aus 17 Papierfabriken, deren Standorte großteils in Böhmen lagen. Ihr Präsident, der Großindustrielle Schöller, hatte Verbindungen zum Verkehrsbank-Schoeller-Konzern und in die Zuckerindustrie. Ab 1874 kaufte der Elbemühlkonzern das *Illustrierte Wiener Extrablatt*, die *Wiener Allgemeine Zeitung*, das *Fremden-Blatt* und die *Wiener Mittagszeitung*. Der andere große Konzern der österreichischen Zeitungswirtschaft war der 1872 gegründete Steyermühlkonzern. Zu ihm gehörte die gleichnamige Papierfabrik. Geleitet wurde der Konzern von den Brüdern Wilhelm und Julius Singer. Wilhelm Singer war gleichzeitig der Chefredakteur des *Neuen Wiener Tagblattes*. Zur Steyermühl gehörte des Weiteren die *Konstitutionelle Vorstadtzeitung*. Einige

⁵⁹ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 63 ff.

⁶⁰ vgl. Walter 1994, 14 f.

⁶¹ Zitiert nach Paupié 1960, Bd. 1, 15.

⁶² vgl. ebd.

⁶³ vgl. Healy 2004, 25.

⁶⁴ Zu den Herausgeberinnen von Zeitungen und Zeitschriften um die Jahrhundertwende gehörten unter anderem Auguste Fickert (1855-1910), Berta von Suttner (1843-1914) und Helene Stöcker (1869-1943) (vgl. Klaus und Wischermann 2013).

⁶⁵ vgl. Walter 1994, 31.

der erfolgreichsten Zeitungen der 1860er und 1870er Jahre waren direkt mit Bankhäuser verbunden, beziehungsweise von ihnen erworben worden. Die *Neue Freie Presse* etwa war mit der Anglo-Österreichischen- und der Unionbank verbunden, die *Presse* war mit dem Wiener Bankenverein und der Bodencreditanstalt liiert und die *Morgenpost* stand in Verbindung zur Hypothekarrentenbank. Die Vereinsbank war mit der *Morgenpost* verknüpft und die Vorortebank mit dem *Illustrierten Wiener Extrablatt*⁶⁶.

3.1.1 Die Entwicklung der Zeitungsrubriken

Das Nachrichtenmaterial wurde zunächst in innen- und außenpolitische Themen, Kommunalangelegenheiten und andere Nachrichten getrennt. Der politische Teil gewann aber erst mit der verbesserten Gesetzgebung von 1862 an Bedeutung. Um Gebühren zu entgehen, die nur für politische Zeitungen vorgesehen waren, bezeichneten sich allerdings viele Blätter als unpolitisch. Ein eigenständiger Wirtschaftsteil entwickelte sich aus dem politischen Teil erst später, wurde aber bald in unterschiedlichen Zeitungsformen wichtig. Zu Beginn der 1870er Jahre dominierte er in vielen Blättern sogar und es entstand eine Reihe neuer pseudo-volkswirtschaftlicher Zeitungen, die ohne die nötige Expertise über Börsengeschäfte und wirtschaftliche Entwicklungen informierten. Dies hatte mit der boomenden Wirtschaft ab den 1860er Jahren zu tun. Die negative Seite des Booms waren Spekulationsgeschäfte, an denen sich immer mehr Menschen beteiligten. Die Börsentipps, an denen sich die Menschen orientierten, stammten aus der Zeitung. Nach dem Börsenkrach des Jahres 1873 verloren LeserInnen das Vertrauen in die wirtschaftliche Expertise von Zeitungen⁶⁷. Besonders in den Lokalzeitungen trat die Rubrik Wirtschaft stark zurück. Die Großpresse hingegen beschäftigte zunehmend Fachleute, die über wirtschaftliche Themen schrieben. Der Börsenkrach hatte großen Einfluss auf die wirtschaftliche Situation des Pressewesens. Etwa ein Viertel der vor 1873 erschienenen Zeitungen mussten aus finanziellen Gründen eingestellt werden⁶⁸.

Eine der ersten Rubriken, die in Zeitungen nach der Revolution von 1848 neu auftauchte, war der Lokalteil. In ihm wurden Feste, Jubiläen, Unglücksfälle, Verbrechen und andere lokale Ereignisse gemeldet. Auch Glossen zum Tagesgeschehen und Skizzen aus dem Gerichtssaal fanden sich hier. Aus letzteren wurde bis zur Jahrhundertwende eine eigene Rubrik. Mit der Zunahme des internationalen Nachrichtenverkehrs wurden vermehrt auch Ereignisse aus dem Ausland gemeldet. Den Kulturteil bildeten Theater-, Literatur-, Musik- und Kunstrubriken. Er war ein Charakteristikum der Großpresse, in der Lokalpresse kam er nicht oder nur in Abwandlungen vor. Ursprünglich befand sich der Kulturteil auf der ersten Seite, direkt unter dem Strich, der den Namen der Zeitung vom Inhalt trennte und setzte sich gegebenenfalls auf den nächsten Seiten fort. Die letzte eigenständige Rubrik, die sich im 19. Jahrhundert herausbildete, war der Sportteil. Zuvor war über Sportereignisse im Lokalteil berichtet worden. Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurde noch ausführlich über den Pferdesport berichtet, erst langsam setzte sich Fußball durch. Besonders die Montagspresse berichtete über Neuigkeiten aus dem Sport, am wenigsten wurde darüber in der Groß- und Parteienpresse geschrieben⁶⁹. Nachdem 1874 die Inseratensteuer abgeschafft worden war, konnte sich der Inseratenteil der Zeitungen im großen Stil entfalten. In einigen Blättern, etwa dem *Neuen Wiener Tagblatt*, übertraf dieser Teil, der meist der „Kleine Anzeiger“ genannt

⁶⁶ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 31.

⁶⁷ vgl. Walter 1994, 31.

⁶⁸ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 29 ff.

⁶⁹ vgl. ebd.

wurde, den redaktionellen Teil an Länge. Diese für die Habsburgermonarchie neue Art der Werbung erfreute sich schnell großer Beliebtheit. Zeitungen umfassten oft mehrere hundert Annoncen auf zehn und mehr Seiten pro Ausgabe. In der Sonntagsausgabe des *Neuen Wiener Tagblatts* wurden bis zu 1800 Annoncen gedruckt⁷⁰. Die meisten Anzeigen bewarben Schuhe, Kleidung, Gebrauchsgegenstände und Möbel. In den privaten Kleinanzeigen finden sich aber auch Produkte vom Grabstein bis hin zu Rattenfallen und Honig. Die Werbung war an die Zielgruppe des Blattes angepasst. Die meisten Angebote, ein Produkt auf Raten abzuzahlen, fanden sich in der *Arbeiter-Zeitung*. Auch Kondome wurden hier weitaus häufiger als in anderen Zeitungen beworben. In Zeitungen mit einer wohlhabenderen Zielgruppe, wie etwa der *Reichspost*, wurden vermehrt Kosmetikprodukte, von Haarentfernungscremen bis zu Cremes für vollere, straffere Brüste, beworben. Einige Ersatzprodukte waren bereits vor Kriegsbeginn im Annoncenteil der Zeitungen präsent. Dabei wurde nicht mit der Knappheit der zu ersetzenden Produkte argumentiert, sondern mit finanzieller Ersparnis im Falle von Margarine oder gesundheitlichen Aspekten im Falle von Kaffee-Ersatz. Näheres dazu findet sich in den entsprechenden Kapiteln dieser Arbeit⁷¹.

3.2 Die Parteien Österreichs und ihre Presse

Der Entstehung des Parteienwesens in Österreich ging eine Vielzahl sozialer und wirtschaftlicher Umbrüche voraus. Diese sollten auf politischer Ebene vom „Deutschen Bund“, der unter österreichischer und preußischer Herrschaft stand, stabilisiert werden. Innenpolitisch brach im Jahr 1851 die Zeit des Neoabsolutismus an. Das Ministerium Bach versuchte mit einer Reihe restriktiver Maßnahmen die Ordnung wiederherzustellen. Erst ab Mitte der 1860er Jahre kam es zu einer vorsichtigen Liberalisierung, die neuen Parteien den Weg bereitete. Sie führte auch zum Erstarken der Arbeiter- und der Frauenbewegung. Der in Leipzig gegründete „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ unter der Leitung Ferdinand Lassalles war die erste große sozialdemokratische Partei Deutschlands. In Leipzig entstand 1865 auch der „Allgemeine deutsche Frauenverein“ (ADF) unter der Leitung der Journalistin und Zeitungsherausgeberin Louise Otto-Peters und der Schriftstellerin Auguste Schmidt. In Wien formierte sich die Sozialdemokratie zur selben Zeit im „Arbeiterbildungsverein“. Die österreichische Frauenbewegung war ebenfalls im Aufschwung und organisierte sich etwa im „Wiener-Frauen-Erwerbsverein“. Außenpolitisch gesehen waren die 1860er Jahre von den Auseinandersetzungen zwischen Preußen, unter Ministerpräsident Otto von Bismarck, und Österreich geprägt. Diese mündeten – nach den drei sogenannten „Einigungskriegen“ – in der Gründung des Deutschen Reiches. Der preußische König Wilhelm I. wurde zum Kaiser des neu gegründeten Reiches gekrönt. Deutsch-Österreich trennte sich damit endgültig vom deutschen Nationalverband und reorganisierte sich in der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Diese Zeit der Neuorganisation großer Teile Europas ging einher mit wirtschaftlichem Aufschwung und stärker werdenden Reformkräften. Die Arbeiterbewegung setzte sich mit der Verarmung großer Teile der Bevölkerung auseinander und kommunizierte das auch in eigenen Printmedien, wofür sie rigoros verfolgt wurde. Die Frauenbewegung diversifizierte sich und damit auch ihre Presse⁷².

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wuchsen die sozialen Probleme innerhalb der Habsburgermonarchie. Kaiser Franz Joseph hielt an alten Konventionen fest, wurde aber dennoch als Symbolfigur des Reiches respektiert. Der Selbstmord des liberalen Kronprinzen

⁷⁰ vgl. ebd., Bd. 1, 30.

⁷¹ vgl. Healy 2014, 144 f.

⁷² vgl. Klaus und Wischermann 2013, 64 ff.

Rudolph 1889 und die Ermordung Kaiserin Elisabeths 1898 waren schwere Schläge für die Monarchie. Gleichzeitig wurde die soziale Lage immer brisanter. Trotz restriktiver Maßnahmen wurden immer mehr Arbeiter- und Frauenvereine gegründet, die in öffentlichen Veranstaltungen über ihre Anliegen informierten⁷³. Die Vielfalt an Sprachen und Nationen und die vielen gesellschaftlichen Konflikte, die das Reich vor seinem Zerfall prägten, führten zu einer facettenreichen Parteienlandschaft. „Man wird kaum ein Land finden, in dem die Schattierung der Parteien und ihrer Presse so vielfältig abgestuft war wie in der Donaumonarchie.“⁷⁴, schrieb der österreichische Professor für Zeitungswissenschaften, Kurt Paupié im Jahr 1960.

3.2.1 Die Parteienlandschaft Zentralösterreichs um die Jahrhundertwende

Von 1861 an fungierte der sogenannte Reichsrat als Parlament des späteren Cisleithaniens, der österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie. Er bestand aus zwei Kammern, dem Abgeordnetenhaus und dem Herrenhaus. Wenn ein neues Gesetz erlassen werden sollte, musste ein Beschluss, dem beide Kammern zugestimmt hatten, vom Kaiser unterzeichnet und von den zuständigen Ministern gegengezeichnet werden. Nur die Mandatare des Abgeordnetenhauses wurden ab 1873 direkt gewählt. Allerdings war bis 1896 nur ein kleiner Prozentsatz des männlichen Teils der Bevölkerung Österreichs wahlberechtigt. Durch die Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts kam es zu einer tiefgreifenden Umstrukturierung des Reichsrates, eine eigene Wählerkurie stand nun allen volljährigen Männern offen. Im Jahr 1906 wurden schließlich die Wählerkurien ganz abgeschafft. Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für Männer wurde eingeführt. Erst durch diese Umstrukturierungen war die Herausbildung der ersten modernen Massenparteien möglich.

In den rein deutschsprachigen Gebieten der Monarchie dominierten Ende des 19. Jahrhunderts konservativklerikale Anschauungen. Die wahlberechtigten Bürger entschieden sich bis 1911 mehrheitlich für die Christlichsoziale Partei, die zur stärksten Kraft des Abgeordnetenhauses wurde. Diese 1893 von Karl Lueger⁷⁵ gegründete Partei war zunächst eine Oppositionspartei, die sich mit populistisch-antisemitischer Politik profilierte. Bald schon gehörte sie aber selbst zum Establishment und wurde eine konservative Reichspartei. Ihre Kernwählerschaft war das deutschsprachige katholische Bauern- und Bürgertum⁷⁶. Der Tod Luegers 1910 führte zu parteiinternen Streitigkeiten, woraufhin die Partei bei den Wahlen 1911 in Wien 19 ihrer 22 Mandate verlor. In ländlichen Gebieten hingegen konnten die Christlichsozialen Mandate dazugewinnen, was ihre landwirtschaftliche Ausrichtung verstärkte. Die verlorenen Mandate gingen in Wien an die Sozialdemokratische Partei⁷⁷.

Auch innerhalb der Sozialdemokratischen Partei herrschte lange Uneinigkeit. Sie bestand aus einem radikalen und einem gemäßigten Flügel. Der Arzt, Journalist und Politiker Viktor Adler⁷⁸

⁷³ vgl. ebd., 103 f.

⁷⁴ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 6.

⁷⁵ Karl Lueger wurde am 24. Oktober 1844 in Wien in kleinbürgerliche Verhältnisse geboren. Nach einer Phase politischer Orientierung vertrat er ab den 1880er Jahren als Gemeinderat und später als Reichstagsabgeordneter die Anliegen des Kleinbürgertums und der Gewerbetreibenden. Nachdem der Kaiser ihm zweimal die Ernennung zum Bürgermeister Wiens verwehrt hatte, konnte er sich 1897 schließlich doch durchsetzen und blieb bis zum Jahr 1910 Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt (vgl. Benesch 2010, 12.).

⁷⁶ vgl. ebd., 15 ff.

⁷⁷ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 21.

⁷⁸ Viktor Adler wurde am 24. Juni 1852 in Prag in eine wohlhabende, jüdische Kaufmannsfamilie geboren. Die Familie übersiedelte 1855 nach Wien, wo Adler nach bestandener Matura Medizin studierte. Er arbeitete als

trug maßgeblich zur Versöhnung der beiden Gruppen bei. Vom 30. Dezember 1888 bis zum 1. Jänner 1889 wurde im niederösterreichischen Hainfeld ein Schlussstrich unter die Einigungskämpfe gesetzt und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) gegründet. In den folgenden Jahren versuchten Gruppen von Parteimitgliedern, die Selbstverwaltung der einzelnen Nationalitäten über Landesgrenzen hinweg zu erreichen. 1912 trennten sich der tschechische und später der polnische Teil der Sozialdemokraten aus nationalistischen Gründen von der Partei. Im Abgeordnetenhaus waren nun drei verschiedene sozialdemokratische Fraktionen vertreten: eine polnische, eine tschechische und eine deutsche Gruppe⁷⁹.

Neben den deutschen Parteien waren in der Monarchie auch slawische und romanische Nationalitäten durch eigene Parteien vertreten. Zum Zeitpunkt der ersten allgemeinen Wahlen der österreichischen Reichshälfte, vom 14. bis zum 15. Mai 1907, bei der allerdings Frauen weiterhin ausgeschlossen waren, bestand das Abgeordnetenhaus aus 512 Mitgliedern. Diese bestanden aus 233 Deutschen, 107 Tschechen, 82 Polen, 33 Ruthenen (Ukrainer), 24 Slowenen, 19 Italienern, 13 Kroaten und 5 Rumänen⁸⁰. Das Herrenhaus bildete das Gegengewicht zum gewählten Abgeordnetenhaus und sorgte dafür, dass traditionelle Eliten ihren Einfluss trotz Reformen nicht verloren⁸¹. Im Herrenhaus saßen Erzherzöge, Erzbischöfe und Bischöfe mit fürstlichem Rang, adelige Großgrundbesitzer und verdiente österreichische Staatsbürger. Aus ihnen bildeten sich drei große Fraktionen: Mitglieder des Feudaladels bildeten die konservativ und autonomistisch ausgerichteten ‚Rechten‘. Die ‚Mittelpartei‘ setzte sich aus hohen Militärs, der hohen Beamtschaft, einigen Industriellen und Großgrundbesitzern zusammen und nahm eine vermittelnde Rolle ein. Deutschfreiheitlich gesinnte Großgrundbesitzer und Industrielle, sowie zentralistisch-deutsch gesinnte Mitglieder des Hochadels bildeten die ‚Verfassungspartei‘. Letztere trat für ein gemäßigtes, fortschrittliches Programm ein. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass Stadtgemeinden tendenziell fortschrittlich orientiert und rurale Gemeinden klerikal geprägt waren⁸².

3.2.2 Der Beginn der Parteienpresse

Paupié teilt die politische Landschaft Österreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in zwei Lager, das verfassungstreue und das mit der Verfassung unzufriedene Lager. Beide Lager lassen sich wiederum in mehrere Fraktionen unterteilen.

Das verfassungstreue Lager teilte sich in:

1. Die Liberalen, die auch als Alt- oder Konservativliberale bezeichnet werden. Ihre 39 Organe waren den publizistischen Produkten anderer Parteien zahlen- und bedeutungsmäßig überlegen. Allen voran stand die *Neue Freie Presse*, das *Fremden-Blatt* gehörte ebenfalls zu dieser Gruppe
2. Die Fraktion der Demokraten überbot Erstere in ihrer liberalen Gesinnung und stand in Opposition zu herrschenden Verhältnissen.

Armenarzt, bevor er sich journalistisch betätigte und die Zeitung *Gleichheit* und nach deren Verbot die *Arbeiter-Zeitung* gründete. Nach seinem ausgleichenden Wirken auf dem Hainfelder Parteitag wurde Adler zum ersten Vorsitzenden der neu gegründeten Sozialdemokratischen Partei Österreichs.

⁷⁹ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 22 f.

⁸⁰ vgl. ebd., Bd. 1, 23.

⁸¹ vgl. Republik Österreich, Parlament, Oktoberdiplom und Februarpatent: Verfassung mit Widerständen [online]

⁸² vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 25.

3. Die Fraktion der Nationalliberalen fand Anhänger unter ‚Jungdeutschen‘, ‚Jungruthenen‘ und ‚Jungslowenen‘. Sie beharrte auf der verfassungsmäßigen Einheit des Reiches⁸³.

Die klerikale, ultramontane Partei bildete das zweite große Lager. Ihre Presse wurde stark von der Kirche beeinflusst. Zu ihr gehörten 37 katholische Blätter unterschiedlicher Strömungen⁸⁴. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat die christlichsoziale Presse das Erbe dieser klerikalen Blätter an. In den meisten Kronländern gab es einen nahezu reibungslosen Übergang von klerikalen zu christlichsozialen Blättern. In Wien musste die klerikale Presse erst überwunden werden, bevor sich christlichsoziale Zeitungen etablieren konnten. Die *Reichspost* etwa musste sich nicht nur gegen liberale, sozialdemokratische und deutschnationale Blätter durchsetzen, sondern auch gegen das aristokratisch-klerikale *Vaterland*⁸⁵. Andere politische Strömungen und ihre Parteiorgane können in die Gruppen ‚Föderalisten‘, ‚Föderalistisch-Konservative‘, nationalistische, polnische Blätter und sozialpolitische Blätter eingeteilt werden⁸⁶.

Zu letzterer Gruppe sind die Arbeiterpresse, die Frauenpresse sowie Blätter, die bestimmte Standesinteressen vertraten, zu zählen. Die Arbeiterpresse sah ihre Aufgabe ursprünglich darin, die Bildung der Arbeiter zu fördern, ihnen die Gesetze des Wirtschaftslebens näher zu bringen und ihre Stellung in der Gesellschaft zu thematisieren. Beispiele dafür sind die Zeitungen *Sozialpädagogische Arbeiter* (ab 1858) und das *Sonntagsblatt für alle Stände*. Ihre Nachfolgeorgane hatten ab den 1860er Jahren nicht länger die Selbsthilfe im Rahmen der bestehenden Verhältnisse im Sinne. Ihnen ging es um die Veränderung dieser Verhältnisse, sie wollten möglichst rasch die ‚soziale Revolution‘ verwirklichen. Unter dem Einfluss Ferdinand Lassalles forderten sie eine Demokratisierung des Staates und legten damit auch die Fundamente der Sozialdemokratischen Partei⁸⁷. Waren die ersten Arbeiterblätter noch von Kämpfen innerhalb der Arbeiterbewegung geprägt, fungierte die von Viktor Adler 1889 gegründete *Arbeiter-Zeitung* als Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie. Arbeiterblätter stellten aber keine Konkurrenz für die liberale Presse dar⁸⁸.

Von Frauen produzierte Presse, die sich mit Politik beschäftigte, war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts meist fortschrittlich und oft radikal. Die Redakteurinnen beherrschten die Kunst der Satire, ihre Texte waren vielfach provokant bis polemisch⁸⁹.

Zwischen 1855 und 1872 stieg die Zahl der Parteiblätter von 22 auf 163 und auch ihre Auflage versiebenfachte sich von 47.340 Exemplaren auf 357.910 Exemplare⁹⁰. Durchschnittlich war die Parteienpresse aber bis zur Zwischenkriegszeit wenig erfolgreich. Erst zwischen den beiden Weltkriegen gewann sie an Bedeutung. Neben den offiziellen Parteizeitungen gaben die Verlage der Christlichsozialen und der Sozialdemokratischen Partei noch weitere Zeitungen heraus. Sie waren nicht als Parteizeitungen deklariert, unterstützten die Partei aber durch entgegenkommende Berichterstattung. Die ‚parteiunabhängige‘ Presse wurde allmählich zur

⁸³ vgl. ebd., Bd. 1, 6 f.

⁸⁴ vgl. ebd., Bd. 1, 7.

⁸⁵ vgl. ebd., Bd. 1, 83.

⁸⁶ vgl. ebd., Bd. 1, 8 f.

⁸⁷ vgl. ebd., Bd. 1, 10 f.

⁸⁸ vgl. ebd., Bd. 1, 83.

⁸⁹ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 23.

⁹⁰ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 11.

schärfsten Konkurrenz der Großpresse, auf beide wird im folgenden Kapitel näher eingegangen⁹¹.

3.3 Typologie der Presse vor Beginn des Ersten Weltkriegs nach Paupié

Die Märzrevolution 1848 hatte die Entstehung vieler neuer Zeitungen zur Folge. Zum ersten Mal konnte sich die breite Bevölkerung für eine Zeitung entscheiden, deren publizistisches und politisches Programm ihren Vorlieben entsprach. Diese Entwicklung hin zu politischer Diversität in der Berichterstattung nahm mit den drastischen Änderungen des Pressegesetzes der neoabsolutistischen Ära von 1851 bis 1867 ein jähes Ende. Wie bereits erwähnt wurden von dezidiert politischen Zeitungen Gebühren erhoben, was die teilweise Entpolitisierung der Presse zur Folge hatte. Politik im überregionalen Sinn verkam zur Randerscheinung, sie wurde nur mehr gestreift und als reiner Ablauf von Vorhaben und Handlungen dargestellt. Den LeserInnen wurde vielfach zu vermitteln versucht, Politik sei den Eliten vorbehalten. Die Berichterstattung vieler Zeitungen beschäftigte sich fortan vermehrt mit lokalen Themen und Ereignissen⁹².

3.3.1 Die Lokalpresse

Im Kontext der Entpolitisierung der Presse ab den 1850er Jahren erfreute sich eine immer vielfältigere Lokalpresse wachsender Beliebtheit. Die Lokalpresse kann nach Paupié grob in zwei Gruppen unterteilt werden: die Volkspresse und die Sensationspresse. Die Volkspresse war durch eine volkstümliche, teilweise vulgäre Gestaltung des Inhalts geprägt. Die Sensationspresse zeichnete sich als Vorgänger der Boulevardmedien durch polemische Sprache und einen ‚reißerisch‘ präsentierten Inhalt aus. Sie entwickelte sich im Vergleich zur Sensationspresse anderer europäischer Staaten erst spät und wies fast immer politische Tendenzen auf⁹³. Nicht nur der Versuch, Gebühren zu umgehen führte zum Aufschwung der Lokalpresse, auch die katholische Kirche trug dazu bei. Sie förderte durch die Gründung von Pressevereinen den Ausbau von lokalen Blättern katholischer Prägung zu Volksblättern. Der Aufschwung der Lokalpresse, der sich vor allem in einer großen Zahl von Neugründungen zeigte, wurde durch die Aufhebung der Pressegebühren für politische Berichterstattung 1899 noch befeuert. Nun konnten die Zeitungen wieder offener politische Themen aufgreifen. Auch das Format differenzierte sich, es erschienen die ersten Kleinformatzeitungen, darunter die *Österreichische Kronenzeitung*⁹⁴.

3.3.2 Die Großpresse

Das Pendant zur Lokalpresse, die Großpresse, sprach vor allem das Bürger- und Großbürgertum an. Sie entstand mit dem Aufkommen liberalerer Wirtschaftsformen Ende des 19. Jahrhunderts und dem damit einhergehenden Ausbau der Verkehrswege. Auch weitete sich der Zugang zu neuen nachrichtentechnischen Mitteln, wie elektrischen Ferntelegraphen und später dem Telefon, aus⁹⁵. Diese beiden Faktoren führten zur Entstehung einer internationalen Großpresse. Die neuen liberalen Blätter waren keinesfalls einheitlich. Unter ihnen gab es demokratische, monarchistische, konservative, linksliberale und kapitalistische. Die Zeitungen betonten ihre eigene Meinung und versuchten sich dadurch voneinander

⁹¹ vgl. ebd., Bd. 1, 84.

⁹² vgl. ebd., Bd. 1, 165.

⁹³ vgl. ebd., Bd. 1, 26.

⁹⁴ vgl. ebd., Bd. 1, 165.

⁹⁵ vgl. Deutsches Fernsehmuseum Wiesbaden, Geschichte ab 1850 [online]

abzugrenzen. Ihnen gemeinsam war eine antiklerikale Haltung. Nur wenige liberale Blätter waren politisch und wirtschaftlich unabhängig. Viele Zeitungen gingen Verbindungen mit Großkonzernen und Kreditinstituten ein oder bildeten Aktiengesellschaften. Sie ordneten sich den politischen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Partner und Geldgeber unter. Eine Folge dieser Entwicklung war das Anwachsen des Inseratenteils. Besonders deutlich war das bei Zeitungen des Steyrermühlkonzerns. Die Blätter des Elbemühlkonzerns differenzierten sich zu Vertretern bestimmter wirtschaftspolitischer Interessensgruppen aus. Der Verzicht auf Subventionierung und damit eine relative politische Eigenständigkeit war den meisten Blättern aus finanziellen Gründen nicht möglich⁹⁶.

Die Großpresse erreichte LeserInnen der gesamten Monarchie und teilweise sogar des Auslands. Dadurch hatte sie einen universellen Charakter. Zu ihr gehörten ‚Weltblätter‘ und ‚Landesblätter‘. Die Bedeutung der Weltblätter, von denen es nur wenige gab, ging weit über Cisleithanien hinaus. Sie waren in politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Dingen tonangebend im In- und Ausland, bemühten sich, aktiv in die Politik einzugreifen, vernachlässigten aber lokale Nachrichten. Beispiele dafür sind die rechtsliberale Zeitung *Die Presse* und die liberale *Neue Freie Presse*⁹⁷.

Landesblätter waren im Gegensatz zu Weltblättern im Ausland unbekannt. Sie beschäftigten sich mit Politik und Kultur, hatten einen eigenen Lokalteil, ließen jedoch Wirtschaftsthemen größtenteils außer Acht. Mit dem Erstarken der modernen Massenparteien und ihrer Presse entpolitisierten sich die Landesblätter zusehends⁹⁸. Beispiele für Landesblätter sind die konservative *Reichswehr*, das liberale *Neue Wiener Journal* und die linksliberale *Wiener Allgemeine Zeitung*. Neben den klassischen Weltblättern und Landesblättern gab es auch Mischformen. Diese passten ihre Aufmachung und ihr Niveau den Weltblättern an, hatten aber keine internationale Verbreitung und auch ihre Themenvielfalt blieb beschränkt. Zu dieser dritten Gruppe gehörten die föderalistisch-liberale Zeitung *Neueste Nachrichten* und das katholisch-föderalistische *Vaterland*⁹⁹.

3.3.3 Die Parteienpresse und die offiziöse Presse

Die Parteienpresse konnte sich vor dem ersten Weltkrieg nicht gegen andere Presstypen durchsetzen. Im politischen Teil referierte und kommentierte sie das aktuelle politische Geschehen, auch die anderen Rubriken, bis hin zum Sport, wurden ‚verpolitisiert‘. Neben den offiziellen Organen der verschiedenen Parteien gab es auch Zeitungen, die unter dem Einfluss von Regierung oder regierungsnaher Kreise standen, Paupié nennt sie die ‚offiziöse‘ Presse. Zu dieser Gruppe kann beispielsweise das *Fremden-Blatt* gezählt werden, das als Sprachrohr des Außenministeriums diente. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörten vor allem christlichsoziale Blätter zur offiziösen Presse, wie etwa die *Reichspost* oder das *Neuigkeits-Welt-Blatt*¹⁰⁰.

3.3.4 Die Sonntags- und Montagsblätter

Sonntagsblätter verdankten ihre Existenz dem Umstand, dass die großen Tageszeitungen an Sonntagen keine Abendblätter herausbrachten. Die Sonntagszeitungen sammelten das Nachrichtenmaterial des Sonntags und erschienen bereits am Nachmittag. Als 1885 in der

⁹⁶ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 132 f.

⁹⁷ vgl. ebd., Bd. 1, 133.

⁹⁸ vgl. ebd., Bd. 1, 27.

⁹⁹ vgl. ebd., Bd. 1, 134.

¹⁰⁰ vgl. ebd., Bd. 1, 117.

österreichischen Reichshälfte die gesetzliche Sonntagsruhe eingeführt wurde, verlegten die Sonntagsblätter ihren Druck in die ungarische Reichshälfte, für die das Gesetz nicht galt. Die Nachrichten des Sonntags erschienen nun als Montagmorgenblatt und ersetzten damit die durch das neue Gesetz entfallenden Montagmorgenausgaben der Tageszeitungen. Ein Großteil der Sonntags- beziehungsweise Montagsblätter war liberal eingestellt, einige wenige auch christlichsozial oder deutschnational. Sonntags- und Montagsblätter berichteten über ähnliche Themen wie die Tagespresse, ihr Stil war aber meist feuilletonistischer und orientierte sich an Zeitschriften und Sensationsblättern. Trotz der einmal wöchentlichen Erscheinungsweise war dieser Zeitungstypus nicht mit einer Wochenzeitung vergleichbar¹⁰¹.

Nachdem die verschiedenen Zeitungen und ihr politischer Kontext in aller Kürze vorgestellt wurden, wird im folgenden Kapitel näher auf die Bedingungen, unter denen Zeitungen während des Krieges produziert wurden, eingegangen. Auch die Rolle von Zeitungen für die Kriegspropaganda wird beleuchtet.

3.4 Zensur und Propaganda während des Ersten Weltkriegs

Wie und worüber in Printmedien berichtet werden konnte, wurde zur Zeit des Ersten Weltkriegs von Zensur und Propaganda beeinflusst. Unter dem Begriff Propaganda verstehe ich im Kontext dieser Arbeit den „geplanten, systematischen Versuch der österreichisch-ungarischen Regierung – respektive des Kaiserhauses – eine Meinungsänderung herbeizuführen und manipulativ auf die Wahrnehmung und das Verhalten der österreichisch-ungarischen Bevölkerung einzuwirken [...]“¹⁰². Zensur „bezeichnet die [...] (politische) Kontrolle öffentlich geäußerter Meinungen (in Presse, Funk und Fernsehen, aber auch im Bereich der Literatur, Kunst etc.)“¹⁰³

Die österreichischen Gesetze waren darauf ausgerichtet, im Fall drohender Kriegsgefahr, innerer Unruhen oder verfassungsbedrohender oder die Sicherheit gefährdender Umtriebe einzelne Grundrechte außer Kraft zu setzen. Noch am 23. Juli 1914, dem Tag, an dem das Ultimatum an Serbien gestellt wurde, traten Ausnahmeverfügungen für die Presse in Kraft. Die Pressefreiheit wurde vorübergehend aufgehoben. Das neu ins Leben gerufene ‚Kriegsüberwachungsamt‘ (KÜA) leitete und überwachte die Umsetzung der Sonderregelungen. Das Amt war ab dem 27. Juli 1914 für die österreichische Reichshälfte zuständig. In Ungarn wurde eine eigene ‚Kriegsüberwachungskommission‘ eingerichtet. Das KÜA sollte Spionage und unbefugte Verlautbarungen bezüglich militärischer Kriegsmaßnahmen verhindern. Zudem sollte es Informationen von Ämtern und Behörden, die Hinweise auf Unternehmungen gegen den Staat oder die Armee enthielten, sammeln, ebenso wie Anregungen zur besseren Handhabung der Ausnahmeregelungen in der Praxis¹⁰⁴.

Eine ‚Zensurgruppe‘ innerhalb des KÜA war für Presse, Post und Telegramme zuständig. Die Abteilung, die für die Zensur von Zeitungen zuständig war, unterteilte sich in eine politische und eine militärische Zensurgruppe. Zu den Aufgaben der politischen Zensurgruppe gehörte es, zivile Pressebehörden sowie Printmedien zu beaufsichtigen und anzuweisen und Pressekonferenzen abzuhalten. Die militärische Zensurgruppe zensierte Artikel mit militärischem und militärpolitischem Inhalt¹⁰⁵. Die Zensur militärischer Inhalte war besonders

¹⁰¹ vgl. ebd., Bd. 1, 198.

¹⁰² Schwendinger 2011, 69.

¹⁰³ Bundeszentrale für politische Bildung 2016, Zensur [online]

¹⁰⁴ vgl. Schwendinger 2011, 56 f.

¹⁰⁵ vgl. Minihold 2015, 37 f.

streng. Schmähungen oder unwahre Aussagen über die Armee waren verboten. Über die Situation an den Fronten durften ausschließlich 33 zugelassene KriegsberichterstatteInnen schreiben. Diese berichteten meist mit großer Begeisterung¹⁰⁶. Einen wesentlichen Teil der Zensurarbeit übernahmen Post- und Telegraphenstellen, eigens ins Leben gerufenen Zensurstellen und Frontkommandos des Kriegspressequartiers. Vor ihrem Erscheinen mussten Zeitungen mehrere Ausgaben an die für sie zuständige Stelle abgeben. Dort wurden sie darauf untersucht, ob sie Themen behandelten oder Informationen enthielten, deren Verbreitung verboten war. Das KÜA informierte die Stellen in regelmäßigen ausgeschickten Weisungen darüber, was verboten und was erlaubt war¹⁰⁷. Entsprach ein Artikel oder Teile eines Artikels nicht den Vorstellungen des Zensors, wurden sie gestrichen. Übrig blieben weiße Flecken in den Zeitungen (siehe Abbildung 7). So wurde es allerdings der Vorstellungskraft der LeserInnen überlassen, sich auszudenken, welcher Inhalt vor ihnen verborgen wurde. Bereits vor dem Krieg war es üblich, dass Artikel wortgleich in mehreren Zeitungen erschienen. Dabei zeigte sich das unkoordinierte Vorgehen der unterschiedlichen Presse-Zensur-Stellen: Artikel, die in einer Zeitung zensiert wurden, tauchten bisweilen in anderen Zeitungen unzensiert auf¹⁰⁸.

Von einem Zensor/einer Zensorin wurden offiziell uneingeschränkter Patriotismus, psychische Gesundheit und körperliche Fitness erwartet. Theoretisch hätte der berufliche und private Hintergrund aller ZensorInnen genauestens überprüft werden sollen, bevor diese engagiert wurden. Die Realität sah anders aus. Immer wieder stahlen ZensorInnen per Post verschickte Gegenstände. Zensurstellen klagten über die „geringe Intelligenz“ ihrer MitarbeiterInnen. Die MitarbeiterInnen der Zensurstellen waren, wie die übrige Bevölkerung, vom Nahrungsmittelmangel betroffen. Immer wieder streikten sie deshalb. Das führte dazu, dass nicht genügend ZensorInnen verfügbar waren und Soldaten, die sich im Fronturlaub befanden, einspringen mussten¹⁰⁹.

Ab dem 16. Dezember 1915 veranstaltete das KÜA wochentags eine Pressekonferenz, in der RedakteurInnen über aktuelle Kriegsgeschehnisse informiert wurden. JournalistInnen konnten Fragen zur Zensur stellen und erhielten Weisungen, wie über welche Themen zu berichten sei. Viele RedakteurInnen nutzen die Pressekonferenzen auch dafür, mitgebrachte Artikel schneller zensieren zu lassen. Die Zensur ging ansonsten relativ langsam vonstatten, doch auf der Pressekonferenz wurden Artikel umgehend zensiert. Die Texte konnten dann in überarbeiteter Form erscheinen. Um an der Pressekonferenz teilzunehmen, mussten sich die Zeitungen beim KÜA bewerben. Pro Zeitung durften ein bis zwei RedakteurInnen teilnehmen¹¹⁰. Mit der Wiedereinsetzung des Reichsrates am 30. Mai 1917 wurde das KÜA immer stärker öffentlich kritisiert. Im August 1917 wurde es schließlich von einer Ministerialkommission des Kriegsministeriums abgelöst¹¹¹. Neben der Zensur durch offizielle Stellen darf die Zensur durch die RedakteurInnen selbst nicht außer Acht gelassen werden. Die sogenannte ‚Schere im Kopf‘ der RedakteurInnen ließ sie über gewisse Themen nicht berichten und andere hervorheben¹¹².

¹⁰⁶ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 146.

¹⁰⁷ vgl. Minihold 2015, 46.

¹⁰⁸ vgl. Healy 2004, 132 ff.

¹⁰⁹ vgl. ebd., 139.

¹¹⁰ vgl. Minihold 2015, 46 f.

¹¹¹ vgl. Schwendinger 2011, 56 ff.

¹¹² vgl. Barth-Scalmani und Margesin 2014, 295.

Für die Propaganda in Printmedien war das ‚Kriegspressequartier‘ (KPQ), das eng mit dem KÜA zusammenarbeitete, zuständig. Es sollte die Presse im In- und Ausland im Sinne der österreichischen Kriegsagenda beeinflussen, Kontakt zu den Pressestellen der Verbündeten halten, Propaganda für das Heer und die Flotte im In- und Ausland machen, das Ansehen der Monarchie fördern und feindliche Propaganda abwehren. Dazu kam noch das ‚Literarische Bureau‘, die Presseabteilung des k. k. Ministeriums für Äußeres, das für den Kontakt zwischen Ministerium und JournalistInnen zuständig war und Informationen über Auslandsthemen bereitstellte¹¹³.

Der Nahrungsmittelmangel in Cisleithanien führte im Kriegsverlauf zum teilweisen Zusammenbruch rechtsstaatlicher Ordnung und sozialer Normen. Die Regierung war nicht fähig, die Menschen mit ausreichend Nahrung zu versorgen. Das steigerte die Bereitschaft der Menschen, das Gesetz zu brechen, um sich und ihre Familien zu ernähren. Daraufhin wurden meist neue Gesetze und Sonderregelungen erlassen, die dann erneut gebrochen wurden¹¹⁴. Einige Politiker versuchten das Problem zu lösen, indem sie in ihrem Zuständigkeitsbereich für mehr Nahrungsmittel zu sorgen versuchten, was höchstens kurzfristig gelang. Andererseits wurde versucht, die öffentliche Wahrnehmung des Mangels zu beeinflussen. Die Menschen waren im Kriegsverlauf immer stärker davon überzeugt, Opfer einer gescheiterten Versorgungspolitik zu sein. Mithilfe eines umfassenden Propagandaapparates sollten sie von dieser Überzeugung abgebracht werden. Ihnen sollte vielmehr gezeigt werden, welche Rolle sie im Krieg einzunehmen hatten. Von einer, wie Maureen Healy es nennt, ‚Disneyland-artigen‘ Kriegsausstellung im Wiener Prater, über Postkarten und Kinofilme wurden alle Medien genutzt¹¹⁵.

In einer ‚Ersatzmittelausstellung‘, kurz ‚EMA‘ genannt, wurden WienerInnen im Jahr 1918 über die neuesten Alternativen zu nicht mehr verfügbaren Produkten informiert. Eine Vielzahl an Ersatzlebensmitteln wurde vorgestellt und Köchinnen zeigten vor Publikum, wie diese neuen Produkte verarbeitet werden konnten. Ein Redakteur/eine Redakteurin der *Neuen Freien Presse* bewarb die Ausstellung folgendermaßen:

Trotz des fatalen Beigeschmacks, den das Wort „Ersatz“ in diesen fast vier letzten Jahren unseres Lebensersatzes bekommen hat, handelt es sich aber da um eine sehr ernste, sehr wichtige und nützliche Ausstellung. Auf ihr werden wir nicht nur die Ersatzstoffe der Gegenwart, sondern auch die der Zukunft sehen und man wird uns neben den fatalen, schädlichen und wertlosen Ersatzstoffen die wichtigen, volkswirtschaftlich bedeutungsvollen in ihrer Herstellung und Nutzenanwendung zeigen.¹¹⁶

Obwohl die Ausstellung selbst für sinnvoll befunden wird, räumt der Redakteur/die Redakteurin ein, dass mit dem Wort ‚Ersatz‘ im vierten Kriegsjahr viel Unangenehmes assoziiert wurde.

Das Leitmedium des beginnenden 20. Jahrhunderts war aber die Zeitung. Die Menschen hatten während des Krieges ein gestiegenes Bedürfnis nach aktuellen Informationen zum Kriegsverlauf. Die Zeitungen reagierten darauf mit Sondernummern und Kriegsbeilagen. So konnten die großen Zeitungen ihre Auflagen zu Kriegsbeginn sogar verdoppeln. Viele Menschen wurden im August 1914 von einer großen Kriegsbegeisterung erfasst, die mit dem

¹¹³ vgl. Schwendinger 2011, 60 f.

¹¹⁴ vgl. Healy 2004, 10.

¹¹⁵ vgl. ebd., 87.

¹¹⁶ Neue Freie Presse 24.3.1918, 11.

Begriff ‚Augusterlebnis‘ in die Literatur einging. Die meisten Zeitungen reagierten mit bedingungslosem Patriotismus auf den Beginn des Krieges¹¹⁷. Selbst die *Arbeiter-Zeitung* musste auf den Druck der LeserInnen reagieren und ging von einer pazifistischen Haltung zu einer gedämpften Kriegsbegeisterung über¹¹⁸. Die anfängliche Auflagensteigerung der Presse hielt nicht lange an. Im Kriegsverlauf mussten viele Zeitungen ihre Auflage reduzieren oder ihr Erscheinen ganz einstellen. Neben Zensurmaßnahmen hatten die Zeitungen mit Material – und Arbeitskräftemangel zu kämpfen. Viele Journalisten, Setzer und Drucker mussten Militärdienst leisten. Ob es dadurch zu einem Anstieg an Journalistinnen kam, ist nicht hinreichend erforscht¹¹⁹.

Die Kriegseuphorie der Medien ist auch in ihrer Haltung gegenüber Ersatzlebensmitteln und dem Sparen bezüglich Lebensmitteln bemerkbar. In Kapitel 4 wird im Detail darauf eingegangen, wie Ersatzlebensmittel in den Printmedien propagiert wurden und wie sich die Haltung der Printmedien im Kriegsverlauf veränderte.

3.5 Übersicht über die verwendeten Zeitungen

Wie bereits in Kapitel 2 erwähnt, stammen die von mir analysierten Artikel aus 26 verschiedenen Zeitungen aus dem deutschsprachigen Raum Cisleithaniens. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Eckdaten der verwendeten Zeitungen und soll bei der Einordnung der Artikel helfen. Dem aktuellen Stand der Forschung zur Presse der Jahrhundertwende ist es geschuldet, dass nicht alle Zeitungen politisch eingeordnet werden konnten.

¹¹⁷ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 143 ff.

¹¹⁸ vgl. Paupié 1960, Bd. 1, 90.

¹¹⁹ vgl. Klaus und Wischermann 2013, 146.

Tabelle 1: Übersicht über die Zeitungen, aus denen Artikel zur näheren Analyse ausgewählt wurden. Quellen: ANNO/Österreichische Nationalbibliothek [online]; Lang u.a. 2003; Paupié 1960; Teßmann digital [online]; Sagl 1997.

	Titelzusatz im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Politische Orientierung im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Erscheinungsweise	Erscheinungsort
<i>Arbeiter-Zeitung</i>	Zentralorgan der deutschen Demokratie in Österreich	sozialdemokratisch	täglich	Wien
<i>Arbeiterwille</i>	Organ des arbeitenden Volkes für Steiermark und Kärnten	sozialdemokratisch	täglich außer sonn- und feiertags	Graz
<i>Bregener/Vorarlberger Tagblatt</i>	Deutsch-freisinniges Organ für das Land Vorarlberg	liberal	werktäglich	Bregenz
<i>Der Bauernbündler</i>	Organ des Niederösterreichischen Bauernbundes	christlichsozial	2x monatlich	Wien
<i>Der Tiroler</i>	/	nationalkonservativ-katholisch	täglich außer sonn- und feiertags	Bozen
<i>Die Neue Zeitung</i>	Illustriertes unabhängiges Tagblatt	neutral, katholische Färbung	täglich	Wien
<i>Feldkircher Anzeiger</i>	Unabhängige Wochenzeitung mit den amtlichen Verlautbarungen der Stadt Feldkirch	neutral, antiklerikale Färbung	2 – 3x wöchentlich	Feldkirch
<i>Fremden-Blatt</i>	/	regierungstreu, liberal, zentralistisch	2x täglich	Wien
<i>Grazer Tagblatt</i>	Organ der Deutschen Volkspartei für die Alpenländer	deutschliberal, antiklerikale Färbung	werktäglich	Graz
<i>Linzer Tages-Post</i>	/	deutschliberal	täglich	Linz
<i>Linzer Volksblatt</i>	/	christlichsozial	täglich außer montags	Linz

	Titelzusatz im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Politische Orientierung im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Erscheinungsweise	Erscheinungsort
<i>Neue Freie Presse</i>	/	großbürgerlich, liberal	12x wöchentlich	Wien
<i>Neue Warte am Inn</i>	Organ der Interessenvertretung des Bauern- und Gewerbestandes	christlichsozial	wöchentlich	Braunau am Inn
<i>Neues Wiener Journal</i>	Unparteiisches Tagblatt	liberal, unparteiisch	täglich	Wien
<i>Neuigkeits-Welt-Blatt</i>	/	neutral, katholische Färbung	täglich außer nach Sonn- und Feiertagen	Wien
<i>Niederösterreichischer Grenzbote</i>	/	liberal	wöchentlich	Hainburg a. d. Donau
<i>Österreichische Illustrierte Zeitung</i>	Modernes Familienblatt; Aktuelle Wochenschrift mit Kunst-Revue und Galerie österreichischer Maler		wöchentlich	Wien
<i>Österreichische Land-Zeitung</i>	Unabhängige Blätter für landwirtschaftliche und gewerbliche Interessen	deutschnational	täglich	Krems
<i>Reichspost</i>	Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns	christlichsozial	täglich	Wien
<i>Salzburger Chronik</i>	/	katholisch, konservativ	werktäglich	Salzburg
<i>Vorarlberger Volksfreund</i>	/	deutschfreiheitlich	3x wöchentlich	Dornbirn
<i>Vorarlberger Wacht</i>	Organ für das arbeitende Volk in Vorarlberg	sozialdemokratisch	wöchentlich	Dornbirn
<i>Wiener Allgemeine Zeitung</i>	6 Uhr-Blatt	liberal	werktäglich	Wien
<i>Wiener Bilder</i>	Illustriertes Familienblatt/Sonntagsblatt		wöchentlich	Wien

	Titelzusatz im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Politische Orientierung im Untersuchungszeitraum (1914 – 1918)	Erscheinungsweise	Erscheinungsort
<i>Wiener Landwirtschaftliche Zeitung</i>	allgemein illustrierte Zeitschrift für die gesamte Landwirtschaft	Organ der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft	2x wöchentlich	Wien
<i>Wiener Neueste Nachrichten</i>	unabhängiges Organ für die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen des christlichen Volkes in Oesterreich; Montag-Frühblatt (ab 1917)	christlichsozial	wöchentlich montags	Wien

4 Die Haltung der Printmedien zu Ersatzlebensmitteln und dem Sparen von Nahrungsmitteln im Kriegsverlauf

Seit Wochen essen wir schon das Kriegsbrot und essen es willig. Die Zeitungen haben der Oeffentlichkeit nicht erst zureden, haben niemanden erst beschwichtigen müssen. Die Sache verstand und versteht sich einfach von selbst. [...] Die österreichisch-ungarische Bevölkerung hat auch hier wieder eine glänzende Haltung bewiesen. Das Einzige, was uns allen wichtig bleibt: wir wollen durchhalten bis zum Sieg! Dafür ist wohl kein Opfer zu groß.¹²⁰

Mit diesen Worten kommentierte ein Redakteur oder eine Redakteurin der *Salzburger Chronik* Anfang 1915 den Erlass der Regierung, dass Brot nicht länger aus reinem Roggen- oder Weizenmehl bestehen dürfe, sondern 50 Prozent Mehlsurrogate enthalten müsse. Dieser Mehlerlass habe die Kriegsbereitschaft der Menschen gezeigt, wird begeistert behauptet. Derartige, von Kriegspathos durchdrungene Artikel finden sich in den ersten beiden Kriegsjahren viele. Mithilfe der Printmedien wurde die Bevölkerung auf den sparsamen Umgang mit Lebensmitteln und den Ersatz von herkömmlichen durch alternative Produkte eingeschworen. Das effiziente Wirtschaften zu Hause wurde in den Kontext der „gemeinsame[n] herrlichen Sache“ gestellt, schließlich stehe die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiel¹²¹. Voller Enthusiasmus bewarben die Zeitungen in den ersten beiden Kriegsjahren verschiedene Ersatzlebensmittel und riefen zum Sparen von Lebensmitteln auf. Der Konsum von Ersatzlebensmitteln und die Sparsamkeit im Haushalt wurden dabei als moralisch überlegen dargestellt. Die Weigerung, auf Ersatzlebensmittel zurückzugreifen und den eigenen Speiseplan einzuschränken, wurde als dekadent und verschwenderisch angeprangert. Damit stimmte die Haltung der Printmedien in den ersten beiden Kriegsjahren tendenziell mit der Propaganda der Regierung unter Ministerpräsident Stürgkh überein. Das Argumentationsmuster, auf das dabei in vielen Printmedien zurückgegriffen wurde, taucht in auffallend ähnlicher Form besonders in den ersten beiden Kriegsjahren auf, es kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Zunächst wird die Heimat als von Feinden umringt dargestellt. Die gegnerischen Staaten werden nicht bei ihren Ländernamen genannt, sie werden durchwegs als „die Feinde“ bezeichnet. Diese hätten eingesehen, dass ein militärischer Sieg über „unsere“ Truppen nicht möglich sei und würden daher gegen die Zivilbevölkerung vorgehen. An dieser Stelle kommt häufig das Bild einer unbezwingbaren Festung, die ausgehungert werden soll, ins Spiel, so zum Beispiel im *(Neuigkeits) Welt Blatt* vom 4. Februar 1915:

Man könnte die beiden Kaiserreiche, unsere Monarchie und das Deutsche Reich, mit einer Festung vergleichen, deren Wall und Mauern die ehernen Fronten unserer Heere sind. Und weil unsere Feinde diese mächtige Schutzwehr nicht überwinden können, weil sie die Festung nicht in ehrlichem Kampf und offenem Angriff nehmen können, wollen sie die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Ein unritterlicher, unwürdiger Kriegsplan, der zudem dem Völkerrecht widerspricht, das besagt, daß Kriege nur zwischen den bewaffneten Heeren auszutragen seien.¹²²

Mit diesem Bild werden die eigene militärische Stärke und die moralische Überlegenheit gegenüber den Feinden betont. Gleichzeitig werden die Gegner moralisch und militärisch

¹²⁰ Salzburger Chronik 27.2.1915, 3.

¹²¹ vgl. Salzburger Chronik 3.3.1915, 4.

¹²² *(Neuigkeits) Welt Blatt* 4.2.1915, 10.

herabgesetzt. Die Lebensmittelknappheit wird als Angriff der Feinde auf die Zivilbevölkerung dargestellt. Schließlich wird die Lösung der Situation geschildert. Hier wird entweder ein bestimmtes Ersatzprodukt, der Verzicht auf herkömmliche Produkte oder Sparen im Allgemeinen propagiert. Es wird argumentiert, dass dies der einzige Weg sei, um den Plan der Feinde zu vereiteln. Dieses Argument wird meist noch von der Aussage gestützt, dass es die patriotische Pflicht der Menschen in der Heimat sei, auf diese Weise ihren Teil zur Vaterlandsverteidigung beizutragen. Die LeserInnen werden gegen Ende dieses Argumentationsmusters an die Soldaten im Feld erinnert, deren Opfer umsonst wären, würde die restliche Bevölkerung nicht sparen, Kriegsbrot essen oder ähnliches.

Von der Zivilbevölkerung wird also nicht nur ein ergänzender Beitrag zum Sieg über die Feinde erwartet, es wird mancherorts angedeutet, dass es die Schuld der Zivilbevölkerung wäre, würde man den Krieg verlieren. So zum Beispiel in einem Artikel des (*Neuigkeits*) *Welt Blattes* vom 4. Februar 1915: „Es ist Ehrensache jedes Oesterreichers, mitzuhelfen beim Sparen! Wie traurig und beschämend wäre es, wenn alle die blutigen Opfer unserer tapferen Krieger umsonst gebracht sein sollten, weil etwa wir es zum Schluß nicht aushielten, weil wir nicht haushalten könnten!“¹²³ Die Sätze sind in dem Artikel graphisch durch eine vergrößerte Laufweite hervorgehoben. Das Sparen, Haushalten, Verzichten und Ersatzprodukteessen wird als Pendant zu den Kampfhandlungen der Soldaten an der Front gesehen. Immer wieder wird die Analogie dieser beiden Bereiche, der Heimat und der Front, betont. Alle Aktivitäten der Zivilbevölkerung, die die Aktivitäten der Soldaten an der Front unterstützten oder ergänzten, fanden an der sogenannten *Heimat-* oder *Hinterlandsfront* statt¹²⁴. Diese Front wurde zum Zwecke der Kriegspropaganda und zur Mobilisierung der Menschen konstruiert¹²⁵. Der „Aushungerungsplan“ der Feinde war ein wichtiges argumentatives Instrument für die Mobilisierung der Zivilbevölkerung. Dabei war die Blockade der Entente-Mächte nicht speziell gegen die Lebensmittelversorgung gerichtet und einige Versorgungsprobleme waren hausgemacht¹²⁶.

Kritische Stimmen gingen zwischen diesen gedruckten Äquivalenten von Schlachttreden zunächst unter. Im Kriegsverlauf veränderte sich die Haltung der RedakteurInnen jedoch deutlich. Ab dem Jahr 1916 begannen sich kritische Meldungen zu häufen. Sowohl die Qualität der Ersatzprodukte als auch die Organisation der Beschaffung und Verteilung von Nahrungsmitteln wurden teils heftig kritisiert. Zu den häufigsten Kritikpunkten an der Regierung und ihren Einrichtungen gehörte, dass ein Lebensmittel trotz entsprechender Bezugskarte nicht erhältlich war, beziehungsweise dass es zu einer ungerechten Verteilung der Lebensmittel innerhalb der Kronländer kam. Auch die Verteilung zwischen den Kronländern wurde kritisiert¹²⁷. So empörte sich etwa ein Redakteur/eine Redakteurin der *Vorarlberger Wacht* darüber, dass es zwar nun Mehl- beziehungsweise Brotkarten gäbe, diese aber nicht in allen Kronländern und Gemeinden gültig seien: „Warum sollen die Bregenzer, Dornbirner und Feldkircher mit ihren innig verschmolzenen Leidensgenossen von Rieden-Vorkloster und Altenstadt weniger essen dürfen als die anderen Vorarlberger? Denn auf das kommt es zum Schluß heraus!“¹²⁸

¹²³ ebd., 11.

¹²⁴ vgl. Healy 2004, 5.

¹²⁵ vgl. Hämmerle 1992, 90.

¹²⁶ vgl. Healy 2004, 37.

¹²⁷ siehe zum Beispiel Arbeiterwille 22.11.1916, 6.

¹²⁸ Vorarlberger Wacht 15.4.1915, 5.

Mit dem sich verschlimmerndem Mangel verschärfte sich auch der Tonfall kritischer Meldungen zur Lebensmittelsituation. Vermehrt wurde den diversen Lebensmittelzentralen, welche die Versorgung der Bevölkerung mit bestimmten Nahrungsmitteln regelten, geradeheraus Betrug vorgeworfen. In einem Artikel des *Vorarlberger Volksfreunds* etwa wird die Kaffeezentrale beschuldigt, den Menschen Nährstoffe zu entziehen und sich selbst zu bereichern. Durch unwirtschaftliches und unverantwortliches Handeln werde die Zentrale künstlich am Leben erhalten: „Diese wirtschaftliche Kriegslogik gipfelt sonach in dem Satze: Der Zweck einer Zentrale ist die Zentrale.“¹²⁹ Den Mitarbeitern der Zentrale wird indirekt vorgeworfen, sich vor den Schützengräben zu drücken. Der „Kriegsverband der Öl- und Fettindustrie“ wurde in den *Wiener Neuesten Nachrichten* beschuldigt, sich aus Profitgier nicht die Mühe zu machen, das Fett entsprechend zu behandeln, um den schlechten Geschmack und Geruch zu beseitigen. Die Ansicht sei verbreitet, „daß für die wehrlosen, jeglicher Willkür ausgelieferten Konsumenten alles, auch das Schlechteste, noch gut genug sei.“ Die allgemeine Kritik an den Zentralen und Kriegsverbänden wird folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Es ist immer wieder die gleiche Erfahrung, die wir machen. Was die Zentralen in die Hände bekommen wird, nicht nur immer teurer, sondern ist spottschlecht noch dazu.“¹³⁰

Neben der stärker werdenden Kritik an der Regierung und ihren Einrichtungen wurden auch die offiziellen Ersatzlebensmittel, für deren Erzeugung die Regierung direkt verantwortlich war, in den Printmedien tendenziell abwertend behandelt. Besonders die offizielle Kriegsmargarine, die von der Öl- und Fettzentrale ab Dezember 1916 ausgegeben und der Kriegskaffee, der ab dem Frühjahr 1917 verkauft wurde, wurden weit kritischer behandelt als andere Ersatzlebensmittel. Eine Ausnahme bildete das sogenannte Kriegsbrot, das erste offizielle Ersatzprodukt. Von seiner Einführung im Herbst 1914 an wurde es in Printmedien eifrig beworben und die Weigerung, es zu essen, heftig verurteilt (mehr dazu in Kapitel 4.1). Im Vergleich zu den offiziellen Ersatzlebensmitteln wurden Lebensmittel, die bislang nicht gebräuchlich waren, nun aber als ‚Lückenfüller‘ dienten, wie etwa Steckrüben, von den Printmedien weit aufwertender behandelt. Künstliche Ersatzprodukte, wie zum Beispiel Nährhefefprodukte als Fleischersatz oder diverse Pulver und Pasten als Ei-Ersatz, wurden von vielen Medien nicht grundsätzlich abgelehnt, aber mit betrügerischen Aktivitäten in Verbindung gebracht.

Die verstärkte Kritik an Ersatzprodukten und an der allgemeinen Versorgung mit Lebensmitteln in der zweiten Kriegshälfte kann ein Indiz für die zunehmende Kriegsmüdigkeit der Menschen sein. Der Tonfall der Zeitungen war – im Vergleich zur Anfangszeit des Krieges – enttäuscht, frustriert und wütend geworden. Die Bevölkerung begann die Einschränkungen und Unannehmlichkeiten nicht länger als Opfer für die „herrliche Sache“, sondern als himmelschreiende Ungerechtigkeit zu begreifen¹³¹. Die Synergie von Front und Heimatfront begann zu bröckeln. Die Opfer der Soldaten wurden nicht länger über die eigenen Bedürfnisse gestellt, Mangelernährung und Hunger forderten mittlerweile Tote an der Heimatfront. Die Zivilbevölkerung sah sich, ebenso wie die Soldaten, als Opfer einer gescheiterten staatlichen Versorgungspolitik¹³².

¹²⁹ Vorarlberger Volksfreund 28.7.1917, 5.

¹³⁰ Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918, 3.

¹³¹ vgl. Healy 2004, 2.

¹³² vgl. ebd., 41.

Die Empörung über die Ernährungssituation richtete sich aber nicht nur gegen die Regierung und mit ihr verbundene Stellen, ab der zweiten Kriegshälfte tauchen Personengruppen im Diskurs auf, denen ebenfalls die Schuld an den herrschenden Umständen gegeben wurde. Die beschuldigten Gruppen unterscheiden sich je nach Zielpublikum des Blattes. Eine der häufigsten Klagen war, dass Ware für wohlhabendere Kundschaft zurückgehalten werde und für ärmere KonsumentInnen daher nichts übrigbleibe. In vielen der Arbeiterschaft nahestehenden Blättern wurde von einer gesellschaftlichen Hierarchie ausgegangen, an deren Spitze die wohlhabende Stadtbevölkerung stand, gefolgt von Großbauern. Arbeiterfamilien hingegen wurden als am stärksten vom Mangel an Nahrungsmitteln betroffen dargestellt. Dies kommt unter anderem in einem Artikel in der Zeitung *Arbeiterwille* zum Ausdruck, der sich gegen Fleischhauer richtet, die ihre Ware in großen Mengen an StädterInnen und Landbevölkerung abgeben würden¹³³. StädterInnen phantasierten von LandwirtInnen mit großen Lebensmittellagern, die das Beste für sich behielten und nur das Schlechteste in die Städte schickten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse hatten sich während des Krieges drastisch verändert. Besitztümer, die zu Friedenszeiten Reichtum ausgedrückt hatten, wie etwa Porzellan oder Schmuck waren nun wertlos geworden und wurden von StädterInnen bei LandwirtInnen gegen Essbares eingetauscht¹³⁴. In einem weiteren Artikel des *Arbeiterwillens* werden Bauern ins Visier genommen, deren Hartherzigkeit und Profitgier es zu verdanken sei, dass ArbeiterInnen und die besitzlose Landbevölkerung keine Milch bekämen. Den Bauern würde ein zu hoher Milchpreis zugestanden. Sie würden das Geld nutzen, um zusätzliche Milch aufzukaufen, die sie anschließend ihren Schweinen verfüttern würden¹³⁵. Die *Österreichische Land Zeitung* hingegen warf im Winter 1917 den Bäckern vor, Mehl abzuzweigen und damit ihre Schweine zu mästen¹³⁶. Immer wieder wurde von unterschiedlichen Blättern auf die Diskrepanz zwischen Arm und Reich eingegangen. Dabei wurde wohlhabenden Menschen vorgeworfen, sich wie zu Friedenszeiten jeglichen Luxus leisten zu können und dies auch zu tun. Während die einen die Nächte in feinen Kleidern im Theater zubrachten, würden die anderen von den frühen Morgenstunden an vor den Fleischereien anstehen, um ein kleines Stück Fleisch zu bekommen. Noch bevor sie es allerdings zum Eingang des Geschäfts schafften, würde der Fleischhauer das Ende der Vorräte verkünden. „Natürlich ist dieser fleischhauerische Machtspruch nicht so ganz wörtlich zu nehmen, weil trotzdem gewöhnlich noch ein ganz respektables Quantum Fleisch partienweise in Papier verpackt für gewisse Kunden bereit liegt.“¹³⁷ Entgegen den Hoffnungen der Regierung, die mobilisierte Bevölkerung werde im Krieg gegen gemeinsame Feinde vereint, kam es besonders in den letzten beiden Kriegsjahren zu einem Auseinanderbrechen der Gesellschaft. Unter dem wachsenden Druck der zunehmenden Ressourcenknappheit wurden Spannungen, die in Zeiten relativen Wohlstands bereits existierten, zu handfesten Konflikten¹³⁸. Die Beziehungen zwischen NachbarInnen, KundInnen und VerkäuferInnen und nicht zuletzt zwischen der lokalen Obrigkeit und der Bevölkerung wurden konflikthaft und dies hatte Unruhen zur Folge¹³⁹.

¹³³ vgl. *Arbeiterwille* 22.11.1916, 6.

¹³⁴ vgl. Healy 2004, 53.

¹³⁵ vgl. *Arbeiterwille* 24.4.1917, 4.

¹³⁶ vgl. *Österreichische Land-Zeitung* 17.11.1917, 10.

¹³⁷ *Der Tiroler* 20.1.1918, 10.

¹³⁸ vgl. Healy 2004, 4.

¹³⁹ vgl. ebd., 35.

Anders als es die Anfeindungen zwischen Bevölkerungsgruppen Cisleithaniens suggerieren würden, war auch dieser Teil des Habsburgerreiches nicht in starre, in sich geschlossene gesellschaftliche Klassen¹⁴⁰ geteilt, die sich nun feindlich gegenüberstanden. Die Hierarchie der Gesellschaft veränderte sich durch die hohe Inflation. Bevölkerungsgruppen, etwa die Arbeiter, waren keinesfalls in sich geeint. Die Wut der ArbeiterInnen und Menschen des ehemaligen Mittelstandes ob des Mangels an Nahrungsmitteln richtete sich sowohl gegen wohlhabendere StädterInnen und Großbauern als auch gegen galizische Flüchtlinge und andere Minderheiten innerhalb der Arbeiterschaft¹⁴¹. Die Menschen warfen sich gegenseitig Betrug und Hinterziehung vor und verwendeten dazu ein vom Krieg geprägtes Vokabular, indem etwa Betrug mit Landesverrat gleichgesetzt wurde. „War offered a rich vocabulary for understanding the hatred, jealousy, contempt or suspicion one felt for others, but had never put into words [...]“, formuliert die Historikerin Maureen Healy¹⁴². Die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsschicht wurde nun viel stärker durch das Erscheinungsbild und den Zugang zu Nahrung festgelegt. Die Menschen achteten vermehrt darauf, wie sich jemand kleidete, wieviel gekauft wurde und welche Qualität die gekauften Lebensmittel hatten. Wer nach diesen Kriterien als reich galt, dem konnte vorgeworfen werden, unrechtmäßig privilegiert zu sein. Dieser Vorwurf ging oft Hand in Hand mit der Behauptung, die angeblich privilegierte Person gehöre einer anderen Nation oder Ethnie an¹⁴³. Einkommensschwache Familien waren von akutem Lebensmittelmangel am stärksten betroffen, aber auch bürgerliche Frauen beteiligten sich an Ausschreitungen auf Lebensmittelmärkten. Die Sorge um das Essen war Frauen aus unterschiedlichen Teilen der Bevölkerung gemein, obwohl es große Unterschiede zwischen den Speiseplänen gab. Die Einschränkungen während des Krieges wurden dem Vorkriegs-Standard gegenübergestellt, der auch vor dem Krieg durch große Unterschiede innerhalb der Bevölkerung, was Qualität und Abwechslung der Nahrung anbelangt, gekennzeichnet war¹⁴⁴.

Trotz der deutlichen Veränderungen im Lebensmitteldiskurs der Printmedien ab dem Jahr 1916 tauchten auch in der zweiten Kriegshälfte noch propagandistische Artikel, die pathetisch zum ‚Durchhalten‘ aufforderten oder in denen die „wohltätigen Folgen der Kriegskost“ von Ärzten und anderen Experten betont wurden, auf¹⁴⁵. Diese Art der Propaganda wirkte jedoch zunehmend verzweifelt und wurde von anderen RedakteurInnen durchaus kritisch gesehen. In einem Artikel der *Wiener Neuesten Nachrichten* wird in sarkastischem Tonfall auf das Phänomen eingegangen, dass sobald es an einem Produkt mangle, ein Experte zitiert würde, der behauptete, dass dieses Produkt ohnehin schädlich sei. Ratschläge zur sparsamen Ernährung oder dem Gebrauch von Ersatzlebensmitteln wurden oft durch die Behauptung bekräftigt, sie stammten von namhaften deutschen Wissenschaftlern oder Ärzten. So sei mit eingetretenem Seifenmangel darauf hingewiesen worden, dass zu viel Seife die Haut schädige und der Ledermangel habe die Professoren zu der Feststellung geführt, dass Schuhe unhygienisch seien. Selbst der Unterernährung könnten die Gelehrten positives abgewinnen:

¹⁴⁰ Bei der Definition des Begriffs ‚gesellschaftliche Klasse‘ orientiere ich mich an Maureen Healy, die darunter folgendes versteht: „[...] one’s place in society’s hierarchy of wealth, privileges and access to resources [...].“ (Healy 2004, 23.)

¹⁴¹ vgl. Healy 2004, 22.

¹⁴² ebd., 4.

¹⁴³ vgl. ebd., 23.

¹⁴⁴ vgl. ebd., 43.

¹⁴⁵ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 12.5.1918, 2.

Aber schon ist er bei der Hand, der hochgelahrte Herr Professor und gibt einen langen Schwatz von sich, in dem die Unterernährung als der allerneueste Heilfaktor gepriesen wird, indiziert für alle Menschen, die nicht gezwungen sind, die schwere Bürde eines Kriegsgewinners und Kriegsverdieners auf sich nehmen zu müssen. Wenn Herr Professor Strauß, von welchem das „Neue Wiener Journal“ versichert, er sei ein bekannter Berliner Internist, die Unterernährung für so unerhört heilsam hält, so wollen wir uns nicht unterfangen, etwa an der Richtigkeit dieser neuesten wissenschaftlichen Entdeckung zu zweifeln. Im Gegenteil, wir wollen hoffen, daß dieser Herr diese Erfindung im weiteren Ausmaße an sich selber anwende, damit er der deutschen Wissenschaft noch recht lange erhalten bleibe.¹⁴⁶

Deutschland litt zwar ebenfalls unter einer Versorgungskrise und auch deutsche Kinder waren von Unterernährung gezeichnet¹⁴⁷, im Diskurs taucht das verbündete Deutsche Reich dennoch häufig als Vorbild für die Organisation der Lebensmittelversorgung auf. In der Zeitung *Vorarlberger Wacht* wird etwa 1915 gefragt: „Warum hat unser Ministerpräsident Stürgkh denn nicht das deutsche Vorbild nachgeahmt?“¹⁴⁸ In erbittertem Tonfall kritisiert ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Der Tiroler* im letzten Kriegsjahr das k. und k. Ernährungsministerium, das für die miserablen Verhältnisse verantwortlich sei. Auch dieser Artikel zieht die Parallele zum Deutschen Reich: „Daß es aber auch anders geht, beweisen die geordneten Verhältnisse in Deutschland, das wir um Hilfe gegen die durch das k. k. Ernährungsministerium und den k. k. Schleichhandel geschaffenen Zustände anbetteln mußten.“¹⁴⁹

In den folgenden Kapiteln soll im Detail auf die Versorgungssituation mit einzelnen Lebensmitteln, auf die in Frage kommenden Ersatzlebensmittel und auf die Haltung der Printmedien zu beiden Themen eingegangen werden. Die unterschiedlichen Lebensmittelgruppen sind annähernd nach ihrer Präsenz im (Ersatz-) Lebensmitteldiskurs der Printmedien gereiht. Abschließend möchte ich in einem eigenen Kapitel auf die Thematisierung der Rolle von Frauen in diesem Diskurs durch Printmedien während des Krieges eingehen.

4.1 Kriegsbrot und Mehlsurrogate

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die österreichische Reichshälfte von der Versorgung mit Getreide und Mehl durch die ungarische Reichshälfte abhängig. Selbst die ertragreichen Ackerbaugebiete Niederösterreichs konnten schon zu Friedenszeiten den Bedarf Wiens bei Weitem nicht decken. Der durchschnittliche Jahresverbrauch an Mehl lag in der österreichischen Reichshälfte vor dem Krieg bei 144,6 Kilogramm pro Kopf. Mehr als die Hälfte davon stammte aus Gebieten außerhalb Cisleithaniens, zum größten Teil aus der ungarischen Reichshälfte. Die Kronländer Cisleithaniens hatten einen sehr unterschiedlichen Getreideverbrauch und waren daher nicht alle im gleichen Maße von Importen abhängig. Der Agrarhistoriker Ernst Langthaler nimmt an, dass der Anteil an eingeführtem Mehl in Wien noch

¹⁴⁶ Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918, 4.

¹⁴⁷ Anhand von Gewichts- und Größenangaben von rund 600.000 deutschen Schulkindern im Zeitraum zwischen 1914 und 1924 erarbeitete Mary Elisabeth Cox ein detailliertes Bild der Unterernährung während des Ersten Weltkrieges (vgl. Cox 2015.).

¹⁴⁸ Vorarlberger Wacht 15.4.1915, 5.

¹⁴⁹ Der Tiroler 16.7.1918, 6.

deutlich über dem Durchschnitt gelegen haben muss, da die flacheren Teile der Alpenländer ihren Mehlkonsum überwiegend aus Eigenproduktion decken konnten¹⁵⁰.

Der österreichische Beamte Johann Loewenfeld-Russ, der während des ersten Weltkriegs im Amt für Volksernährung tätig war, veröffentlichte 1926 eine zusammenfassende Darstellung der Ernährungslage während des Krieges. Die folgenden Kapitel beruhen im Wesentlichen auf seinen Ausführungen.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 fiel in die Zeit der Getreideernte. In den meisten Gebieten war zu diesem Zeitpunkt zumindest die Weizen- und Gerstenernte bereits eingebracht. Noch im August des Jahres 1914 wurde allerdings Ostgalizien, eines der wichtigsten Getreideanbaugebiete der österreichischen Reichshälfte, von russischen Truppen besetzt. Die galizische Ernte konnte weder für die Versorgung der Menschen in anderen Reichsteilen noch für die Versorgung des Heeres verwendet werden. Durch diesen Wegfall eines beträchtlichen Teils der Gesamternte stellte die Getreideversorgung bereits kurz nach Kriegsbeginn eine Herausforderung für die österreichische Regierung dar. Verschärft wurde die Situation dadurch, dass es zunehmend schwer wurde, Getreide aus dem neutralen Ausland zu importieren. So waren etwa die umfangreichen Getreidevorräte Nordamerikas durch den erschwerten Überseeverkehr schon bald nicht mehr erreichbar¹⁵¹.

4.1.1 Die Regelung der Mehl- und Brotversorgung

Um leichter aus dem Zollaussland nach Österreich-Ungarn importieren zu können, trat die österreichische Regierung dafür ein, die Einfuhrzölle für Getreide und Mehl zu beseitigen. Kurz nach Kriegsbeginn begannen die Verhandlungen mit der ungarischen Reichshälfte. Nach eineinhalb Monaten konnten sich die beiden Regierungen auf die Abschaffung der Einfuhrzölle einigen. Zu diesem Zeitpunkt, Ende September 1914, war diese erste Maßnahme aber bereits hinfällig geworden. Der in Frage kommende Exporteur, Rumänien, hatte bereits ein Ausfuhrverbot für Getreide und Mehl erlassen. Währenddessen stiegen die Getreidepreise kontinuierlich an. Ungarns Getreideernte war in diesem Jahr unterdurchschnittlich gewesen, was nun dazu führte, dass immer weniger Getreide und Mehl an die österreichische Reichshälfte geliefert wurde¹⁵².

Die Regierung musste nun dafür Sorge tragen, das vorhandene Getreide so zu verteilen, dass man damit bis zur nächsten Ernte auskam. Um dieses Ziel zu erreichen, beschloss die Regierung die Mehl- und Getreidevorräte zu beschlagnahmen und rationiert an die Menschen abzugeben. Mit der Verordnung vom 21. Februar 1915, RGBL. (Reichsgesetzblatt) Nr. 41 wurde die Brotkarte beschlossen und ab April eingeführt¹⁵³. Dieser Schritt war von einigen Medien, wie etwa der *Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung*, vehement gefordert worden. Ein Redakteur/eine Redakteurin kommentierte:

¹⁵⁰ vgl. Langthaler 2014, 310.

¹⁵¹ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 118.

¹⁵² vgl. ebd., 119.

¹⁵³ vgl. ebd., 324.

Es zeigt sich immer deutlicher, daß man mit dem unerbittlichen Zwange zu lange gezögert hat, daß in der großstädtischen „Intelligenz“ auch nicht das mindeste Verständnis für den Ernst der Lage und keine Rücksichtnahme auf die unbemittelten Volksgenossen, die nicht in der Lage sind, Vorräte aufzustapeln, zu finden ist.¹⁵⁴

Schon früh zeigt sich hier die Spaltung der Gesellschaft in Arm und Reich und das Misstrauen, das die Menschen einander entgegenbrachten.

Die großen Unterschiede innerhalb der österreichischen Reichshälfte veranlassten die Regierung dazu, keine einheitliche Brot- beziehungsweise Mehlkarte für das gesamte Staatsgebiet auszugeben¹⁵⁵. Auch wurden die Karten nicht in allen Teilen des Landes gleichzeitig ausgegeben, was dazu führte, dass sich einige Gebiete gegenüber anderen ungerecht behandelt fühlten. Ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Vorarlberger Wacht* beschrieb die Situation folgendermaßen:

Nun haben wir die schon längst geforderte Gleichheit im Mehlkonsum, die Brotkarten werden das bewirken. Doch diese Brot- und Mehlkarten sind nicht ganz nach unserem Wunsche ausgefallen. Wir wollten haben, daß der Millionär wie der Bauer und Arbeiter gleichgestellt werde, respektive daß dem Armen eher mehr Brot und Mehl zugeteilt werde, weil der Arme ja in der Hauptsache auf Mehlspeisen angewiesen ist. Alles sollte Brotkarten bekommen, dieweil sind die Brotkarten nur in Niederösterreich und Schlesien für alle Bewohner gültig, während in den anderen österreichischen Kronländern 763 Gemeinden mit den Brotkarten bedacht wurden, die übrigen sind ohne Kontrolle über die Menge des Brot- und Mehlverbrauches [...] Wir Tirol-Vorarlberger wären sonach bedeutend schlechter gestellt als die Wiener? Warum diese Verschiedenheit in Oesterreich?¹⁵⁶

Ob eine Karte oder eine andere Form der Verbrauchsregelung eingeführt wurde, hatten die Landesbehörden zu entscheiden. Im Kriegsverlauf kamen eine Reihe von Bezugskarten dazu: Die Zuckerkarte, Milchkarte und Kaffeekarte wurden im Frühling 1916 eingeführt, im Herbst desselben Jahres wurde die Fettkarte eingeführt. Im Herbst 1917 wurden Kartoffelkarten und Marmeladekarten ausgegeben und im September 1918 schließlich Fleischkarten. Die verschiedenen Karten unterschieden sich nur wenig voneinander. In der Mitte der Karte waren die Gültigkeitsdauer, das Geltungsgebiet und andere wichtige Informationen für die KonsumentInnen vermerkt. An den Seiten befand sich eine entsprechende Anzahl abtrennbarer Abschnitte, auf denen die Menge vermerkt war, die dem Besitzer oder der Besitzerin der Karte zustand (siehe Abbildung 8). Zunächst wurden Brotkarten für den Zeitraum von einer Woche ausgegeben, später für zwei Wochen. Um die Vergabe der Karten kümmerten sich sogenannte Brotkommissionen, in denen meist LehrerInnen arbeiteten. Ausgenommen vom Bezug einer Karte waren jene, die als Selbstversorger galten. Darunter fielen neben den LandwirtInnen selbst auch ihre Angehörigen und Hilfskräfte, die Anspruch auf Verköstigung hatten. Die SelbstversorgerInnen machten einen relativ kleinen Teil der Bevölkerung aus, wobei es große Unterschiede zwischen den einzelnen Kronländern gab¹⁵⁷.

Um die ausgleichende Wirkung zwischen armen und reichen Teilen der Bevölkerung, von der auch der Redakteur/die Redakteurin der *Vorarlberger Wacht* schrieb, zu erreichen, sollten die

¹⁵⁴ Wiener Landwirtschaftliche Zeitung 31.3.1915, 1.

¹⁵⁵ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 328.

¹⁵⁶ Vorarlberger Wacht 15.4.1915, 5.

¹⁵⁷ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 328 ff.

Mehlvorräte der privaten Haushalte erfasst werden. Dazu mussten die Haushalte Erklärungen über die Menge des vorrätigen Mehls abgeben, die dann stichprobenartig kontrolliert wurden. Je nach Vorrat wurden in der ersten Zeit Karten mit geringerer Bezugsmenge ausgegeben. So wollte man wohlhabendere Haushalte zum Aufbrauchen ihrer Vorräte zwingen¹⁵⁸.

Die Feststellung, welche Bezugsmenge angesichts der Vorräte möglich war und welche Menge die Menschen mindestens benötigten, stellte die zuständigen Behörden vor große Herausforderungen. Da es keine Verbrauchsstatistiken gab, konnte man nur indirekt auf den Vorkriegskonsum schließen. Die schrumpfenden Vorräte drückten die Bezugsquote aber schnell weit unter den Konsum zu Friedenszeiten. Sie musste im Kriegsverlauf mehrfach nach unten korrigiert werden¹⁵⁹.

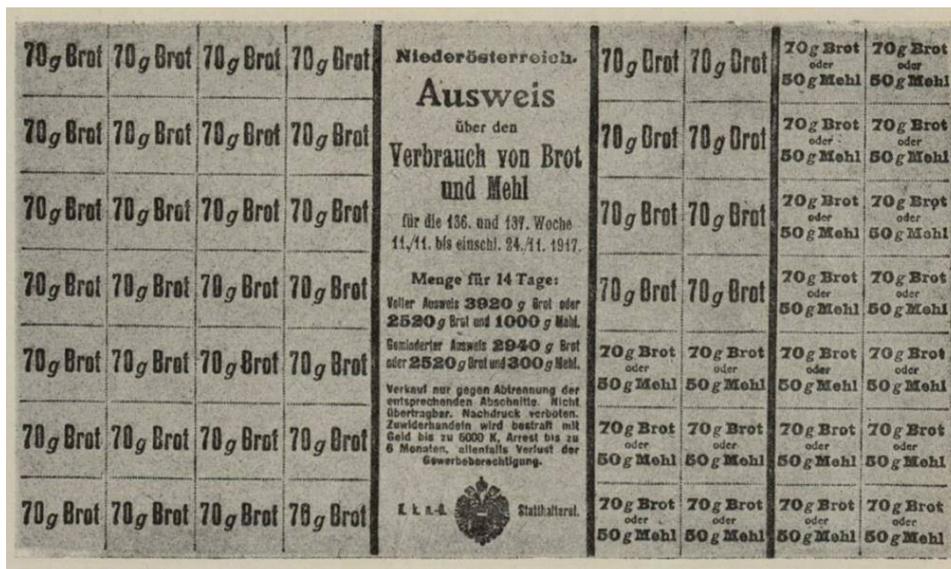


Abbildung 8: Muster einer Brotbezugskarte aus dem Jahr 1917. Quelle: Loewenfeld-Russ 1926, 345.

Nicht nur die Menge an Brot und Mehl, die den Menschen zustand, musste im ersten Kriegsjahr eingeschränkt werden, auch deren Zusammensetzung unterlag ab dem Spätherbst 1914 Regelungen. Am 31. Oktober 1914 wurde verlautbart, dass 30 Prozent des Brotteiges von nun an nicht mehr aus Roggen- oder Weizenmehl bestehen dürften, sondern ersetzt werden müssten. Drei Monate später, am 30. Jänner 1915, wurde diese Maßnahme erneut verschärft, der Anteil an Mehlsurrogaten im Brot musste von da an mindestens 50 Prozent betragen. Das so entstandene Brot wurde Kriegsbrot genannt. Als Ersatz für das gebräuchliche Mehl waren Mais-, Gersten-, Hafer-, Reis-, Kartoffelwalz-, Kartoffelstärkemehl und Kartoffelbrei zugelassen. Kleingebäck unterlag von nun an ebenfalls einer Beschränkung, es durfte nur zu maximal 50 Prozent aus Weizenbackmehl¹⁶⁰ bestehen. Die gewerbsmäßige Erzeugung von Kuchen, Krapfen, Strudel, Butter- und Germteig wurde auf zwei Tage in der Woche beschränkt und der Anteil von Weizenbackmehl durfte 70 Prozent nicht überschreiten¹⁶¹.

Selbst das Streumehl, jenes Mehl, das zum Trennen des Backgutes von der Form verwendet wird, unterlag ab 1915 Beschränkungen. Von der Verwendung als Streumehl ausgeschlossen

¹⁵⁸ vgl. ebd., 330.

¹⁵⁹ vgl. ebd., 332.

¹⁶⁰ Weizenbackmehl bestand aus reinem Weizenmehl, Weizenkochmehl hingegen durfte bis zu 30 Prozent Gerstenmehl enthalten (vgl. Stoklasa 1917, 39).

¹⁶¹ vgl. Stoklasa 1917, 39 f.

waren Weizen-, Roggen- und Gerstenmehl. Allerdings waren keine bestimmten Ersatzprodukte vorgesehen, was dazu führte, dass eine Vielzahl neuer Streumehlprodukte auf den Markt kam, darunter Produkte aus Kreide, Silikaten, Holz, Stroh und Kork, welche sich damit unweigerlich auch im Brot selbst fanden¹⁶². Die Beschränkungen im Bereich der Brot- und Gebäckerzeugung wurden im Jahr 1915 beinahe monatlich verschärft. Bereits im März wurde die gewerbliche Erzeugung von Kleingebäck in Wien und Niederösterreich gänzlich eingestellt und der Weizen- und Roggenmehlanteil in Zuckerbäckerwaren durfte ein Fünftel nicht mehr übersteigen. Die Regierung sah sich zudem veranlasst, im RGBl. Nr. 94 ein Verbot der Verwendung von Brot zum Putzen von Tapeten und Fußböden zu erlassen¹⁶³.

Unterdessen wurde mit Ungarn weiterverhandelt. Getreide und wenig später auch Mehl gehörten zu den ersten Produkten, deren Liefermengen nach Kriegsbeginn einbrachen. Gegen Ende des Jahres 1914 einigte man sich schließlich auf die gemeinsame Einführung von Höchstpreisen für Getreide und Mehl. Diese blieben aber nur wenige Tage wirksam, da eine Vielzahl von Umgehungsmöglichkeiten vorhanden war. Im Februar 1915 beschlagnahmte die ungarische Regierung die ungarische Ernte und schränkte die Lieferungen nach Österreich drastisch ein. Sie argumentierte, dass die Vorräte nur mehr zur Versorgung der eigenen Bevölkerung reichten¹⁶⁴. Die österreichische Reichshälfte hatte keine Möglichkeiten, Getreidelieferungen einzufordern. Es war verabsäumt worden, vor Kriegsbeginn feste Lieferbeträge zu vereinbaren. Während des Krieges einigten sich die Regierungen der beiden Reichshälften immer wieder auf Lieferkontingente, Ungarn lieferte die vereinbarte Menge jedoch oft nicht. Der Warenstrom von Ungarn nach Österreich versiegte während des Krieges nach und nach. Schuld daran war die schlechte Zusammenarbeit der beiden Reichshälften, zudem waren auch innerhalb Cisleithaniens die Heeresverwaltung und die Regierung schlecht auf einander abgestimmt. Die Abhängigkeit von Ungarn nahm während des Krieges jedoch noch zu, da die Agrarproduktion in der österreichischen Reichshälfte schneller zurückging als in Ungarn¹⁶⁵. Ernst Langthaler berechnete, dass die Einfuhren von ungarischem Getreide bis zum Jahr 1917 auf zwei Prozent, die von Mehl auf drei Prozent des Vorkriegsniveaus sanken¹⁶⁶.

4.1.2 Mehl und Brot im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien

Die Blockade der Triple Entente zwang die Mittelmächte dazu, sich von Importen aus dem Ausland unabhängig zu machen. Im Lebens- und Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien wurde dieser Umstand als Beweis der eigenen Stärke ausgelegt. Immer wieder wurde betont, dass die Ernährung der Menschen durch die eigene landwirtschaftliche Produktion kein Problem darstelle, solange man nur mit den Schätzen der heimatlichen Erde gut haushalte. Hingegen wurde die Abhängigkeit anderer Staaten von Importen als Schwäche verstanden. Als das Deutsche Reich im Februar 1915 mit einer Gegen-Blockade gegen Großbritannien vorging und begann, Handelsschiffe rund um die britischen Inseln zu versenken, kommentierte das (*Neuigkeits*) *Welt Blatt*:

¹⁶² vgl. Vojir 2014, 255.

¹⁶³ vgl. Stoklasa 1917, 41 ff.

¹⁶⁴ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 120 ff.

¹⁶⁵ vgl. Vojir 2014, 254.

¹⁶⁶ vgl. Langthaler 2014, 312.

Sind wir aber sparsam, wird niemand Mangel leiden und unseren Feinden wird auch ihr teuflischer Aushungerungsplan mißlingen, wie ihre anderen Kriegspläne mißlungen sind. Schon sehen wir aber die Vergeltung am Werk! Deutschlands kühne Unterseeboote blockieren die Küste des Inselreichs und fangen sozusagen vor den Augen Englands die vollen Handelsschiffe ab, die Getreide und Fleisch aus fernen Ländern herbeiführen, weil England längst nicht mehr imstande ist, aus eigenem Boden seine verwöhnte Bevölkerung zu ernähren!¹⁶⁷

Das Aufkommen des neuen ‚Kriegsbrot‘, so die gebräuchliche Bezeichnung der Brote, die aus mindestens 50 Prozent Surrogaten bestanden, wurde in den Printmedien viel diskutiert. Ein Großteil der von mir analysierten Artikel zu diesem Thema stammt aus den Jahren 1914 und 1915, was zum in Kraft treten der neuen Regelungen in den ersten beiden Kriegsjahren passt. Die RedakteurInnen äußern sich überwiegend positiv über das neue Brot und die Verwendung von alternativen Mehlartern. Einen großen Einfluss auf den Diskurs rund um das Brot dürften k. und k. Hofrat Julius Stoklasas Artikel gehabt haben. Ihm zu Folge bildeten seine Forschungsergebnisse die Basis für die Einführung des Kriegsbrot. Der anerkannte Agrikulturchemiker hatte in Wien an der Hochschule für Bodenkultur und der Universität Leipzig studiert und habilitierte an der tschechischen Hochschule Prag. Ab dem Jahr 1899 arbeitete er, neben seinen Lehrtätigkeiten, als Direktor der Staatlichen Chemisch-Physiologischen Versuchsstation in Prag. In seinen wissenschaftlichen Publikationen beschäftigte er sich unter anderem mit der Bodenfruchtbarkeit, dem Einsatz künstlicher Düngemittel und der Zusammensetzung eines nahrhaften und gut verdaulichen Brotes unter den Voraussetzungen des Krieges. Besonders Publikationen zu letzterem Thema fanden nicht nur in Expertendiskursen, sondern auch in der breiteren Öffentlichkeit Anklang. Seine Publikationen wurden in Tageszeitungen rezensiert und Stoklasa schrieb auch selbst Abhandlungen für die Zeitungen *Neue Freie Presse*, *Fremden-Blatt*, *Zeit* und *Reichspost*. Seinem Hauptwerk zum Thema der Brotversorgung gab er den Namen „Das Brot der Zukunft“, es erschien 1917. Darin betont er die Wichtigkeit der Brotfrage, „denn ein gut zubereitetes, nahrhaftes Brot zu erhalten, bildete stets den sehnlichsten Wunsch und das Bestreben der gesamten Bevölkerung.“¹⁶⁸ Er weist auch darauf hin, dass die Bedeutung von Brot für die Ernährung der Menschen durch den Krieg noch zugenommen habe und noch weiter zunehmen werde. Den Grund dafür sieht er im Mangel an Fleisch, Brot stellt für ihn eine Art Fleischersatz dar.

Das häufigste Argumentationsmuster für den Konsum von Kriegsbrot und Mehlsurrogaten im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien ist die Diskreditierung all jener, die weiterhin Weizengebäck konsumieren. Der Konsum von Kriegsbrot wird als moralisch überlegen dargestellt, Menschen, die es nicht konsumieren, werden als verwöhnt und gewissenlos diffamiert. Ein Beispiel dafür, wie eindringlich an das Gewissen der Zivilbevölkerung appelliert wurde, findet sich etwa in der Zeitung *Salzburger Chronik* vom 3. März 1915. Unter dem Titel „Wem gilt das?“ ist ein Brief, von dem behauptet wird, er stamme von Soldaten an der Front, abgedruckt, in dem es heißt:

¹⁶⁷ (Neuigkeits) Welt Blatt 4.2.1915, 11.

¹⁶⁸ Stoklasa 1917, V.

Es dürfte Sie interessieren zu erfahren, daß das nutzlose Mahnen an die im Vaterlande zurückgebliebene Bevölkerung, das notwendige Kriegsbrot statt des Weizenbrotes zu essen und auf Leckereien und Feingebäck zu verzichten, bei uns Soldaten mit Erbitterung bemerkt wird. Wir verstehen nicht, daß ein Teil unseres Volkes zu bequem ist, diese geringen Opfer zu bringen, um unsere gemeinsame herrliche Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen.¹⁶⁹

Der Konsum von Kriegsbrot wird als Notwendigkeit bezeichnet, er steht nicht zur Diskussion. Der Verzehr von Weizenmehlprodukten wird hingegen scharf kritisiert.

Ein etwas subtileres Beispiel für dieselbe Argumentation findet sich im *Bregenzer Tagblatt*. Darin wird die Geschichte eines aufmüpfigen Knechtes erzählt, der sich weigerte, das Kriegsbrot seines Arbeitgebers zu essen. Als der Arbeitgeber dies dem Bezirkskommando mitteilte, wurde der Knecht einberufen und kam „kurze Zeit darauf schon in den Schützengraben“, wie der Redakteur/die Redakteurin geradezu schadenfroh hinzufügt¹⁷⁰. Die Leserschaft wird hier nicht direkt zum Verzehr des Kriegsbrot aufgefördert, die Moral der Geschichte ist jedoch klar: Wer sich weigert, Kriegsbrot zu essen, muss für diese Anmaßung bezahlen. Die Geschichte fand in Zeitungen von Teplitz-Schönau bis Bludenz Verbreitung.

Das Brot steht im Zentrum des Lebens- und Ersatzlebensmitteldiskurses des Ersten Weltkrieges. Häufig taucht es in den von mir analysierten Artikeln in der Kollokation „tägliches Brot“ auf, wodurch nicht nur auf seine Funktion als Hauptnahrungsmittel angespielt wird, sondern die Bedeutung des Brotes mit dem Bezug zum christlichen Glauben noch unterstrichen wird. In einigen Texten finden sich zusätzlich auch direkte Bezugnahmen auf diesen christlichen Glauben, wie zum Beispiel in einem Artikel, der am 1. Oktober 1914 in der Zeitung *Der Bauernbündler* erschien und in dem es heißt: „Das tägliche Brot ist schließlich doch das wichtigste, daher bitten wir auch den Oberen täglich darum!“¹⁷¹. In dem bereits erwähnten Artikel des (*Neuigkeits*) *Welt Blattes* wird betont, dass die Hauptsorge dem täglichen Brot gelte, denn bis zur nächsten Ernte werde man mit dem vorhandenen Mehl auskommen müssen. Durch die teuflischen Pläne der Feinde sei die Brotfrucht eines der wichtigsten und ein unersetzliches „Kriegsmittel“ geworden, so der Autor. Auch Stoklasa misst dem täglichen Brot existentielle Bedeutung bei, er schreibt: „Von großer Bedeutung ist es zu eruieren, ob das tägliche Brot, ohne welches ja die Menschen nicht existieren können, tatsächlich den modernen Anforderungen der biochemischen Forschung entspricht [...]“¹⁷²

Wenn es um den Ersatz von herkömmlichen Mehlsorten durch Mehlsurrogate wie Kartoffelflocken oder Maismehl geht, taucht ein Satz in ähnlicher Form immer wieder auf: „In vielen Gegenden tut man das aus Ersparungsrücksichten seit jeher.“¹⁷³ Damit wird betont, dass die Produkte, die in Österreich nun als Mehlsurrogate eingeführt wurden, in anderen Ländern und Gebieten längst gebräuchlich seien. Im Fall der Maisstärke als Mehlsurrogat wird zusätzlich darauf hingewiesen, dass es bisher nur von Zuckerbäckern und in Keks- und Oblatenfabriken verwendet worden sei. Es eigne sich daher ausgezeichnet zur Herstellung von „Luxusbrot“. Die Maisstärke wird dadurch selbst als eine Art Luxusprodukt angepriesen¹⁷⁴. Tatsächlich stellte gerade der Mais die zuständigen Behörden vor Probleme. Da nicht

¹⁶⁹ Salzburger Chronik 3.3.1915, 4.

¹⁷⁰ vgl. Bregenzer/Vorarlberger Tagblatt 18.2.1915, 3.

¹⁷¹ Der Bauernbündler 1.10.1914, 4.

¹⁷² Stoklasa 1917, 115.

¹⁷³ Der Bauernbündler 1.10.1914, 4.

¹⁷⁴ vgl. (Neuigkeits) Welt Blatt 4.2.1915, 11.

genügend Altmais zur Verfügung stand, musste ab 1915 frischerer Mais zur Herstellung von Maismehl verwendet werden. Dieser hatte jedoch einen deutlich höheren Feuchtigkeitsgehalt, was die Haltbarkeit von Produkten, denen Maismehl beigemischt war, deutlich verringerte. Im Februar 1915 wurde Mälzereien und Bierbrauereien verordnet, auch Neumais für Dritte zu trocknen. Aufgrund des dringenden Bedarfs an Maismehl kam jedoch weiterhin nicht ausreichend getrocknetes Maismehl in den Verkehr. Eine Ministerialverordnung legte daraufhin im Juni desselben Jahres fest, dass Edelmehle von den Mühlen nicht mehr mit Surrogaten zu mischen seien, bevor sie in Verkehr gebracht wurden. Verarbeitende Betriebe und Verbraucher mussten nun für jede Menge Weizenmehl dieselbe Menge an Maismehl oder einem anderen Surrogat von den Mühlen erstehen¹⁷⁵.

Auch gesundheitliche beziehungsweise ernährungsphysiologische Faktoren werden für den Konsum von Kriegsbrot ins Treffen geführt. „Eßt Kriegsbrot; [...]“ fordert ein Autor der *Arbeiter-Zeitung* seine Leserschaft 1914 auf, es sei ebenso nahrhaft und sättigend wie herkömmliches Brot und würden alle es essen, müsse sich niemand um zu wenig Brot sorgen¹⁷⁶. Die *Österreichische Illustrierte Zeitung* betont, dass durch die stärkere Ausmahlung des Mehls Kriegsbrot stickstoffhaltiger und daher nahrhafter als das Brot zu Friedenszeiten sei¹⁷⁷.

Die Gesundheit dient auch der Gegenseite, den Kriegsbrot-Skeptikern, als wichtigstes Argument. Die wenigen Artikel, in denen eine abwertende Haltung gegenüber dem Kriegsbrot und/oder Mehlsurrogaten eingenommen wird, argumentieren, dass das Kriegsbrot schwer verdaulich bis unverträglich sei. So schreibt ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Vorarlberger Wacht* im Jahr 1916, dass das neue Kriegsbrot auf allgemeinen Unwillen gestoßen sei. Er kritisiert, dass der Vorarlberger bekanntlich kein Schwarzbrotesser sei und der Umstieg auf Kriegsbrot daher umso schwerer falle: „Vorher schneeweißes Brot, fast wie Guglhupf, und dann ein schwarzrotes Brot.“ Empört stellt er die Frage, wie den KonsumentInnen ein Brot vorgesetzt werden könne, „von dem viele Leute krank (magenleidend) wurden“¹⁷⁸. Noch schärfer fällt die Kritik der *Arbeiter-Zeitung* im Juni 1915 aus. Der bekannte Journalist und spätere sozialdemokratische Politiker Max Winter schreibt in einer Sozialreportage mit dem Titel „Unter der Herrschaft des Maisbrotes.“: „Überall — und das kann als Gesamteindruck niedergelegt werden — stießen wir auf die gleiche Klage, daß das Brot, je mehr ihm Maismehl beigemischt ist, um so unbedenklicher ist und daß die durch die Brotkarte gesicherte Menge für den Proletarierhaushalt nicht genüge.“¹⁷⁹ Er gibt dem Kriegsbrot und seinem durch das Maismehl verringerten Eiweißanteil Mitschuld an der Unterernährung, die ein bedenkliches Ausmaß angenommen habe. In einem Punkt scheinen sich Kriegsbrot-Befürworter und Kriegsbrot-Gegner jedoch einig zu sein, Kriegsbrot sei nicht für Menschen mit Magen-Darm-Erkrankungen geeignet.

In einem Artikel aus dem Jahr 1918, der den Titel „Kriegskost und Verdauung“ trägt, werden das moralische und das gesundheitliche Argument kombiniert. Der Artikel enthält Auszüge eines Berichtes von einem Berliner Arzt, in dem dieser Verdauungserkrankungen während des Krieges und ihren Zusammenhang mit dem Kriegsbrot bespricht. Der Arzt beginnt damit, positive Aspekte der Kriegskost zu schildern, erst durch sie habe man gelernt, wie

¹⁷⁵ vgl. Stoklasa 1917, 44 f.

¹⁷⁶ vgl. Arbeiter-Zeitung 10.12.1914, 4.

¹⁷⁷ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

¹⁷⁸ Vorarlberger Wacht 27.1.1916, 2.

¹⁷⁹ Arbeiter-Zeitung 10.6.1915, 7.

außerordentlich anpassungsfähig die menschlichen Organe seien. Die Erfahrungen, die man mit dem Kriegsbrot gemacht habe, seien dabei besonders wertvoll. Er stellt fest:

Wenngleich viele Magen- und Darmkranke an diesem infolge seiner groben und ungleichartigen Zusammensetzung und schlechten Durchbackung schwer verdaulichen Brot sehr gelitten haben, so hat es doch die große Masse der magendarmgesunden Bevölkerung weit besser vertragen, als es anfangs den Anschein hatte und sich theoretisch erwarten ließ.¹⁸⁰

Das eigentliche Problem seien nicht Menschen mit organischen Erkrankungen, sondern die vielen „Magen- und Darmneurastheniker¹⁸¹“, die unter dem Kriegsbrot mehr gelitten hätten als die eigentlichen Kranken. Diese „Geschmacks- und Verdauungsverwöhnung“ wird als eine Zivilisationskrankheit identifiziert, von der besonders Großstädter betroffen seien. Wie schädlich die „Verweichlichung der Verdauungsorgane“ sei, habe sich erst im Krieg gezeigt, als sich die allzu feine Ernährungsweise der Friedenszeit nicht mehr aufrechterhalten ließ. Die Verdauungsprobleme seien die Folge einer „allzu verfeinerten Sensibilität“, der nervöse Magen stehe zudem unter dem Einfluss der Autosuggestion des „zivilisierten Kulturmenschen“. Die Schuld an Problemen mit der Verdauung des Kriegsbrot wird bei den Menschen, insbesondere den Großstädtern selbst gesucht. Es wird suggeriert, dass ein Großteil der Menschen, die unter Verdauungsproblemen litten, in Wahrheit ‚verweichlichte‘ Organe hätte, was an der besonders feinen Nahrung zu Friedenszeiten läge. Die Kritik richtet sich also besonders gegen wohlhabende Menschen in Großstädten. Zudem wird angedeutet, dass jene, die behaupten, besonders an der schweren Verdaulichkeit des Kriegsbrot zu leiden, vermutlich jene seien, die keine echte organische Erkrankung hätten, sondern eben nur einen ‚nervösen‘ Magen. Der Arzt rät dazu, das Kriegsbrot sorgfältig zu kauen, dann sei auch dieses relativ schlecht verdauliche Brot bekömmlich. Den Kindern zu Hause und in der Schule das sorgfältige Kauen beizubringen, hält er für „eine der wichtigsten Erziehungsaufgaben“. Im letzten Absatz geht er auf gesundheitliche Folgen der Mangelernährung, die er „allgemeine Abmagerung“ nennt, ein. Sie habe zu einer Zunahme von Leistenbrüchen geführt. Er schließt seine Besprechung mit der Betonung, dass die Kriegskost positive Auswirkungen auf die unter Verstopfung leidende Bevölkerung habe, diese zeige jetzt eine regelmäßige Darmtätigkeit.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass ein Großteil der Printmedien die Propaganda der Regierung übernahm und ihre LeserInnen besonders in den ersten Kriegsjahren dazu aufforderte, Kriegsbrot zu essen. Diese Aufforderung stand oft im Rahmen der Versuche, die Menschen auf das Sparen und Ersetzen, als Teil des ‚Durchhaltens‘, einzuschwören. Dabei kam dem Brot eine existentielle Bedeutung zu, immer wieder wurde betont, wie wichtig es sei, die Brotversorgung aufrechtzuerhalten. Die Hauptstrategie der Propaganda war es, den Konsum von Weizengebäck moralisch abzuwerten und die KonsumentInnen von Kriegsbrot als moralisch überlegen darzustellen. Der Verzehr von Kriegsbrot wurde als patriotische Pflicht und ebenso wie das Durchhalten, als Äquivalent zu den Kämpfen der Soldaten im Feld gesehen. Um der Bevölkerung den Verzehr von Mehlsurrogaten als normal nahezu legen,

¹⁸⁰ Österreichische Illustrierte Zeitung 12.5.1918, 2.

¹⁸¹ Unter Neurasthenie versteht die Weltgesundheitsorganisation (WHO) eine neurotische Störung, die geistige und/oder körperliche Erschöpfung, allgemeine Unsicherheit, Reizbarkeit, Freudlosigkeit etc. zur Folge hat, wobei auf beträchtliche kulturelle Unterschiede bei der Erscheinungsform hingewiesen wird (vgl. WHO 2016, F 48). Besonders häufig wurde die Erkrankung Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts diagnostiziert und das vor allem bei Angehörigen des Bürgertums. Empfindsame Nerven zu haben galt als Ausdruck eines modernen Lebensstiles und war en vogue (vgl. Riedel 2015, 6.).

wurde häufig darauf verwiesen, dass besagtes Surrogat vielerorts durchaus kein Ersatz, sondern ein gebräuchliches Lebensmittel sei. Gesundheitliche Argumente wurden sowohl von KriegsbrotbefürworterInnen als auch -gegnerInnen eingesetzt und drehten sich hauptsächlich um den Nährwert und die Verdauung. Die Schuld für die schlechte Verdaulichkeit des Kriegsbrottes wurde oftmals bei den KonsumentInnen und ihren „verweichlichten“ Verdauungsorganen selbst gesucht.

4.2 Kaffeesurrogate und „Kriegskaffee“

Neben dem Brot und dem Fett ist der Kaffee im Ersatzlebensmittel- und Ersatzgenussmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs besonders präsent. Sowohl die Befürworter als auch die Gegner des offiziellen Kriegskaffees verteidigen ihre Position hoch emotional. Die Bedeutung des Kaffees als Volksgetränk wird immer wieder hervorgehoben. Die zunehmende Knappheit des Kaffees und seiner Surrogate sowie die Einführung neuer Surrogate und Kaffeemischungen beschäftigte den Junggesellen der gehobenen Wiener Gesellschaft¹⁸² ebenso wie die Arbeiterschaft¹⁸³. Kaffee wurde mehrmals am Tag konsumiert, er scheint fest im Speiseplan der Menschen verankert gewesen zu sein. Der Genuss dieses nährstoffarmen Getränkes wird selbst zu Zeiten akuten Mangels so gut wie nicht in Frage gestellt. Selbst als Kaffeeersatzgetränke aufgrund der Knappheit beziehungsweise der Teuerung ohne Milch und Zucker getrunken werden mussten, und damit noch nährstoffärmer wurden, wurde ihr Genuss nicht als verzichtbar erachtet. Einige Artikel listen minutiös auf, wie eine Proletarierfamilie mit dem geringsten finanziellen Aufwand ausreichend Kalorien zu sich nehmen könne. Gerade im Hinblick darauf erscheint das Nicht-Hinterfragen des Kaffeekonsums erstaunlich. Auch das Ausweichen von Kaffee auf andere Heißgetränke wie Früchte- oder Kräutertee scheint nicht üblich gewesen zu sein. Auf die Bedeutung des Tees und seiner Ersatzprodukte soll im Kapitel 4.3 eingegangen werden. Um die Bedeutung des Kaffees für die Menschen besser nachvollziehen zu können, ist eine Kontextualisierung innerhalb der Kulturgeschichte des Kaffees hilfreich.

4.2.1 Eine kurze Kulturgeschichte des Kaffees im deutschsprachigen Raum

Der Kaffee kam, wie auch Tee und Schokolade, als neue Mode in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach Europa und breitete sich von den Handelszentren des Südens über London und Amsterdam in den Norden aus. Innerhalb weniger Jahrzehnte, zwischen 1650 und 1700, entwickelte er sich von einem unbekanntem zu einem bei der wohlhabenden Bevölkerung fest etablierten Getränk. Dabei ging es der Aristokratie weniger um das Getränk selbst, sondern um Wohlstand und Eleganz, die sie beim Kaffeegenuss aus eigens dafür gemachtem Porzellangeschirr zur Schau stellen konnte. Dem Bürgertum ging es mehr um Eigenschaften und Geschmack des neuartigen Getränkes. Dem Kaffee wurden allerlei Wirkungen zugeschrieben, er solle gegen Blähungen helfen, die Leber stärken und den Magen beruhigen, er solle sowohl kühlen als auch wärmen und den Schlaf verbessern. Besonders aber wurde seine Eigenschaft als „Ernüchterer“ vom Bürgertum betont. Der Kaffee wurde mit Vernunft und Geschäftstüchtigkeit verbunden und der Faulheit und Unfähigkeit des Alkoholikers gegenübergestellt¹⁸⁴.

Bis ins 17., teilweise noch ins 18. Jahrhundert hinein war Bier nicht nur ein beliebtes Getränk, sondern eines der Hauptnahrungsmittel großer Teile der Bevölkerung in vielen europäischen

¹⁸² siehe zum Beispiel Neue Freie Presse 8.9.1917, 10.

¹⁸³ siehe zum Beispiel Arbeiter-Zeitung 28.7.1918, 6.

¹⁸⁴ vgl. Schivelbusch 1992, 26 ff.

Ländern. Der Verbrauch einer englischen Familie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lag bei etwa drei Litern pro Tag und Kopf, wobei die Kinder inkludiert wurden. Vor der Einführung der Kartoffel bestanden Mahlzeiten aus Suppe, Brei oder Mus. Der Bierkonsum begann, in Form einer Biersuppe, bereits beim Frühstück¹⁸⁵. Alkohol hatte in vorindustriellen europäischen Gesellschaften auch, stärker noch als heute, eine Ritualfunktion. Trinkgelage waren häufig und endeten meist in der Bewusstlosigkeit der Teilnehmer. Bereits zur Zeit der Reformation, im 16. Jahrhundert, regte sich zunehmende Kritik an den herrschenden Trinksitten. Mit Flugschriften, Karikaturen, Predigten und Verboten ging man gegen sie vor. Diese Versuche blieben aber weitgehend erfolglos, solange es keine anderen attraktiven Getränke und Nahrungsmittel gab¹⁸⁶.

Mit dem Aufkommen des Kaffees wurde er Teil der Propaganda gegen den übermäßigen Alkoholkonsum. Man war von der noch heute populären, pharmakologisch aber unhaltbaren Vorstellung überzeugt, er könne selbst bereits Betrunkene wieder nüchtern machen. Eine weitere dem Kaffee zugeschriebene, aber naturwissenschaftlich unhaltbare Eigenschaft war, dass Kaffee sexuelle Energien vermindere. Die protestantische Ethik der Enthaltbarkeit und Nüchternheit machten ihn zu einem Leib- und Seelengetränk¹⁸⁷. Seine Verbreitung im Bürgertum hat der Kaffee zudem der aufputschenden Wirkung des Alkaloids Koffein zu verdanken, von der man annahm, dass es die Geistestätigkeit anrege. Damit passte er perfekt zum Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts¹⁸⁸. Das rationalistische Prinzip des Kaffeegenusses findet sich auch in einem Artikel aus dem Jahr 1917, in dem ein Junggeselle seine Enttäuschung über den koffeinarmer Kriegskaffee schildert. Er erzählt dabei, was er sich von Kaffee erwarte: „Nur die eigentliche feinere Kaffeewirkung stellt sich absolut nicht ein. Wo bleibt die Gedankenarbeit und Träumerei, wo bleiben die Ideen und Einfälle? Im Gegenteil: der Kriegskaffee wirkt beruhigend, einschläfernd, er reduziert geradezu das Denken — soll das am Ende die beabsichtigte Wirkung sein? ...“¹⁸⁹. Der letzte Halbsatz wird graphisch durch einen Gedankenstrich hervorgehoben. Die Auslassungspunkte, mit denen der Artikel beendet wird, unterstreichen den Verdacht, der Kriegskaffee solle die Menschen ruhigstellen. Sie sollen die LeserInnen dazu anregen, den Gedanken weiterzudenken.

Auch in Friedenszeiten waren Alternativen zum Bohnenkaffee in der österreichischen Reichshälfte weit verbreitet gewesen. Zahlreiche Gegner des Kaffeegenusses lieferten dafür Argumente. Einer davon war im 19. Jahrhundert Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie. Seiner Meinung nach bewirke der Kaffee durch die künstliche Steigerung der Aufmerksamkeit, dass das Leben aus seinem Rhythmus gerate¹⁹⁰. Auch Sebastian Kneipp, der Namensgeber der Kneipp-Medizin, sprach sich gegen den Konsum von Bohnenkaffee aus¹⁹¹. Kneipp warb für ein Kaffeesurrogat, den Malzkaffee. In einem Artikel aus dem Jahr 1914 heißt es dazu: „[...] hat doch der verewigte Pfarrer Kneipp, dieser edle Menschenfreund, vor Jahren schon den Ausspruch getan: »Malzkaffee sei der herrlichste Ersatz für den gesundheitsschädlichen Bohnenkaffee!« Und er hatte Recht!“¹⁹².

¹⁸⁵ vgl. ebd., 32.

¹⁸⁶ vgl. ebd., 40 f.

¹⁸⁷ vgl. ebd., 46 f.

¹⁸⁸ vgl. ebd., 50.

¹⁸⁹ Neue Freie Presse 8.9.1917, 10.

¹⁹⁰ vgl. Schivelbusch 1992, 53.

¹⁹¹ vgl. Lackner und Stadler 1990, 333.

¹⁹² Feldkircher Anzeiger 7.10.1914, 3.

Kaffeesurrogate waren auch deshalb beliebt, weil echter Bohnenkaffee auch dann, als Kaffeekonsum ein Massenphänomen geworden war, teuer blieb. Das Deutsche Reich ebenso wie die Habsburgermonarchie mussten das Produkt teuer importieren, im Gegensatz zu Frankreich und den Niederlanden, die begonnen hatten, Kaffee in ihren Kolonien anzubauen und so keinen Devisenverlust befürchten mussten. So versuchte man ab 1750 im Deutschen Reich den Kaffeekonsum durch höhere Steuern einzuschränken, was allerdings nicht den gewünschten Effekt hatte. Teil der Lösung des Problems war der Kaffee-Ersatz¹⁹³. Kaffeesurrogate waren wesentlich billiger als Bohnenkaffee und belasteten außerdem die Handelsbilanz nicht. Ihr Preis machte sie besonders bei der ärmeren Bevölkerung beliebt, der man im Zuge des Kampfes gegen den Alkoholismus den Konsum von Kaffeesurrogaten nahelegte. Statt der Schnapsflasche sollte eine Kanne Milchkaffee in die Arbeit mitgenommen werden¹⁹⁴.

Die Arbeiterschaft hatte den Kaffeegenuss vom Bürgertum übernommen. Das lag einerseits an dem Bestreben der ArbeiterInnen, das bürgerliche Verhalten nachzuahmen, andererseits an der sowohl belebenden als auch sättigenden Wirkung des Kaffees. Anstatt, wie das Bürgertum, den Kaffee in Kaffeehäusern zu sich zu nehmen, kauften ArbeiterInnen ihn bei fliegenden Kaffeeküchen. Dabei handelte es sich meist nicht um Bohnenkaffee, sondern um billigere Surrogate oder Kaffeemischungen, doch auch diese warme Flüssigkeit füllte den Magen. Das Kaffeetrinken verbreitete sich in urbanen und ländlichen Industrieregionen schneller als in landwirtschaftlich dominierten Gegenden. Bereits im späten 18. Jahrhundert war Kaffee unter den Textilarbeiterinnen Vorarlbergs ein verbreitetes Getränk. Ende des 19. Jahrhunderts war der Kaffee neben dem Brot unter ArbeiterInnen zu einem Hauptnahrungsmittel aufgestiegen. Der Tag wurde mit Kaffee begonnen, zu Mittag wurde Kaffee getrunken und auch das Abendessen bestand zu einem wesentlichen Teil aus Kaffee¹⁹⁵. Dieses Konsumverhalten wird auch in der Sozialreportage des Journalisten Max Winter zum Speiseplan einer Proletarierfamilie im Jahr 1915 deutlich: „Auf den kürzesten Ausdruck gebracht, lautet er so: früh: Kaffee mit Reisgrießschmarren, vormittags: Brot mit Kaffee, mittags: Zuspise, Reisgrießschmarren — eine Art Sterz aus Reisgrieß — und Kaffee, Jause und Nachtmahl in einem, wieder Reisgrießschmarren mit Kaffee.“¹⁹⁶ Die Rolle des Kaffees sieht der Historiker Roman Sandgruber auch darin, das Einzige im Alltag eines Arbeiters/einer Arbeiterin gewesen zu sein, „das dem Leben ein bißchen Glanz und Menschenwürde verleiht“¹⁹⁷. Kaffee, so fährt er fort, sei billig, sättigend, schnell zubereitet und mit Freizeit und Kurzweil in Verbindung gebracht worden¹⁹⁸.

Im 18. Jahrhundert scheint Kaffee in landwirtschaftlich dominierten Regionen noch gänzlich unbekannt zu sein. Im 19. Jahrhundert reichte man ihn zum Beispiel zum Abschluss von Bauernhochzeiten. Kaffee blieb unter Bauern bis ins 20. Jahrhundert ein Luxusgetränk, nur sehr wohlhabende Bauern leisteten ihn sich als Alltagsgetränk. Die ersten landwirtschaftlichen Gegenden, in denen sich der Kaffee und seine Surrogate als Alltagsgetränke durchsetzen und den morgendlichen Brei verdrängen konnten, lagen nahe an Städten oder Verkehrsknotenpunkten. Der Kaffee drang dort besonders schnell in den bäuerlichen

¹⁹³ vgl. Schivelbusch 1992, 87 f.

¹⁹⁴ vgl. Lackner und Stadler 1990, 333.

¹⁹⁵ vgl. Sandgruber 1986, 81.

¹⁹⁶ Arbeiter-Zeitung 10.6.1915, 9.

¹⁹⁷ vgl. Sandgruber 1986, 84.

¹⁹⁸ vgl. ebd., 83.

Speiseplan ein, wo eine kommerzialisierte Milchwirtschaft bestand – er ersetzte die Milch als Getränk, die nun lieber verkauft wurde¹⁹⁹.

Zu den bereits vor dem Jahr 1914 gebräuchlichsten Bohnenkaffeealternativen gehörten Feigenkaffee, Malzkaffee und Zichorienkaffee. In den Kronländern Tirol und Vorarlberg war besonders die blaublühende Lupine als Surrogat weit verbreitet, die Menschen nannten sie Feldbohne. Die kugelrunden Samen wurden, wie die Kaffeebohnen, in Fett geröstet, gemahlen und mit etwas Zucker gemischt²⁰⁰. Während des Krieges kamen gelbe Rüben, Karotten, Eicheln, Dörrobst, Trockenkartoffeln, Weißdornfrüchte, Traubentrester und Zuckerrüben hinzu. Alle diese Stoffe wurden in gedarrter Form und meist als Mehl zur Erzeugung von Kaffeesurrogaten verwendet und ersetzten im Laufe des Krieges die nicht mehr verfügbaren herkömmlichen Ersatzstoffe. Kaffeesurrogate wurden getrennt von anderen Ersatzlebensmitteln geregelt, das Verfahren zur Zulassung war allerdings dasselbe. Für ein neues Produkt musste ein Antrag gestellt werden, woraufhin das Produkt begutachtet und schließlich zugelassen oder abgelehnt wurde. Die Anforderungen an Kaffeesurrogate waren während des Krieges nicht besonders hoch und räumten viel Interpretationsspielraum ein. Um zugelassen zu werden, musste ein Produkt nach den Bestimmungen der Lebensmitteluntersuchungsanstalt Wien, wenn es mit heißem Wasser gemischt wurde, eine entsprechend gefärbte Flüssigkeit ergeben und nicht übel schmecken²⁰¹.

4.2.2 Die Regelung der Versorgung mit Kaffee und Kaffeeersatzprodukten

Mit dem Ausbruch des Krieges wurde es schwierig, Bohnenkaffee aus dem neutralen Ausland nach Österreich zu importieren. Auch neutrale Länder begannen die Kaffeeknappheit zu spüren und reagierten mit Aus- und Durchfuhrverboten sowie mit Behinderung der Transporte. Das führte zu einem schnellen Anstieg der Kaffeepreise, der Preis von ‚Santos-Kaffee‘ etwa verdoppelte sich innerhalb von drei Monaten von 1,20 Kronen auf 2,40 Kronen. Die Regierung reagierte auf die Knappheit mit dem Ankauf des in Triest lagernden Valorisationskaffees²⁰². Dieser Kaffee war eine Reserve der brasilianischen Regierung, die der österreichischen Regierung zu Kriegsbeginn angeboten worden war. Nachdem sich die Stadtverwaltungen der größeren Ballungsgebiete Österreichs verpflichtet hatten, einen Teil des Kaffees zu übernehmen, kaufte die Regierung die insgesamt drei Millionen Tonnen Kaffee, die im Hafen lagerten und gab sie zu einem Preis von etwa vier Kronen pro Kilo an die Bevölkerung ab. So konnte der Kaffeepreis bis zum Juni 1915 stabil gehalten werden. Als auch diese Vorräte erschöpft waren, entschloss man sich, auch jenen Valorisationskaffee, der in Antwerpen lagerte, zu kaufen. Die Regierung beschloss, diese Vorräte mittels einer privaten aber vom Staat privilegierten Kaffeезentrale zu verwalten. Die Aufgabe der Kaffeезentrale bestand darin, die Gewinne, die durch den Verkauf des billigen Valorisationskaffees erwirtschaftet wurden dazu zu verwenden, auch andere Kaffeereserven, über die sie durch Import oder Beschlagnahmung verfügte, zu verbilligen²⁰³.

Am 18. Juli 1916 wurde die Kaffeeverversorgung per Verordnung im RGBl. Nr. 186 geregelt. Alle Besitzer von Kaffeevorräten mussten diese der Kaffeезentrale anzeigen und sie in ihre

¹⁹⁹ vgl. ebd., 83

²⁰⁰ vgl. ebd., 80.

²⁰¹ vgl. Vojir 2014, 267.

²⁰² Unter ‚Valorisation‘ werden staatliche Maßnahmen verstanden, die den Preis von Rohstoffen heben oder auf einem bestimmten Niveau halten sollen. Zum Beispiel werden Rohstoffe zu diesem Zweck eingelagert, aufgekauft oder Überschüsse vernichtet.

²⁰³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 266.

Verfügung übergeben. Die Kaffeезentrale entschied sich dann zur Freigabe des Verkaufs an den Besitzer oder zur Anforderung des Kaffees. Importierter Kaffee musste ebenfalls der Kaffeезentrale angeboten werden. Dadurch sollte der enormen Preissteigerung und dem regellosen Kauf auf dem holländischen Markt, dem einzigen noch offenen Kaffeemarkt, Einhalt geboten werden. Die Kaffeезentralen Deutschlands, Österreichs und Ungarns schlossen sich zusammen und kauften gemeinsam ein. Auch die Ausgabe von Kaffeekarten wurde im Juli 1916 beschlossen. Für 8 Wochen wurde $\frac{1}{4}$ Kilogramm gebrannter Kaffee pro Person ausgegeben, wobei Städten, Märkten und Industrieorten etwas mehr zugestanden wurde. Großkonsumenten wie Krankenhäuser und Gast- und Gewerbebetriebe erhielten eigene Bezugsscheine²⁰⁴.

Als im Jahr 1917 auch der Import über Holland versiegte, verfügte das Finanzministerium nur mehr über eingeschränkte Kaffeereserven. Daraufhin wurde durch einen gemeinsamen Beschluss des Finanzministeriums und des Amtes für Volksernährung die Ausgabe von Bohnenkaffee an die Bevölkerung gestoppt und nach Möglichkeiten gesucht, die Restbestände zu strecken. Die Streckung des Bohnenkaffees mit Surrogaten oder mit Zucker, wie sie bereits für die Militärkaffeekonserven erfolgte, wurde diskutiert. Der Zusatz von Surrogaten wurde schnell verworfen, da man wegen des Fettgehalts des Kaffees eine erhebliche Verminderung der Qualität bis hin zum Verderb des Produktes befürchtete. Man einigte sich schließlich auf den Versuch, ein altes Schweizer Rezept, bei dem der Zucker zunächst karamellisiert wurde, bevor er mit dem Bohnenkaffee vermischt wurde, abzuändern und das ideale Verhältnis zwischen Bohnenkaffee, Karamell und anderen Kaffe-surrogaten zu finden. Die Wiener Firma Eripora stellte bereits seit längerer Zeit nach diesem Verfahren ein Kaffeeprodukt her und konnte ihre Erfahrungen nun der Kaffeезentrale zur Verfügung stellen²⁰⁵. Nach einigen Versuchen wurde am 21. Mai 1917 folgendes Mischungsverhältnis vom Amt für Volksernährung festgelegt: Zehn Prozent Bohnenkaffee, zehn Prozent Zuckerrübenmehl und 80 Prozent Karamell²⁰⁶. Ob die Streckung des Kaffees mit Zucker vom Standpunkt einer rationellen Ernährungspolitik empfehlenswert sei, wurde von einem Fachkomitee diskutiert. Dieses sprach sich für die Streckung aus²⁰⁷. Mit einer Verordnung vom 21. Mai 1917, RGBl. Nummer 230, wurden von nun an Kaffeemischungen von Kaffe-surrogaten rechtlich unterschieden. Kaffeemischungen, wie auch Kaffeekonserven, Kaffeewürfel oder Kaffeessenzen, mussten zumindest einen Teil Bohnenkaffee enthalten. Ihre Abgabe durfte nur gegen eine Kaffeekarte oder einen Bezugsschein erfolgen. Unter dem Begriff Kaffe-surrogat wurden Produkte verstanden, die keinen Bohnenkaffee enthielten, aber als Kaffeersatz oder Kaffe-zusatz gedacht waren. Für ihren Kauf war keine Kaffeekarte notwendig²⁰⁸.

Der Zuckerverlust bei der Herstellung des Karamells betrug anfangs rund 35 bis 40 Prozent. Chemieingenieur Isidor Pollak, Mitglied des vorhin erwähnten Fachkomitees und Direktor der Wiener Firma Hauser & Sobotka, die auch die Kathreiner-Malzkaffee-Fabriken betrieb, verbesserte das Verfahren zur Karamellherstellung. Der Verlust von Zucker während des Karamellisierens konnte damit auf 10 bis 13 Prozent gesenkt, die Produktionskosten und die Produktionszeit verringert werden. Pollak hatte festgestellt, dass die Karamellbildung

²⁰⁴ vgl. ebd., 269.

²⁰⁵ vgl. Vojir 2014, 268.

²⁰⁶ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 271.

²⁰⁷ vgl. Vojir 2014, 268.

²⁰⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 271.

schneller und bei niedrigerer Temperatur erfolgte, wenn der Zucker zuvor mit Salzsäure behandelt wurde. Dass die Herstellung des Karamells nun bei geringerer Temperatur erfolgen konnte, war für die Kriegs-Kaffee-Zentrale besonders wegen der sich verschärfenden Kohleknappheit wichtig. Eine weitere Schwierigkeit war es, Firmen für die Produktion des Kriegskaffees zu finden. Geeignete Firmen mussten die erforderlichen Mengen Karamell und die Kaffeemischung erzeugen können. Besonders die Behandlung des Zuckers mit Salzsäure stellte Unternehmen vor Probleme, da dazu spezielle Gefäße benötigt wurden, die am Markt schwer zu bekommen waren. Es dauerte daher einige Zeit, bis der Kriegskaffee in den Handel gebracht werden konnte. Doch bereits Ende des Jahres 1917 musste das Mischungsverhältnis erneut angepasst werden – gelbe Rüben waren nicht mehr in ausreichendem Maße verfügbar und auch der Kaffee musste weiter gestreckt werden. Ab November 1917 bestand Kriegskaffee aus fünf Prozent Bohnenkaffee, zehn Prozent Eichelmehl, 15 Prozent Lupinenmehl und 70 Prozent Karamell. Aus Mangel an Rohstoffen zeichnete sich die Einstellung einiger herkömmlicher Kaffeersatzprodukte ab, was den Kriegskaffee zu einem der letzten warmen Getränke machte. In den Jahren 1917 bis 1919 wurden insgesamt 29.677 Tonnen Kriegskaffee erzeugt. Die Firma Hauser & Sobotka wurde für die Überlassung ihres Produktionsgeheimnisses vom Amt für Volksernährung mit 280.000 Kronen entschädigt²⁰⁹.

Im März 1918 musste trotz monatelanger Streckung der Vorräte die Beimengung von Bohnenkaffee zum Kriegskaffee vollkommen eingestellt werden. Da auch Zucker Mangelware geworden war, wurde das Mischungsverhältnis erneut geändert. Das Produkt bestand nun je nach Verfügbarkeit aus 55 Prozent karamellisiertem Zucker und 45 Prozent Rüben-, Eichel- und Lupinenmehl²¹⁰.

Was die Kaffeesurrogate betraf, gab es zunächst keinen Grund für die Regierung, sich in den Verkehr damit einzumischen, es standen ausreichend Rohstoffe zur Verfügung. Dies änderte sich ab dem Beginn des Jahres 1916. Weil die Getreideernte staatlich verwaltet wurde, war es Getreidekaffeeerzeugern nicht mehr möglich, sich selbst mit Getreide einzudecken. Zuckerrüben waren ab dem Frühjahr der Zuckerindustrie vorbehalten und der Import von Feigen war aufgrund der Blockade der Alliierten schwierig und teuer. So stand nur noch die heimische Zichorie zur Verfügung. Auch sie wurde bald zur Mangelware, da Kaffeesurrogaterzeuger, die bisher mit anderen Rohstoffen gearbeitet hatten, auf die Zichorie auswichen. Sie wurde dadurch auch für Spekulanten interessant. Die Regierung griff schließlich ein, um die Spekulation und den damit verbundenen Preisanstieg zu beenden. Mit einer Verordnung vom 30. Oktober 1916 wurde verfügt, dass alle Zichorienwurzeln ausschließlich zur Erzeugung von Kaffeesurrogaten verwendet werden durften. Bezugsberechtigt waren nur jene Firmen, die bereits vor dem 30. August 1915 Kaffeesurrogate aus Zichorienwurzeln produziert hatten. Zur Deckung des Getreidebedarfs bildete man das „Aktionskomitee der Getreidekaffee-Erzeuger“. Dieses erhob die verarbeitete Rohstoffmenge der einzelnen Betriebe zu Friedenszeiten. Aus einem Gesamt-Getreidekontingent, welches von der Kriegs-Getreide-Verkehrsanstalt je nach Vorhandensein gedeckt werden sollte, wurde schließlich jedem Betrieb die ihm zustehende Menge zugeteilt. Die berechnete Menge Getreide konnte allerdings schon im Jahr 1916 nur zu 15 Prozent gedeckt werden, da aus dem in den Krieg eingetretenen Rumänien kein Getreide mehr importiert werden konnte. Der Feigenkaffeeindustrie wurde nach langen Verhandlungen ein Teil der Zuckerrübenenernte zur Verfügung gestellt. Doch die Nachfrage war aufgrund der

²⁰⁹ vgl. Vojir 2014, 268 ff.

²¹⁰ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 271.

herrschenden Bohnenkaffee Knappheit deutlich gestiegen und so konnte der Bedarf der Kaffeesurrogaterzeuger bei weitem nicht gedeckt werden. Um Spekulanten, dem Schleichhandel und den Erzeugern von minderwertigen bis gesundheitsschädlichen neuen Surrogaten etwas entgegenzusetzen zu können, schlossen sich Zichorienkaffee-, Getreidekaffee- und Feigenkaffeeerzeuger zu Beginn des Jahres 1917 zum „Verbande österreichischer Kaffeesurrogaterzeuger“ zusammen und kauften von nun an die Rohstoffe gemeinsam ein. Bis zum Kriegsende konnte die Produktion von Zichorien- und Feigenkaffee, der nun allerdings nicht mehr aus Feigen bestand, aufrechterhalten werden. Den Erzeugern von Getreidekaffee blieb nur, umzurüsten und an der Produktion des offiziellen Kriegskaffees mitzuarbeiten²¹¹.

4.2.3 Kaffee und Kaffeeersatzprodukte im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien

Die zunehmende Knappheit an Kaffee und Kaffeesurrogaten sowie die Einführung des offiziellen Kriegskaffees sind in den Printmedien deutlich zu erkennen. Artikel, die sich mit Kaffee beschäftigen, werden häufiger. Das Thema Kaffeesurrogate geht im Ersatzlebensmittel- und Ersatzgenussmitteldiskurs der Jahre 1914 und 1915 eher unter, nimmt aber ab dem Jahr 1917 zunehmend Raum in den Printmedien ein. Die Haltung der RedakteurInnen zum Kriegskaffee ist besonders im Jahr 1918 tendenziell abwertend. Sie gehen besonders häufig auf dessen äußere Erscheinung ein. Das Produkt, das als „dunkelbraune halb feste Masse von merkwürdig mineralogischem Anschein“²¹² beschrieben wird, wird von unterschiedlichen RedakteurInnen mit Adjektiven wie „absonderlich“ oder „unangenehm“ bedacht. Auch seine Zubereitungsart sei eigenartig, der Kaffee könne nicht aufgegossen, sondern müsse eingekocht werden. Die Wirkung des Kriegskaffees sei geradezu einschläfernd und er habe durch seine Koffeinarmut nichts von der anregenden Wirkung des Bohnenkaffees, heißt es in der *Neuen Freien Presse*²¹³. Wenn RedakteurInnen auf den Preis des Kriegskaffees zu sprechen kommen, werden die großen Unterschiede innerhalb der Gesellschaft deutlich. Das Päckchen Kriegskaffee wird von einigen als zu teuer kritisiert. In Zeitungen mit einer wohlhabenderen Zielgruppe wie der *Neuen Freien Presse* wird er hingegen als „lächerlich billig“ bezeichnet. Max Winter, ein Redakteur der *Arbeiter-Zeitung*, beschreibt den Kriegskaffee, den er als „Geschlader“, als minderwertiges Getränk bezeichnet, in einer seiner berühmten Sozialreportagen folgendermaßen: „Der heiße bittere Rübenmokka arbeitet in den Eingeweiden des Hungrigen wie das stärkste Gebräu, so daß ein spülendes und gurgelndes Geräusch deutlich hörbar ist.“²¹⁴

Immer wieder wird gegen den Kriegskaffee ins Treffen geführt, dass die Menschen von der direkten Zufuhr der Nährstoffe aus den Rohstoffen eher profitieren würden. Die Produktion von Kriegskaffee entziehe der Bevölkerung wichtige Nährstoffe. Diese Kritik gewann an Schärfe, als die Kaffeezentrale aus Mangel an Bohnenkaffee nicht mehr in der Lage war, dem Kriegskaffee Bohnenkaffee beizumengen, es sich also eigentlich nicht mehr um eine Kaffeemischung, sondern um ein Kaffeesurrogat handelte. M. Joksch, ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Vorarlberger Volksfreund* kritisierte im Jahr 1917 wiederholt den Kriegskaffee und die Misswirtschaft der Kaffeezentrale. Er/sie formuliert die Kritik so:

²¹¹ vgl. ebd., 273 ff.

²¹² Neue Freie Presse 8.9.1917, 9.

²¹³ vgl. ebd., 9.

²¹⁴ Arbeiter-Zeitung 28.7.1918, 6.

Man sollte nun glauben, daß sich die Kriegskaffee-Zentrale in dem Augenblick, wo ihr Kaffeelager geräumt ist, in Wohlgefallen auflösen und vom Schauplatz ihres gemeinnützigen Wirkens verschwinden würde. Diese Absicht scheint aber im Schoße dieser Zentrale nicht zu bestehen. Sie will auch ohne Kaffee eine Kaffee-Zentrale bleiben. Die Kriegs-Kaffee-Zentrale hat darum beschlossen, sich zur Kriegskaffee-Ersatz-Zentrale zu entwickeln. [...] Zu diesem Zwecke hat namentlich die Bevölkerung Tirols schon längere Zeit hungern müssen; denn die Kriegskaffeezentrale hat für ihren Kaffeesurrogatbetrieb jene Trockenrübe erhalten, die Tirol zu wenig bekommen hat.²¹⁵

Ebenfalls kritisiert wird die „ganz widersinnige“ Beimengung von Karamell. Der Zucker hätte zum Beispiel für Obstsiedezwecke wirtschaftlicher eingesetzt werden können. Zudem müssten die KonsumentInnen nicht nur die für die aktuelle Produktion verwendeten Rohstoffe bezahlen, sondern auch jene Rohstoffe, die für Tests verschwendet worden seien. Ein solches Wirtschaften sei geradezu gegen das Durchhalten gerichtet. Andere Surrogate seien billiger und ebenso gut²¹⁶. Der Autor/die Autorin stellt sich klar auf die Seite der KonsumentInnen und übt scharfe Kritik an der Kaffeezentrale. In einem weiteren Artikel des *Vorarlberger Volksfreundes*, der kurze Zeit später erschien, wird der Zentrale unlautere Preispolitik vorgeworfen: „Jeder Kaufmann, der solche Geschäftspraktiken üben würde, verdiente selbstverständlich, dafür bestraft zu werden.“²¹⁷

Das Amt für Volksernährung entgegnete dem Argument des Nährstoffentzuges, dass es dem Gesamtplane der Volksernährung nicht immer und ausschließlich darauf ankomme

die größte Menge an Nährwerten zu erhalten, sondern auch darauf, eine entsprechende und den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung sich anpassende Auswahl an Nahrungsmitteln zu bieten. [...] Das Bedürfnis nach einem warmen Getränk, das den ärmsten Bevölkerungskreisen durch Generationen eingewurzelt ist, könnte durch nichts befriedigt werden, da die Kaffeevorräte – wenn die Streckung des Bohnenkaffees nicht vorgenommen wird – in kurzer Zeit verausgabt sein würden.²¹⁸

Das Amt behauptet, auf Seiten der „Heimarbeiter, Bergarbeiter, Bahnarbeiter“ zu stehen, die an den Kaffee gewöhnt seien. In der Formulierung des ‚durch Generationen eingewurzelten‘ Konsum spiegeln sich sowohl die Kampagnen seit dem 18. Jahrhundert zur Bekämpfung des Alkoholismus der Arbeiterschaft wider als auch die Beliebtheit des Getränks aufgrund seiner sättigenden und aufputschenden Wirkung²¹⁹. Auf verschiedene Teesorten als alternative Heißgetränke wird nicht eingegangen, es wird sogar explizit darauf hingewiesen, dass der Kaffee als Heißgetränk durch nichts zu ersetzen sei. Der Kaffee sei auch notwendig, um den Flüssigkeitsbedarf des Körpers zu decken, der ansonsten mit Wasser gedeckt werden müsse, lautet ein weiteres Argument des Amtes für Volksernährung.

Neben den enttäuschten bis empörten KritikerInnen gab es auch Stimmen, die den Kriegskaffee lobten. In Artikeln, die den offiziellen Kriegskaffee als Ersatz für Bohnenkaffee bewerben, wird mit dem Geschmack und dem höheren Nährwert argumentiert. In einem Artikel der Zeitung *Der Bauernbündler* aus dem Jahr 1917 wird berichtet, dass nun das Ende

²¹⁵ Vorarlberger Volksfreund 28.7.1917, 5.

²¹⁶ vgl. ebd., 5.

²¹⁷ Vorarlberger Volksfreund 6.10.1917, 6.

²¹⁸ Loewenfeld-Russ 1926, 272.

²¹⁹ Siehe dazu „Eine kurze Kulturgeschichte des Kaffees im deutschsprachigen Raum“ in diesem Kapitel.

des Bohnenkaffees gekommen sei und an seine Stelle ein „Gemisch aus wenig Bohnenkaffee und geröstetem Zucker“ trete. Die Umstellung wird relativiert, indem auf die vielen anderen Entbehrungen während des Krieges hingewiesen wird, der Kaffee-Ersatz werde die Menschen daher nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Der Kriegskaffee schmecke nicht schlecht und sei sogar nahrhafter als reiner Bohnenkaffee. Der Autor ist überzeugt: „Mancher wird sich denken: Wenn ich nur immer „Ersatz“ bekommen würde!“²²⁰. Ein Artikel in *Die Neue Zeitung*, ebenfalls aus dem Frühsommer 1917, betont, dass der Kriegskaffee reinen Bohnenkaffee enthalte und außerdem nach einem neuen chemischen Verfahren hergestellt werde. Er habe zwar, räumt der Autor ein, die Eigenschaft Feuchtigkeit anzuziehen, wodurch das Produkt zu einer mehr oder weniger festen Masse werde, dies sei allerdings unvermeidlich und schade keineswegs der Qualität des Produktes. Geschmacklich komme der Kriegskaffee dem echten Bohnenkaffee unter allen Kaffeersatzmitteln am nächsten²²¹.

Kaffeessurrogate, also jene Produkte, die ohne Bohnenkaffee auskamen, werden in den Printmedien viel weniger oft behandelt. Die Kritik an ihnen bezieht sich hauptsächlich auf den Geschmack und die Haltbarkeit der Produkte, es wird ihnen selten ein ganzer Artikel gewidmet. Die RedakteurInnen legten einen pragmatischen Tonfall an den Tag. Malzkaffee wurde zwar als eine schlechtere, aber dennoch passende Alternative zu dem nicht mehr erhältlichen Bohnenkaffee dargestellt. So beschrieb etwa ein Redakteur/eine Redakteurin der *Österreichischen Land-Zeitung* im März 1917, also vor der Einführung des offiziellen Kriegskaffees, die Situation folgendermaßen:

Die Kaffeevorräte sind derzeit [sic] dürftig, daß die nächste Verbrauchszeit keine Kaffeekarten ausgegeben werden können. Die Zufuhr von Kaffee hat seit Einführung des U-Boot-Krieges ganz aufgehört. Die vorhandenen Vorräte müssen für das Heer zurückbehalten werden. Vielleicht wird es möglich sein, gegen April wieder Kaffeekarten auszugeben. Diese Nachricht wird besonders von den armen Leuten schwer empfunden werden, für die das Lackerl Kaffee noch das letzte Gute war, was ihnen der Krieg gelassen hat. Die Regierung sollte dafür sorgen, daß den armen Leuten wenigstens Malzkaffee zur Verfügung gestellt wird.²²²

Auch hier wird die ideologische Aufladung des Kaffees deutlich. Erneut ist es die ärmere Bevölkerung, die besonders unter seiner Abwesenheit leide. Der Autor/die Autorin wirbt mit dieser Erklärung für Verständnis bei der Bevölkerung, er/sie kritisiert die Regierung nicht für die Knappheit, sondern sieht sie nüchtern als Folge des Krieges. Es erscheint selbstverständlich, dass vorhandene Vorräte für das Heer zurückbehalten werden. Kaffee war während der Besetzung Bosniens erstmals an die österreichischen Soldaten ausgegeben worden. Sandgruber zitiert dazu einen Major: „Nach den von mir gemachten Erfahrungen ist der Kaffee das wohlthätigste Getränk, das man überhaupt einer Truppe im Felde reichen kann, und wird von den Leuten meines Regiments außerordentlich gerne getrunken.“²²³ Für die Versorgung des Heeres mit Heißgetränken wurde sehr wohl Tee als Alternative herangezogen. Im Rahmen großer, landesweiter Sammelaktionen wurden sowohl Kaffee- als auch Teesurrogate, sowie Futtermittel von der Bevölkerung für die Heeresverwaltung gesammelt. In dem Aufruf an die Menschen, an der Sammelaktion der Regierung teilzunehmen, werden Kaffee- und Teesurrogate als Teil der Verteidigung gegen den Aushungerungsplan der Feinde

²²⁰ Der Bauernbündler 15.6.1917, 5.

²²¹ vgl. Die Neue Zeitung 13.7.1917, 2.

²²² Österreichische Land-Zeitung 22.3.1917, 2.

²²³ zitiert nach Sandgruber 1986, 59.

bezeichnet. Darin kommt ein utilitaristisches Naturbild zum Ausdruck. Das Argumentationsmuster, man lebe in einer Welt voller Feinde, die Leid und Entbehrung über die eigene Bevölkerung gebracht hätten, wird übernommen und dahingehend ergänzt, dass man das alles für die „heimatliche Erde“ auf sich genommen habe. Diese heimatliche Erde wird als Verbündete gegen die Grausamkeit der Feinde gesehen: „Wenn erst der strenge Winter dieses Jahres der Sonnen-Wärme des Frühlings weicht, dann bieten auch Wald und Feld alle ihre hilfreiche Kraft gegen den grausamen Aushungerungsplan unserer Gegner auf.“²²⁴ Die Aufgabe der Menschen sei es, die „reichen Schätze“, die das Vaterland ihnen zum Geschenk mache, zu sammeln und sparsam damit umzugehen. Wenn es darum geht, was gesammelt werden soll, fällt auf, dass als Kaffeeersatz von „Weißdornfrüchte[n] usw.“ die Rede ist. Es scheint, als benötigten die Menschen keine detaillierteren Angaben zu möglichen Ersatzstoffen, wie das bei anderen Produkten der Fall ist – vielleicht ein Hinweis auf die weite Verbreitung der Kaffeesurrogate. Neben dem Sammeln von Rohstoffen zur Erzeugung von Kaffeesurrogaten wird auch dazu aufgefordert, Kaffeesud zur Ölgewinnung zu sammeln.

Zusammenfassend ergibt sich folgendes Bild: Das beliebteste Heißgetränk der ÖsterreicherInnen aller Gesellschaftsschichten wurde erst ab dem Jahr 1917 verstärkt in Printmedien thematisiert, da Kaffee nicht von Kriegsbeginn an knapp war. Die Regierung hatte einen akuten Kaffeemangel durch den Ankauf des Valorisationskaffees bis zum Jahr 1916 hinausgezögert. Danach wurde sie für das offizielle Ersatzprodukt, den sogenannten Kriegskaffee, heftig kritisiert. Die Printmedien stellten sich auf die Seite der KonsumentInnen und behandelten den Kriegskaffee großteils abwertend. Printmedien mit einem wohlhabenderen Zielpublikum kritisierten vor allem Geschmack, Konsistenz und Wirkung des Kriegskaffees. Andere Zeitungen warfen der Kaffee- beziehungsweise Kaffee-Ersatz-Zentrale die Verschwendung lebensnotweniger Rohstoffe wie Rüben und Zucker vor. Von einigen RedakteurInnen wurde sogar der Umstieg auf andere Ersatzprodukte empfohlen. Immer mehr Menschen griffen während des Krieges auf Kaffeesurrogate, die bereits vor dem Krieg bei ArbeiterInnen gebräuchlich waren, zurück. Die ärmeren Teile der Bevölkerung waren wohl die ersten, die aus finanziellen Gründen zu Kaffeesurrogaten gewechselt hatten, wenn sie diese nicht schon zu Friedenszeiten konsumierten. Dennoch wurde der Einsatz von Zucker und anderen wichtigen Rohstoffen für die Kriegskaffeeerzeugung vor allem mit der Sorge um die armen Leute argumentiert, denen man den Kaffeegenuss nicht verwehren wollte. Die Hauptargumente der Kriegskaffee-Befürworter waren der gute Geschmack und der im Vergleich zu anderen Ersatzprodukten, höhere Nährwert. Kaffeesurrogate ohne Bohnenkaffeeanteil wurden in den Printmedien meist pragmatisch als geeigneter Ersatz gesehen. Von den Früchten des Weißdornbusches über die Zichorie bis zur Eichel wurde eine Vielzahl von pflanzlichen Produkten von der Bevölkerung zur Herstellung von Kaffeeersatz gesammelt. In den propagandistischen Aufrufen zu den Sammelaktionen wurde die Natur sowohl als Verbündete im Kampf gegen die Feinde als auch als zu verteidigende „heimatliche Erde“ instrumentalisiert.

4.3 Tee

Tee spielt im Vergleich zu Kaffee eine untergeordnete Rolle im Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkrieges in zeitgenössischen Printmedien. In den ausführlichen Spartipps, die vor allem in den ersten beiden Kriegsjahren in Printmedien auftauchten, wird geraten, Teeblätter aus Gründen der Sparsamkeit erneut aufzugießen oder sie zu sammeln:

²²⁴ Niederösterreichischer Grenzboten 15.4.1917, 2.

Um an Tee und Kaffee zu sparen, ist folgendes zu beachten: Das Wegwerfen der Teeblätter und das Wegschütten des Kaffeesudes nach einmaligem Aufgießen schließen eine Verschwendung noch verwertbarer Genußstoffe in sich [sic]. Getrocknete Teeblätter geben bei neuerlichem Aufguß einen ganz annehmbaren leichten Tee und werden, wenn man sie nicht selbst benutzen will, gern von den Sammelstellen der Wohlfahrtsvereine zur weiteren Verwendung für Arme und Kranke übernommen [...].²²⁵

Wie auch bei anderen Lebensmitteln wird Nicht-Sparen mit Verschwenden gleichgesetzt und damit moralisch abgewertet. Die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Tee stand aber, anders als die mit Kaffee, nicht im Mittelpunkt des Diskurses. Die Menschen sollten Tee sparen, wie sie damit versorgt wurden und zu welchem Preis Tee erhältlich war, wurde kaum thematisiert. Die Versorgung der Soldaten mit Schwarztee beziehungsweise Schwarztee-Ersatz scheint relevanter gewesen zu sein. Im Rahmen von Sammelaktionen wurde die Bevölkerung dazu aufgefordert, Brombeer- und Himbeerblätter als Tee-Ersatz zu sammeln. Die Aufforderung zu sammeln erging an die gesamte Bevölkerung, Schulen spielten dabei eine zentrale Rolle. In einem Aufruf aus dem Jahr 1917, der im *Niederösterreichischen Grenzboten* erschien, heißt es dazu:

Groß und klein [sic] wird zur Mithilfe aufgerufen. Alle, deren edler Beruf es ist, Menschen zu belehren, sie den richtigen Weg zu weisen, die Geistlichkeit und die Lehrerschaft, aber auch alle anderen: die Alten und Erfahrenen, die ihre Pflicht getan, aber noch im Ruhestande rüstig an Geist und Körper, bei diesem stillen und friedlichen Teile der Vaterlandsverteidigung mitzuwirken imstande sind, und die ganze Jugend, die Mädeln und Buben aus allen Schulen unseres Vaterlandes, fordern wir auf zur frohen und ehrenvollen Tätigkeit.²²⁶

Die Schulen kamen diesem Aufruf vielerorts nach. Brombeer- und Himbeerblätter wurden teilweise noch in den Schulen getrocknet und auf Kosten des Kriegsministeriums nach Wien-Oberlaa versandt, um dort verpackt und ins Feld geschickt zu werden. Die Aktion war erfolgreich und wurde während des Krieges jedes Jahr wiederholt²²⁷.

Die größten Sammlungen von Tee-Ersatz fanden für die Militärverwaltung statt. Vereinzelt tauchten auch Ratschläge zur Zubereitung von Teeersatz für Privathaushalte in Printmedien auf. In der *Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung* vom 1. Dezember 1917 etwa findet sich der Hinweis, dass getrocknete Apfelschalen als Tee-Ersatz dienen können²²⁸. Weitere heimische Pflanzen, die als Tee-Ersatz verwendet wurden, waren Heidelbeerblätter, Weißdornblätter, Erdbeerblätter und Ribiselblätter. Besonders beliebt scheinen Tee-Ersatzprodukte nicht gewesen zu sein. So beschreibt es auch Robert Scherer, der im Rahmen der Buchreihe „Chemisch-technische Bibliothek“²²⁹ im Jahr 1919 über Lebensmittelersatzstoffe schrieb. Zu Tee-Ersatzstoffen bemerkt er:

²²⁵ Neues Wiener Journal 9.4.1915, 6.

²²⁶ Niederösterreichischer Grenzbote 15.4.1917, 2.

²²⁷ vgl. Vojir 2014, 267.

²²⁸ vgl. Wiener Landwirtschaftliche Zeitung 01.12.1917, 5.

²²⁹ Die Buchreihe „Chemisch-technische Bibliothek“ brachte zwischen 1875 und 1949 mehr als 400 Bände heraus. Ihr Ziel war es, technisches und naturwissenschaftliches Wissen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen (vgl. Bruny 1995, 67.).

Ähnlich wie für die echten Kaffeebohnen hat man auch beim Tee versucht, Surrogate in den Verkehr zu bringen, die sich aber bisher einer guten Aufnahme nicht zu erfreuen haben und es kann wohl die Behauptung aufgestellt werden, daß kein anderes Pflanzenblatt tatsächlich zu einem Surrogat für den echten Tee Verwendung findet und daß deren Anwendung lediglich zu Fälschungszwecken und auch da wohl nur ausnahmsweise geschieht.²³⁰

Ein weiterer Hinweis auf die schlechte Rezeption des Tee-Ersatzes liefert die *Neue Freie Presse*, die im März 1918, in einem Artikel der eigentlich für die Wiener Ersatzmittelausstellung wirbt, schreibt:

Viele werden, wenn sie das hören, die Nase rümpfen und sich an all die unangenehmen Dinge erinnern, die man jetzt essen und anziehen muß, an den Kriegskaffee und Honigersatz, an den vorgetäuschten Tee mit oder ohne Rum, an die Buchenblätter und den Saazer Hopfen in der Speise und den Papierspagat, der sich, wenn es regnet, in Wohlgefallen auflöst.²³¹

Der Tee wird als klassisches Beispiel für ein Ersatzmittel genannt, mit dem die Menschen Negatives assoziieren.

Die geringe Bedeutung des Tee-Ersatzes im Vergleich zum Kaffee-Ersatz im Ersatzlebensmitteldiskurs des Ersten Weltkrieges ist auf die vergleichsweise geringe Bedeutung, die der Tee in Cisleithanien hatte, zurückzuführen. Sowohl Tee als auch Kaffee kamen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Europa. Auch Tee breitete sich von den Kolonialmächten zu denjenigen Ländern, die keine Kolonien besaßen, und von den Städten in Richtung Land aus. Es tranken ihn zunächst nur diejenigen, die sich dieses neue, exotische Heißgetränk leisten konnten: Die Aristokratie und das wohlhabende Bürgertum. Tee wurde im 17. Jahrhundert „à la Chinoise“ mit Milch und Zucker getrunken. Bis ins 19. Jahrhundert war der Tee zum massentauglichen Getränk geworden²³². Von nun an unterschieden sich Länder und einzelne Gebiete innerhalb von Ländern danach, ob der Kaffee- oder der Teekonsum dominierte. Die Frage, warum sich der Tee zum Beispiel in Großbritannien durchsetzen konnte und dort den Kaffeekonsum in den Hintergrund treten ließ, ist nicht hinlänglich geklärt. Wirtschaftspolitische Umstände dürften aber großen Einfluss auf diese Entwicklung gehabt haben. Im Gegensatz zu Frankreich und den Niederlanden, die in ihren Kolonien Kaffee anbauten, musste Großbritannien Kaffee teuer importieren. Der Umstieg von Kaffee- auf Teegenuss hätte die Lösung für das Devisenproblem Großbritanniens bedeuten können. Allerdings hatte Großbritannien auch keine eigenen Teeplantagen, sondern importierte Tee aus dem unabhängigen China. Ein wichtiger Faktor dürfte die monopolartige Stellung der Britischen Ostindien-Kompanie im Teehandel gewesen sein. Sie glich einer Art Staat im Staat und konnte sich im Wettkampf mit unabhängigen Kaffeehändlern leicht durchsetzen²³³. Die Durchsetzung des Tees in Norddeutschland dürfte wiederum mit den engen Handelsbeziehungen zu Großbritannien zusammenhängen²³⁴. Mit der Kaffeekultur war der Teegenuss in Cisleithanien jedenfalls nicht zu vergleichen, der Ersatz von Tee spielte daher für die Menschen während des Krieges keine wesentliche Rolle.

²³⁰ Scherer 1919, 203.

²³¹ vgl. *Neue Freie Presse* 24.3.1918, 11.

²³² vgl. Krieger 2009, 148 ff.

²³³ vgl. Schivelbusch 1992, 92.

²³⁴ vgl. Krieger 2009, 156.

4.4 Fett

Ganz Europa litt während des Krieges an Fettmangel, auch die neutralen europäischen Staaten bekamen die Handelsblockade der Entente-Mächte zu spüren²³⁵. Ähnlich wie bei Mehl und Brot war die österreichische Reichshälfte vor dem Krieg nicht in der Lage, ihren Fettbedarf durch eigene Produktion zu decken. Eine nicht unbedeutende Menge des importierten Fettes stammte aus der ungarischen Reichshälfte, wobei es große Unterschiede bei der Herkunft verschiedener Produkte wie Butter, Talg oder Schweinefett gab²³⁶. Während des Krieges wurde die Abhängigkeit von Ungarn und dem Ausland noch dadurch verschärft, dass die Liefermengen fielen und eine große Menge Fett nicht mehr der Speisefettherstellung zugeführt, sondern von der Rüstungsindustrie zur Erzeugung von Explosivstoffen benötigt wurde. Die militärische Verwendung hatte Priorität. Wenn nur noch Speisefett zur Verfügung stand, wurde es technischen Zwecken zugeführt. Auch die Milchproduktion²³⁷ im Inland war rückläufig, was sich negativ auf die Butterproduktion auswirkte. In den ersten Kriegsjahren konnten noch größere Mengen Fett über das neutrale Ausland eingeführt werden. Mit dem Kriegseintritt Italiens war auch dieser Weg abgeschnitten²³⁸.

Um im Wettbewerb um Fettstoffe mit dem Deutschen Reich konkurrieren zu können, wurden im Sommer 1915 kurzfristig die „Österreichische Öl- und Fettzentrale AG“ und die „Ungarische Öl- und Fettindustrie Zentrale AG“ gegründet. Die Österreichische Öl- und Fettzentrale AG erwarb das vom Kriegsministerium aufgekaufte Fett, musste dafür aber eine größere Menge Glycerin abgeben, als in dem Fett enthalten war. Um ihr das zu ermöglichen, erließ die Regierung eine Verordnung, zur Beschlagnahmung von Glycerin, Glycerinwasser und Seifensiederlauge. Das bedeutete, dass alle Produzenten und Händler verpflichtet waren, ihre Ware bestimmten Stellen zu einem Fixpreis anzubieten. Die Zusammenarbeit zwischen militärischen und zivilen Behörden verlief bei Fett – wie in anderen Versorgungsbereichen sehr unkoordiniert²³⁹.

4.4.1 Die Regelung der Speisefettversorgung

Vor dem Krieg waren Butter und Schweineschmalz die gebräuchlichsten Fette. Als im Frühjahr 1916 der Fettmangel in der österreichischen Reichshälfte immer drängender wurde, begann die Regierung, den Verkehr mit Schweinefett neu zu regeln. Von nun an musste bei jeder Schlachtung das Fett vom Fleisch getrennt abgegeben werden. Das war notwendig, da der Preis für Schweinefleisch in die Höhe geschnellt war, der Preis für Schweinefett aber niedrig blieb, weshalb das Fett oft am Fleisch belassen und gemeinsam verkauft wurde. So wurde viel Schweinefett der Fettwirtschaft entzogen²⁴⁰. Dazu kam, dass Österreich zu Friedenszeiten eher auf die Zucht von Schweinen zur Fleischgewinnung und nicht zur Fettgewinnung eingerichtet war. Dieser Umstand und der immer wieder auftretende Futtermangel erschwerten die Versorgung der Menschen mit Schweinefett ungemein. Getreide und Kartoffeln wurden zu

²³⁵ vgl. Vojir 2014, 259 f.

²³⁶ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 205.

²³⁷ Siehe Kapitel 4.6 zur Versorgung der Bevölkerung mit Milch.

²³⁸ vgl. Vojir 2014, 260.

²³⁹ vgl. ebd.

²⁴⁰ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 215.

einem großen Teil direkt der menschlichen Ernährung zugeführt. Zudem verwendeten Schweinebesitzer einen Teil des geschlachteten Tieres zur Deckung ihres Eigenbedarfs²⁴¹.

Zur Bewirtschaftung des Rohtalgs von Rindern und Schafen wurde im April 1916 der „Kriegsverband der Öl- und Fettindustrie“, eine Zwangsvereinigung aller entsprechenden Erzeugungs-, Verarbeitungs- und Handelsgewerbe gegründet. Gewerbe, die sich mit Erzeugung, Verarbeitung oder Handel von Butter und Schweinefett, sowie Fett aus Knochen beschäftigten, waren nicht inkludiert. Der Kriegsverband sollte die verwendeten Rohstoffe und die daraus erzeugten Produkte dokumentieren, die Beschaffung und Verteilung der Rohstoffe regeln und den Verkaufspreis festsetzen²⁴². Mit der Schaffung des Kriegsverbands wurde der bei der gewerblichen Schlachtung anfallende Rohtalg der öffentlichen Bewirtschaftung unterworfen. Es wurde erwartet, dass pro Jahr in der österreichischen Reichshälfte 800.000 Stück Rinder geschlachtet würden. Daraus sollte sich eine Ausbeute von 4800 Tonnen Rohtalg pro Jahr ergeben. 75 Prozent Speisetalg sollten daraus hergestellt werden können. Zum Zeitpunkt der Einführung der neuen Bewirtschaftungsart war die Zahl der zur Schlachtung kommenden Rinder aber bereits auf die Hälfte des Vorkriegsniveaus gesunken. Die Ergebnisse blieben daher weit hinter den Erwartungen zurück²⁴³.

Das lag einerseits daran, dass das Fett der Schlachtungen durch das Militär, die einen beträchtlichen Teil aller Schlachtungen ausmachten, nur zum Teil der Speisetalgerzeugung zugeführt wurde. Andererseits nahm der Fettanteil der Rinder durch deren mangelhafte Ernährung ab. Bei Einführung der neuen Regelung war man von einem Fettanteil von durchschnittlich 20 kg pro Rind ausgegangen, bereits in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 war dieser Anteil auf 15 kg, im ersten Halbjahr 1917 auf 10,5 kg gesunken. Im zweiten Halbjahr 1918 ergab ein geschlachtetes Rind durchschnittlich nur mehr 4,3 kg Fett²⁴⁴.

Auch die Bewirtschaftung pflanzlicher Öle wurde neu geregelt. Bereits zu Friedenszeiten hatte die inländische Produktion pflanzlichen Öls, insbesondere des Olivenöls, eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Während des Krieges gingen die Lieferungen von Olivenöl an die österreichische Reichshälfte aber schnell zurück – die Anbaugelände entlang der Adria-Küste und in Südtirol waren nun Kriegsgebiete. Die Olivenkulturen, die von der Zerstörung durch Kriegshandlungen verschont geblieben waren, wurden zur Deckung des lokalen Bedarfs und jenem des Militärs bewirtschaftet²⁴⁵. Um die versiegenden ausländischen Fettquellen zu kompensieren, mussten während des Krieges alle erdenklichen inländischen Fettquellen erschlossen werden. Eine der wichtigsten wurde dabei der Mais.

Auf den Mais als Fettquelle wurde man aufmerksam, als eine größere Lieferung Mais aus Rumänien verdarb, nachdem man sie zu Maismehl gemahlen hatte. Es wurde erkannt, dass der Grund für das Verderben der Ölgehalt der Maiskeime war. Das zu dieser Zeit in den USA bereits gebräuchliche Verfahren zur Trennung des Korns von den Keimen war für Österreich jedoch ungeeignet, es erforderte große zentrale Einrichtungen, in denen der Mais mit Wasserdampf behandelt wurde, was einen großen Energieaufwand bedeutete. Auch Kohle war Mangelware²⁴⁶. Schon vor Kriegsbeginn hatten in einer ungarischen Mühle Versuche für

²⁴¹ vgl. ebd., 207.

²⁴² vgl. Direktion des k. k. österr. Handelsmuseums 1916, 203 f.

²⁴³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 208.

²⁴⁴ vgl. ebd., 207 f.

²⁴⁵ vgl. ebd., 209.

²⁴⁶ Zur industriellen Speisefetterzeugung wurden allein von den 23 Betrieben des Kriegsverbandes der Öl- und Fettindustrie und der Österreichischen Öl- und Fettzentrale AG 5000 Tonnen Kohle und 130 Tonnen Koks pro

ein neues Mahlverfahren stattgefunden, dieses wurde nun unter Hochdruck optimiert und praxistauglich gemacht. Der Mais wurde schonend vorgeschrotet, wobei das Korn zu Gries und Mehl verarbeitet und die elastischen Keime zu kleinen Blättchen ausgewalzt wurden. Danach konnten die Keime vom Maismehl beziehungsweise Maisgries getrennt werden. Ab Anfang Mai 1916 mussten alle Vertragsmühlen Mais entkeimen. 18 technische Instrukturen der Öl- und Fettzentrale rüsteten allein im Juni 1916 494 Mühlen um. Durch das neue Verfahren war es möglich, die Ausbeute an Keimen von fünf auf 15 Prozent anzuheben. Das daraus gewonnene Öl wurde in flüssiger und gehärteter Form für technische Zwecke und zum Strecken von Leinöl genutzt, es stand in seiner Qualität dem amerikanischen Maiskeimöl um nichts nach. Auch in der Kriegsmargarineproduktion fand es Anwendung. Auf dem Markt wurde reines Maiskeimöl praktisch nicht verkauft²⁴⁷. Das neue Verfahren wurde auch zur Entkeimung von Getreide angewendet. Die Entölung von Weizen und Roggen führte aber zu keiner nennenswerten Ausbeute²⁴⁸. Ungarn, das immer weniger Schweinefett exportierte, lieferte ab dem Frühjahr 1917 vermehrt Maiskeimöl nach Cisleithanien. Dieses musste in Österreich allerdings noch verarbeitet werden, bevor es für die menschliche Ernährung geeignet war. Im Gegenzug musste in österreichischen Fetthärtungsanlagen die doppelte Menge Maiskeimöl unter Verwendung österreichischer Kohle gehärtet und an die ungarische Regierung verkauft werden. Aufgrund des Kohlemangels verzögerte sich die Lieferung des gehärteten Maiskeimöls an Ungarn, was zur Folge hatte, dass Ungarn mit der Einstellung der Schweine- und Schweinefettlieferungen drohte²⁴⁹.

Bereits zu Friedenszeiten wurde Öl aus Raps und Mohn gewonnen, die Mengen reichten aber bei weitem nicht aus, um den Bedarf der Menschen zu decken. Um den Ertrag zu steigern, versprach die Regierung für den Anbau ölhaltiger Feldfrüchte Vergünstigungen. Für den Anbau von Mohn wurde den LandwirtInnen zwischen 100 und 250 Kilogramm Stickstoffdünger pro Hektar zugesagt. Zudem wurde ihnen die Lieferung von 25 Kilogramm Mohnpresskuchen pro 100 Kilogramm geliefertem Mohn versprochen. Bei der Lieferung von Raps konnten die LandwirtInnen mit 150 bis 200 Kilogramm Stickstoffdünger pro Hektar und 35 Kilogramm Rapspresskuchen pro 100 Kilogramm geliefertem Raps rechnen. Darüber hinaus gab es eine finanzielle Flächenzulage pro Hektar angebautem Raps²⁵⁰. Im Gegenzug wurden die ProduzentInnen zur Ablieferung der Ernte zu festgesetzten Preisen verpflichtet²⁵¹. Der Rapsanbau war allerdings schon in den letzten Jahren vor Kriegsbeginn zurückgegangen, wodurch man 1915 nicht ausreichend Saatgut zur Verfügung hatte. Bis zum Jahr 1918 konnte die Menge an geliefertem Raps jedoch beinahe verdreifacht werden (siehe Abbildung 9). Mohn war an sich für die österreichischen klimatischen Verhältnisse gut geeignet, auch die Böden waren für seinen Anbau günstig. Der Mohn hat einen hohen Ölgehalt und liefert einen hohen Ölertrag, dennoch ging der Mohnanbau zurück. Das lag daran, dass die Mohnpflanze keinerlei Futtermittel liefert, weshalb die LandwirtInnen den gesamten anfallenden Ölkuchen für sich beanspruchten. Diesem Wunsch wurde aber nicht nachgekommen. Dazu kam eine Dürre im Sommer 1917, die einen weitgehenden Ausfall der Mohnernte bewirkte. Auch der Anbau von Sonnenblumen zur Ölgewinnung erwies sich als wenig erfolgreich. Man hatte die

Monat benötigt. Diese Menge konnte nicht immer bereitgestellt werden, was die Fettversorgungskrise noch verschlimmerte (vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 211.).

²⁴⁷ vgl. Vojir 2014, 261.

²⁴⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 210.

²⁴⁹ vgl. ebd., 212.

²⁵⁰ vgl. Vojir 2014, 262.

²⁵¹ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 209.

Vorstellung, die Sonnenblume sei eine genügsame Pflanze, die überall wachsen könne, weshalb man sie entlang von Bahntrassen und auf Feldrainen anpflanzte. Zur Hervorbringung ölhaltiger Samen braucht sie aber geeignete Bodenverhältnisse, ausreichend Düngung und günstige klimatische Bedingungen. Da diese Faktoren nicht beachtet wurden, wurde der Anteil tauber, nicht ölhaltiger Samen sehr groß. Außerdem sank der Ölgehalt der Sonnenblumenkerne von normalerweise 23 Prozent auf 18 Prozent. Ein intensiver feldmäßiger Anbau war aufgrund des Arbeitskräftemangels nicht möglich²⁵².

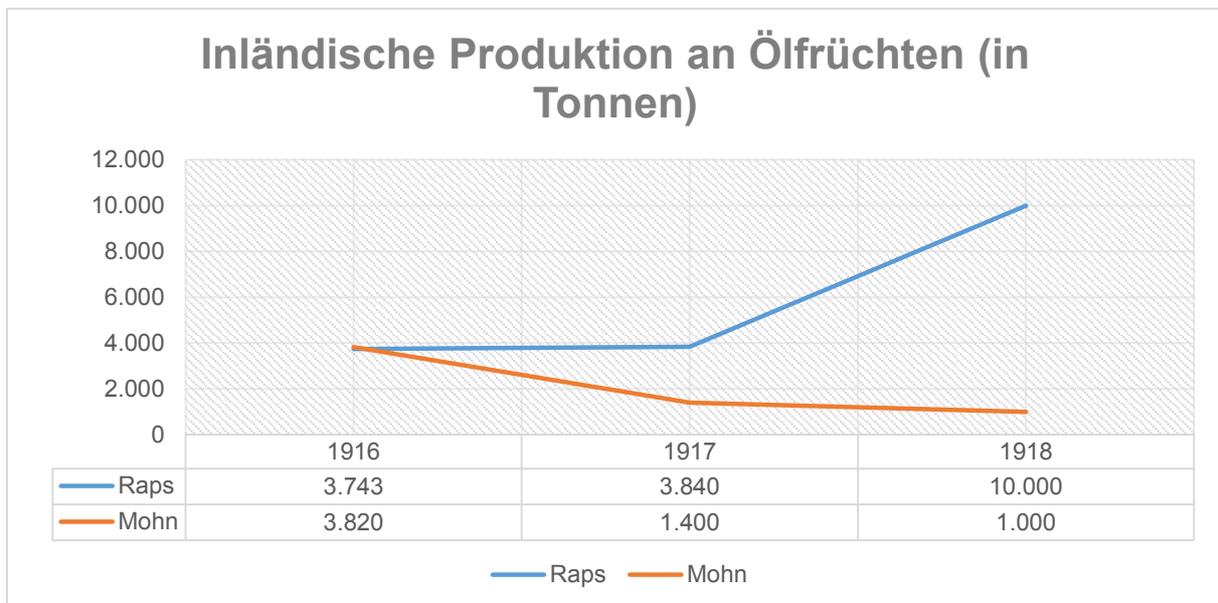


Abbildung 9: Von den LandwirtInnen Cisleithaniens an die Österreichische Öl- und Fettzentrale A. G. gelieferter Raps und Mohn in Tonnen. Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 209.

Neben der Regelung der Produktion und des Verkehrs mit Speisefett und -öl wurde ab Mai 1916 auch der Konsum neu geregelt. Die erste Maßnahme regelte schlicht, dass genießbare Butter, Butterschmalz und Schweinefett von der Bevölkerung ausschließlich als Nahrungsmittel verwendet werden durften. Im Juli desselben Jahres wurde die Verwendung von Fetten im Gastgewerbe und in Zuckerbäckerbetrieben beschränkt. Einen Monat später wurde schließlich die Fettkarte eingeführt. Rohfette, Fettprodukte und Speiseöle konnten von da an von Großverbrauchern nur mit Bezugsschein, von privaten Haushalten nur mit Fettkarte bezogen werden. Was schon vor der Einführung der Fettkarten befürchtet wurde, trat nun ein: Die auf den Fettkarten angegebenen Rationen konnten nicht gedeckt werden. Nur in Wien und auch hier nur für bestimmte Verbraucherorganisationen konnte eine regelmäßige Versorgung mit Fett gewährleistet werden. Die ursprünglich festgelegte Fettmenge pro Woche betrug 120 Gramm Fettprodukte und Speiseöle oder 144 Gramm Rohfette pro Person. Für Schwerarbeiter waren es 150 Gramm Fettprodukte und Speiseöle beziehungsweise 180 Gramm Rohfette. An Kinder unter einem Jahr wurde keine Fettkarte ausgegeben, Kindern zwischen dem ersten und dritten Lebensjahr stand die Hälfte der Wochenquote zu. Diese ersten festgesetzten Quoten entsprachen einer 25-prozentigen Kürzung des Verbrauchs zu Friedenszeiten, wobei die Kürzung durch die schlechter werdende Qualität der Fettprodukte tatsächlich noch größer war²⁵³.

²⁵² vgl. Vojir 2014, 262 ff.

²⁵³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 333.

Bis zum Juli 1917 wurde die Fettquote halbiert. Im Spätherbst 1918 standen der Bevölkerung, dem Schwerarbeiter wie allen anderen, nur mehr 40 Gramm Fett pro Kopf und Woche zur Verfügung. Doch selbst diese geringen Mengen konnten häufig nicht erfüllt werden, musste zeitweise weiter herabgesetzt werden und in manchen Wochen wurden gar keine Fettstoffe ausgegeben²⁵⁴.

Dazu kamen Regelungen, welche den Umgang mit Fett bei der Zubereitung von Speisen in privaten Haushalten regelten. Ab dem Sommer 1916 war es verboten, in Fett oder Öl gebackene Speisen zuzubereiten, Kartoffeln durften nur noch gänzlich ohne Fett zubereitet werden. Ebenfalls verboten war die Verabreichung von Butter in rohem oder zerlassenem Zustand. Die Zubereitung von Fisch, Fleisch und frischen Mehlspeisen mit Fett jedweder Art war an Samstagen verboten. In Verbindung mit den fleischlosen Tagen schränkten diese Regelungen den Speiseplan der Menschen deutlich ein²⁵⁵.

Um die Versorgung der Menschen mit Fett zu erleichtern, ging man im Dezember 1916 zur Erzeugung der offiziellen ‚Kriegsmargarine‘ über. Diese wurde ohne Milch hergestellt. 100 Kilogramm Kriegsmargarine bestanden aus 33 Prozent Speisetalg, 33 Prozent gehärtetem und 17 Prozent flüssigem Öl, sowie 17 Prozent Wasser. Die Produktion wurde zuerst in Wien, ab April 1917 auch in Oberösterreich und Böhmen aufgenommen. Wurden im Dezember 1916 nur rund 13 Tonnen Kriegsmargarine erzeugt, waren es im September des Jahres 1917 bereits rund 327 Tonnen pro Monat. Aufgrund von erheblichen Transportschwierigkeiten konnten nur jene Gebiete mit Kriegsmargarine versorgt werden, in denen es entsprechende Fabriken gab. Das heißt, dass nur in Niederösterreich, Wien, Oberösterreich, der Steiermark, Mähren, Schlesien und Böhmen Kriegsmargarine abgegeben wurde. Die Abgabe erfolgte unter behördlicher Kontrolle. In Salzburg, Tirol, Kärnten und Krain wurde statt der Kriegsmargarine auf Speisetalg zurückgegriffen. Als der Import von Butter aus Holland Mitte August 1917 nicht mehr möglich war, konnte die Fettversorgung Wiens nur mithilfe der Kriegsmargarine einigermaßen aufrecht erhalten werden²⁵⁶.

Das Produkt stieß auf teils heftige Kritik. 17 Artikel meines Analysekorpus beschäftigen sich mit der Versorgung mit und dem Sparen von Fett sowie mit alternativen Fettprodukten. Über die offizielle Kriegsmargarine wird, im Gegensatz zur herkömmlichen Margarine, kein gutes Wort verloren. Die Kritik an der Kriegsmargarine scheint so weit verbreitet gewesen zu sein, dass einige RedakteurInnen nicht genauer auf die Kritikpunkte eingehen, sondern lediglich erwähnen, dass man „recht üble Erfahrungen“ damit gemacht habe²⁵⁷. Ein anderer Redakteur wird deutlicher, er leitet seinen Artikel mit dem Titel „Die Kriegsmargarine“ folgendermaßen ein:

Die Klagen der Hausfrauen über dieses minderwertige Ersatzmittel sind so allgemein, daß es doch einmal notwendig ist, in die Profitmacherei, die da auf Kosten der notleidenden Bevölkerung von der „Fettzentrale“ und dem „Kriegsverband der Öl- und Fettindustrie“ am helllichten Tage betrieben wird, ein wenig hineinzuleuchten.²⁵⁸

²⁵⁴ vgl. ebd., 213.

²⁵⁵ vgl. Vojir 2014, 256.

²⁵⁶ vgl. ebd., 264 f.

²⁵⁷ vgl. Wiener Allgemeine Zeitung 21.8.1917, 2.

²⁵⁸ Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918, 3.

Besonders häufig wird der Geruch der Kriegsmargarine thematisiert. Sie sei „bis zur Ungenießbarkeit übelriechend“. Um diese Kritik verstehen zu können, ist es wichtig sich die Umstände der Margarine- beziehungsweise Kriegsmargarineproduktion vor Augen zu führen. Dazu ist der Blick auf Innovationen in der Margarineproduktion bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges erhellend.

4.4.2 Eine kurze Geschichte der Margarineproduktion bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs

Im Zuge der Industrialisierung veränderte sich die Ernährungsweise weiter Teile der europäischen Bevölkerung in vielerlei Hinsicht. Eine der wichtigsten Veränderungen war dabei der Wechsel von einer getreidebasierten Ernährung hin zu einer Ernährung, in der tierische Fette und Proteine eine wesentliche Rolle spielten. Diese Veränderung ging Hand in Hand mit dem Übergang von der Eigenversorgung zur Marktversorgung mit industriell erzeugten Nahrungsmitteln. Dazu waren unter anderem Innovationen im Bereich der Nahrungsmittelchemie und der Kühltechnik notwendig. Diese Entwicklungen hängen eng mit der Karriere der Margarine zusammen, die ursprünglich als Ersatzprodukt für Butter eingeführt wurde²⁵⁹.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren Rinderfett (Talg), Hammelfett, Schweineschmalz und Speck die gebräuchlichsten Speisefettarten. Butter war den Wohlhabenderen vorbehalten und galt als Zeichen eines höheren Lebensstandards. Konnte man sich Tafelbutter nicht leisten, wurde auf die minderwertigere und dadurch billigere Kochbutter zurückgegriffen. Die Erzeugung der Speisefette konnte jedoch nicht mit dem schnellen Bevölkerungswachstum schritthalten, wodurch es zu einem Anstieg nicht nur beim Preis der Butter, sondern auch bei Schweineschmalz und Talg kam. Es wurde nach einer billigen Alternative besonders für die Ärmern gesucht. Den Anstoß zur Entwicklung eines solchen Butterersatzes gab Napoleon III. von 1848 bis 1852 Staatspräsident und bis 1870 Kaiser von Frankreich. Er befürchtete, dass, sollten sich die Spannung zwischen Preußen und Frankreich zu einem Krieg auswachsen, die Versorgung der Armee und der Zivilbevölkerung mit Fett gefährdet wäre. So beauftragte er den Chemiker Hippolyte Mège Mouriès mit der Entwicklung einer Kunstbutter²⁶⁰.

Mouriès hatte die Idee, aus dem Körperfett von Rindern, aus welchem schließlich auch in der lebenden Kuh Milchfett generiert wird, Kunstbutter herzustellen. Dazu zerkleinerte er gesäuberten Rindertalg, versetzte ihn mit Kaliumkarbonat und Wasser und rührte ihn zwei Stunden lang bei 45 Grad Celsius. Um eine Art künstliche Verdauung herbeizuführen, fügte er dem Gemisch noch zerkleinerten Schweine- und Schafmagen sowie Kuheuter hinzu. Das geschmolzene Fett wurde zur Säuberung in ein temperiertes Gefäß überführt und mit Salz versetzt. Danach goss er es in große Eimer, in denen es erstarrte. Diese so gewonnene Masse, der ‚Feintalg‘ oder ‚premier jus‘, wurde schließlich in Leinwand gewickelt und ausgepresst. Daraus ergab sich ein Öl, das sogenannte Oleomargarin²⁶¹. Der Ertrag belief sich auf 50 bis 60 Prozent der Ausgangsmasse. Das Oleomargarin wurde anschließend mit Wasser und Milch versetzt und wie Butter gekirnt, also gestoßen. Um eine butterähnliche Farbe zu erzeugen, wurden dem Oleomargarin pflanzliche Farbstoffe hinzugefügt. Am Ende hatte sich zwar kein

²⁵⁹ vgl. Pelzer-Reith und Reith 2002, 293.

²⁶⁰ vgl. ebd., 294.

²⁶¹ Das Wort „Margarine“ stammt von dem griechischen Wort margaros (Perlmuschel) ab. Mouriès benannte seine Erfindung nach einer Fettsäure, die sein Lehrmeister, der französische Chemiker Michel Eugène Chevreul isoliert hatte und der er wegen ihres schimmernden Glanzes den Namen „acide margarique“ gab (vgl. Pelzer-Reith und Reith 2002, 295).

Milchfett gebildet, wie Mouriès gehofft hatte, aber durch abschrecken mit Wasser, kneten und ruhen lassen bildete sich eine geschmeidige, feste Masse, die er ‚beurre économique‘ nannte²⁶².

Im 19. Jahrhundert war Holland der größte Butterexporteur, es versorgte vor allem England mit Butter. Da auch in England der Butterkonsum gestiegen war und von Holland nur schwer gedeckt werden konnte, hatte Holland großes Interesse an der aus Frankreich stammenden Erfindung. Bereits um das Jahr 1880 hatten über 60 Margarinefabriken die Erzeugung aufgenommen. Sie arbeiteten hauptsächlich für den englischen Markt, exportierten aber daneben nach Schottland, Schweden und bis nach Südafrika, Indien und China. In Österreich ging das Interesse an der neuen Erfindung nicht von der Butter-, sondern von der Seifen- und Kerzenindustrie aus. Der Kerzen- und Seifenfabrikant Karl Sarg aus Wien Liesing war der erste, der das neue Verfahren in Österreich einsetzte. Zum größten Margarineerzeuger wurde um die Jahrhundertwende jedoch die „Erste Österreichische Seifensieder Gewerke Gesellschaft Apollo“ in Wien Penzing. Ihr Produkt nannte sie ‚Prima Wirtschaftsbutter‘. Auch die in Österreich produzierte Margarine war zunächst für den Export nach Deutschland und England gedacht. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich auch im Inland ein Markt für das Produkt²⁶³.

Die Gründe dafür, dass die Margarine von den Menschen nicht angenommen wurde, lagen an ihrer Beschaffenheit. Die Margarine roch nicht nach Butter, hatte eine weißliche Farbe, schmeckte schlecht und schäumte beim Braten nicht. Zudem haftete ihr der Charakter der ‚Arme-Leute-Butter‘ an. Man begann die Margarine weiterzuentwickeln und beschäftigte sich intensiv mit Milch als wichtigem Rohstoff. Durch die Erfindung der Haltbarmachung von Milch durch Louis Pasteur in den 1860er Jahren war es bereits möglich, jene Mikroorganismen zu entfernen, die zu ihrem schnellen Verderb führten. Zunächst experimentierte man mit gesäuerter Milch, was allerdings eine weniger haltbare Margarine ergab. Produkte aus ungesäuerter Vollmilch waren zwar länger haltbar, aber weniger geschmackvoll. Aus Kostengründen ging man in der Margarineproduktion von Vollmilch zu Magermilch über, nur mehr die besten Margarinesorten wurden mit Vollmilch oder Rahm hergestellt. Ebenfalls zum Einsatz kamen Kokos- und Mandelmilch. Um Geschmack und Geruch der Margarine zu verbessern, fügte man dem Produkt das in Wiesenkräutern vorkommende Kumarin hinzu. Auch mit Butter-, Propion- und Capronsäure wurde experimentiert. Eine butterähnlichere Farbe versuchte man zunächst durch Pflanzenfarbstoffe wie Orlean, Curcuma und Karottensaft zu erhalten. Diese natürlichen Farben wurden schließlich durch synthetische Farbstoffe ersetzt. Für die KonsumentInnen war wichtig, dass die Butter beim Braten schäumte und sich braun verfärbte. Diesem Manko der Margarine versuchte man durch den Einsatz von Eigelb und Zucker beizukommen. Da das Eigelb aber meist in frischem, flüssigem Zustand beigemischt wurde, führte es oft zum Verderb der Produkte, die von Mikroorganismen und Schimmelpilz befallen wurden. Später ging man zu konserviertem Eigelb, aus Eigelb gewonnenen Lecithinpräparaten und ab 1921 zu Sojalezithin über. Bei höheren Temperaturen verdarb die Margarine – wie die Butter, aber immer noch rasch, sie wurde ranzig, sauer, schimmelte und bekam einen seifigen Geschmack, was ebenfalls zu ihrem schlechten Ruf beigetragen haben dürfte. Zur Konservierung wurde zunächst hauptsächlich

²⁶² vgl. Pelzer-Reith und Reith 2002, 294.

²⁶³ vgl. ebd., 295 f.

Kochsalz eingesetzt. Später ging man zu einem zweiprozentigen Benzoesäurezusatz über, der aber einer Deklarationspflicht unterlag²⁶⁴.

Margarine bestand zunächst nur aus tierischem Fett, dem Oleomargarin aus Rindertalg. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen vermehrt auch pflanzliche Fette zum Einsatz. Nordamerika war in den 1870er Jahren zum Hauptlieferanten des benötigten tierischen Fettes aufgestiegen und hatte in diesem Bereich bald eine monopolartige Stellung. Diese befähigte die amerikanischen Fettleieferanten den Preis für Oleomargarin hoch zu halten. In Europa machte man sich erneut auf die Suche nach Alternativen. Infrage kamen zunächst nur wenige pflanzliche Öle wie Oliven-, Erdnuss- oder Sesamöl, andere konnten wegen ihres seifigen Geschmacks und unangenehmen Geruchs nicht verwendet werden. Erdnuss-, Mohn- und Sonnenblumenöl wurde als erste raffiniert, das heißt einem industriellen Reinigungsprozess unterzogen. Als es schließlich gelang, durch neue Destillationsverfahren den Geruch und Geschmack von Fetten zu verbessern, wurden auch Kokosfett und Palmkernfett raffiniert. Um die tierischen Fette in der Margarine vollkommen zu ersetzen, war es allerdings notwendig, die pflanzlichen Fette zu härten²⁶⁵.

Die meisten Pflanzenfette bestehen hauptsächlich aus ungesättigten Fettsäuren. Diese sind dafür verantwortlich, dass die Fette bei Raumtemperatur flüssig sind. 1897 beschrieb der Chemiker Paul Sabatier als erster ein Verfahren, bei dem die Doppelbindungen ungesättigter Kohlenwasserstoffe abgesättigt wurden. Er erhielt für seine Forschungen 1912 den Nobelpreis. Der praktische Durchbruch auf dem Gebiet der Fetthärtung gelang dem Chemiker Wilhelm Normann. Er hatte erkannt, dass die Anlagerung von Wasser an Ölsäure nur mit einem festen Katalysator gelingen konnte, was zunächst nur im Reagenzglas gelang. In einem Brief an seinen Freund Wilhelm Meigen schrieb Normann 1903: „In der Raffinationsache habe ich die "Freude" erlebt, daß die Reaktion im Reagenzglase sehr schön ging und im Großen gar nicht.“²⁶⁶ Normann ließ sich das Verfahren dennoch patentieren und entwickelte es in der Warringtoner Firma Crosfield & Sons weiter. Hier, im Nordwesten Englands, wurde 1905 die erste große Härungsanlage für Baumwollsaatöl gebaut. 1909 lieferte Normann erstmals gehärtetes Baumwollsaatöl an zwei deutsche Margarinefabrikanten. Wenig später wurde mit der Härtung von Walöl und Erdnusshartfett zur Margarineherstellung begonnen²⁶⁷. Aus der Befürchtung heraus, die Menschen könnten diese Margarine ablehnen, wurde die Verwendung von Walöl, sogenanntem ‚Seetieröl‘, zunächst geheim gehalten. Ihren Höhepunkt erreichte die Verarbeitung von Walöl in Deutschland erst nach dem Ersten Weltkrieg²⁶⁸.

4.4.3 Margarine und Kriegsmargarine im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien

Das Bekanntwerden von Normanns neuem Verfahren zur Fetthärtung und besonders die Versuche, Tran zu Margarine zu verarbeiten, sorgten tatsächlich für einige Aufmerksamkeit in den Medien. Im April 1915 berichteten unter anderem das *Neue Wiener Journal*, das *Grazer Tagblatt*, die *Grazer Mittags-Zeitung* und der *Vorarlberger Volksfreund* über die sogenannte „katalytische Hydrogenisierung“ nach Normann. Man zeigte sich beeindruckt von den Fortschritten der Lebensmittelchemie und optimistisch, dass die unangenehmen

²⁶⁴ vgl. ebd., 298 f.

²⁶⁵ vgl. ebd., 300.

²⁶⁶ Deutsche Gesellschaft für Fettwissenschaft e.V. 2011, Geschichte und Entwicklung der Fetthärtung [online]

²⁶⁷ vgl. ebd.

²⁶⁸ vgl. Pelzer-Reith und Reith 2002, 304.

Eigenschaften des Trans vollkommen verschwinden würden. Die Artikel beschreiben das neue Verfahren und verheimlichen dabei auch nicht, dass eine geringe Menge des Hydrierkatalysators Nickel im fertigen Produkt zurückbleibe. Dieser Umstand scheint die RedakteurInnen wenig beunruhigt zu haben. So schrieb das *Neue Wiener Journal*: „Geringe Reste Nickel bleiben dabei im gehärteten Tran zurück, und zwar bis zu 0,6 Milligramm auf 100 Gramm, also eine Menge, die selbst beim täglichen Genusse völlig unschädlich sein dürfte.“²⁶⁹ Einzig die gute Verdaulichkeit der aus Tran hergestellten Fettprodukte wurde in Frage gestellt.

Im November 1915 widmete die *Arbeiter-Zeitung* dem Speisefett aus Waltran und pflanzlichen Fetten gar die Titelseite. Der Artikel wird mit der Feststellung eingeleitet, dass es einen Mangel an Fetten gäbe, der jedoch nicht vorauszusehen gewesen sei und der überlangen Dauer des Krieges geschuldet wäre. Nichts sei jedoch unentbehrlicher als Fett, weshalb man von dem Mangel schwer getroffen sei. Man habe sich also auf die Suche nach alternativen Fettquellen gemacht und dazu auf andere Länder geschaut. In den gemäßigten Zonen sei man von jeher an den Verzehr von tierischen Fetten, an Schmalz und Speck gewöhnt, in südlicheren Gegenden käme das Öl des Ölbaums zum Einsatz, dieser wachse aber leider in den „wetterharten Nordländern“ nicht. Die Bewohner der Eismeere hätten sich das Öl der Wale zu Nutze gemacht, wofür man sie lange bemitleidet hätte. Danach setzt der Autor zu einer Lobeshymne auf die Wissenschaft an. Sie wird als „Überbrückerin aller Ströme und Meere“ und „Versöhnerin aller Kulturen“ bezeichnet. Ihr sei die Erkenntnis zu verdanken, dass alle Fette im Grunde gleich seien, das Öl des Rettichs wie der Fischtran. Die Wissenschaft wird der Natur gegenübergestellt. Dabei wird die Natur als unvollkommen dargestellt, Rohstoffe würden in „blinder Mischung“ von ihr geboten. Die Aufgabe der Wissenschaft beziehungsweise der Lebensmittelchemie sei es, die von der Natur gebotenen Stoffe zu destillieren, zu denaturieren und zu perfektionieren, sprich von allem Unangenehmen zu säubern. Statt durch den Saumagen zu wandern und von den Schweinen in Speck umgewandelt zu werden, würde die Sämerei durch eiserne Pressen geleitet „[...] und da sage man noch, daß die Natur appetitlicher sei als die Wissenschaft!“ bekräftigt der Redakteur²⁷⁰.

Die Erfolgsgeschichte der Lebensmittelchemie wird in dem Artikel anhand der Innovationen in der Margarinefabrikation der letzten Jahre erzählt. Dabei werden die damals herkömmlichen Fettquellen Hammelfett und Rinderfett abgewertet und die Wissenschaft erneut der Natur gegenübergestellt. Erst die Chemie habe es möglich gemacht, dass das widerliche Hammelfett und der stinkende Rindertalg zu Kunstbutter verarbeitet werden können. „Zwar“, so räumt der Autor ein, „fragen soll man nicht, wes Ursprungs es ist, welch weiten dunklen Weg es durch allerlei Retorten genommen; aber am Ende seiner Laufbahn ist es rein, reiner selbst als das frische Schweineschmalz mancher Bauernfrau, das aus ranzigem Kochkessel in die muffige Holzdöse [sic] kommt.“²⁷¹ Das künstlich erzeugte Produkt wird also nicht nur den natürlichen Stoffen gegenüber als besser dargestellt, es wird auch im Vergleich mit nicht-industriell erzeugten Produkten aufgewertet.

Neben der Hochschätzung der Lebensmittelchemie selbst wird im Anschluss direkt für pflanzliche Fette geworben. Zu diesem Zweck werden Samenkörner mit tierischen Dickhäutern verglichen. Die Mutterpflanze würde ihren Jungen eine reiche Ausrüstung aus Fett, Stärke und Zucker mitgeben. Die Menschen würden den kleinen Pflanzensamen dieses Kapital rauben, nur so könne in der Pfanne duftender Kuchen entstehen. Erneut werden

²⁶⁹ Neues Wiener Journal 1.4.1915, 9.

²⁷⁰ Arbeiter-Zeitung 13.11.1915, 1.

²⁷¹ ebd.

industrielle Produktion und Wissenschaft lobend erwähnt, die das Wissen von der reichen Ausstattung der Samen schon lange umsetzten, um „Fette und Öle für unseren Tisch zu gewinnen“. Auch der Einsatz von Waltran wird beworben, allerdings wird hier zunächst auf die wohl weit verbreiteten Bedenken eingegangen. Der Redakteur schreibt:

Der Tran der Wale, dieser massigen Seeungetüme, dieser Schweine der Meerflut — was ist's mit ihm? Pfui! Dieser Gestank, dieser widrige Geschmack! Aber wissen wir nicht, daß ein Teil dieses Trans, der durch die Gewebe der Leber filtriert ist, der Lebertran, außerordentlich leicht verdaulich und sehr gesund ist? Her den Filter, her die Retorte! Und herausdestilliert den reinen, geschmackfreien Fettstoff! Man ist daran — vielleicht gelingt auch das?²⁷²

Im Gegensatz zu den oben erwähnten Artikeln in anderen Zeitungen wird hier mit der guten Verdaulichkeit des Waltrans argumentiert und sogar ein positiver Effekt auf die Gesundheit ins Treffen geführt. Die Aufwertung pflanzlicher Fettquellen und des Waltrans für die Margarineerzeugung sowie die positive Berichterstattung über die Innovationen in der Margarineerzeugung waren sicherlich im Interesse der Regierung. Doch obwohl hier die Haltung der Regierung übernommen wurde, wurden die Regierung selbst und die Organisation der Fettverteilung durchaus scharf kritisiert. In dem eben zitierten Artikel der *Arbeiter-Zeitung* wird gegen Ende zu bedenken gegeben, dass inländische Sämerei sowie Traubenkerne und andere Ölträger nicht in dem Maß gesammelt werden könnten, als dass sich daraus der Fettbedarf der Bevölkerung decken lasse. Der Autor scheint der Regierung die Organisation einer derartigen Sammlung nicht zuzutrauen, man sei „nicht eingerichtet darauf“. Und auch das Fett der Wale sei momentan unerreichbar. Zuletzt wird beklagt: „Und die Fleisch- und Fettkarte haben wir auch noch nicht!“.

Wenngleich es in den Medien Stimmen gab, die die Margarine als zu teuer, schlecht im Geschmack und als zu wasserhaltig kritisierten, war die allgemeine Haltung der Medien gegenüber der Margarine in den ersten Kriegsjahren durchaus nicht abwertend. Vor dem Krieg war Margarine nur in sehr geringen Mengen auf dem österreichischen Lebensmittelmarkt zu finden. Selbst der Arbeiterkonsumverein, der die ärmere Bevölkerung bediente, verzeichnete nur einen geringen Margarineverbrauch²⁷³. Während der ersten Kriegsjahre wurde Margarine als Innovation der Lebensmittelchemie beworben und als geeigneter Ersatz für herkömmliche Fettquellen angesehen, die nun teuer und schwer zu bekommen waren. Die Verwendung von Margarine sowie anderer pflanzlicher Fette wurde Hausfrauen aus Spargründen ausdrücklich empfohlen. Pflanzliche Fette wurden zudem für ihre größere Ergiebigkeit im Vergleich zu Butter und Schweinefett gelobt. Mit der Einführung der Kriegsmargarine im Dezember des Jahres 1916 begann sich die Stimmung allerdings zu verändern.

Die Medien differenzierten zwischen verschiedenen Fettprodukten, die Kriegsmargarine wurde dabei besonders negativ bewertet. Ein Autor begründet die sich wiederholende Kritik, dass die Kriegsmargarine stinke, folgendermaßen:

²⁷² ebd., 2.

²⁷³ vgl. Vojir 2014, 264.

Das gute Rinderfett wird zu Glycerin für die Munitionserzeugung verarbeitet, was angeblich deswegen notwendig ist, weil die anderen Fettstoffe, in erster Linie die Fischtrane, kein so gutes Produkt liefern. Deswegen — und daraus erklärt sich der „gute Geschmack“ der Kriegsmargarine — werden diese Trane hauptsächlich zur Speisefetterzeugung verwendet. Das größte der Übel wäre das freilich noch nicht, besonders dann nicht, wenn man sich bei der Fabrikation der Mühe unterzöge, das Rohprodukt so zu behandeln, daß es seine unangenehmen Eigenschaften verliert, was ja ganz gut möglich wäre, wenn die Profitgier nicht so groß wäre und die Ansicht nicht so allgemein bestünde, daß für die wehrlosen, jeglicher Willkür ausgelieferten Konsumenten alles, auch das Schlechteste, noch gut genug sei.²⁷⁴

Hier wird nicht die Verwendung von Fischtran zur Kriegsmargarinerzeugung als solche kritisiert, sondern dem Kriegsverband der Öl- und Fettindustrie wird Profitgier vorgeworfen, was ein schlechtes Produkt zur Folge habe. Ein weiterer Kritikpunkt, der in den letzten beiden Kriegsjahren vermehrt in den Medien auftaucht, ist der zunehmende Wasseranteil der Kriegsmargarine, wodurch auch ihr Nährwert abnehme. Nachdem ein Redakteur/eine Redakteurin des *Fremden-Blattes* im Oktober 1918 die Menge an zur Verfügung stehendem Fett kritisiert, geht er/sie auf die Qualität der Kriegsmargarine ein:

Wenn es noch wirklich Fett wäre! Aber was unter diesem Namen den armen Verbrauchern geboten wird, ist Kriegsmargarine schlechter Beschaffenheit von merkbarer Fettarmut und noch merkbarerem Wasserreichtum. Minister Paul klagt bei jeder Gelegenheit über die Disziplinlosigkeit der Konsumenten, er beschuldigt sie, daß sie den Schleichhandel begünstigen, anstatt die Behörden im Kampfe gegen diese volkswirtschaftliche Seuche zu unterstützen. Aber der Minister und Leiter des Ernährungsamtes erklärt gleichzeitig sein Unvermögen, der Bevölkerung auch nur das Minimum der Lebensnotdurft zu gewährleisten.²⁷⁵

Der Ton, der von den Medien im Fettdiskurs angeschlagen wurde, nahm in den letzten Kriegsmonaten deutlich an Schärfe zu.

4.4.4 Fettersatzprodukte und Fettprodukte minderer Qualität in Printmedien

Neben der offiziellen Kriegsmargarine hielt der Markt für zahlungsfähige KonsumentInnen eine Reihe von Ersatzprodukten für in Friedenszeiten verfügbare Fett- und Ölprodukte bereit. So schreibt etwa die *Österreichische Illustrierte Zeitung* im März 1917, dass eine „ganze Anzahl sehr bedenklicher Fettersatzstoffe aufgetaucht“ sei. Namentlich werden die Produkte „Natura“, „Deutsches K.-Fett“ und „Spekosa“ genannt, die allerdings bereits wieder verboten worden seien. Gewarnt wird ebenfalls vor diversen Salatölersatzprodukten, sie bestünden meist aus nahezu 100 Prozent Wasser und würden häufig, einmal verboten, als Fußbodenöl wieder auftauchen. Bratölersatz werde des Öfteren aus gereinigtem Mineralöl hergestellt, was zwar nicht schädlich, aber auch nicht nahrhaft sei. Es wird der Eindruck erweckt, dass sämtliche Fettersatzprodukte mit betrügerischen Absichten produziert werden²⁷⁶. Als Ersatz für jenes Fett, das zu Friedenszeiten gerne als Brotaufstrich gegessen wurde, empfohlen eine Vielzahl von Artikeln Obstmus oder Marmelade. Dieser Ersatz war zwar dem zu ersetzenden

²⁷⁴ Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918, 3.

²⁷⁵ Fremden-Blatt 18.10.1918, 7.

²⁷⁶ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

Gut nicht wesensgleich, wie es der eigentlichen Definition von ‚Ersatz‘ entsprochen hätte²⁷⁷, er entsprach aber den vorhandenen Rohstoffen und erfüllte eine ähnliche Funktion²⁷⁸.

Je weniger Fett verfügbar war, desto mehr wurde der Umgang mit Fett minderer Qualität von den Medien thematisiert. In eigenen Rubriken für Frauen, die einige der untersuchten Blätter auf den hinteren Seiten anboten, wurden den Hausfrauen praktische Tipps rund ums Einkaufen, Kochen und die Ernährung zu Kriegszeiten gegeben. Im *Fremden-Blatt*, einer Zeitung für die wohlhabendere Bevölkerung, findet sich im März 1917 folgender „Küchenkniff“:

Fett, welches einen schlechten oder ranzigen Geschmack hat, gibt man in eine Kasserole, reichlich kaltes Wasser darauf und läßt es zusammen, langsam seitwärts sieden, ungefähr 10 bis 12 Minuten. Dann kommt es in die Kälte, wobei sich das Fett oben ansetzt, das Wasser unten bleibt. Man macht dies noch zweimal und wird finden, daß das Fett schon gut ist.²⁷⁹

Sollte das nicht helfen, werden noch zwei weitere Verfahren beschrieben, wie mit schlecht schmeckendem Fett umgegangen werden könne. Neben minderwertigen Ersatzprodukten könnte die Notwendigkeit, solche Tipps zu geben, auch aus dem Umstand erwachsen sein, dass die Qualität der herkömmlichen Produkte immer weiter abnahm. Die erheblichen Transportschwierigkeiten führten zu einer Verlängerung der Transporte. Das erschwerte das Einhalten von Kühlketten und machte den Transport von Butter zeitweise unmöglich. Auch die Verpackungen waren oft ungeeignet und die Butter selbst nicht fachgerecht behandelt worden. Die im Sommer 1917 von Niederösterreich gelieferte Butter kam so häufig in einem den KonsumentInnen nicht zumutbaren Zustand in Wien an, dass sich das Amt für Volksernährung dazu entschloss, sie zu Streckbutter zu verarbeiten. So blieb das Fett für die Ernährung der Menschen erhalten. Bis zu diesem Zeitpunkt waren derartig minderwertige Lieferungen der technischen Verwendung zugeführt worden. Die Streckbutter oder Joghurtbutter, bestand aus Butter, die mit Magermilch oder saurer Milch gestreckt wurde und einen hohen Wassergehalt hatte. Das Amt für Volksernährung reagierte auf den Mangel, indem es an Gemeinschaftsküchen und Anstalten, wie Heil- und Pflegeanstalten, Sanatorien, Kuranstalten etc. nur noch Streckbutter abgab²⁸⁰.

Besonders in den ersten Kriegsjahren wurde häufig Rindernierenfett, auch Kernfett genannt, empfohlen. Dieses Schlachtfett wird mittels Zerkleinerung, Einwässerung und Auslassen des Fettgewebes rund um die Nieren gewonnen. Wiederholt ist davon die Rede, dass es von den Hausfrauen einfach selbst hergestellt werden könne. Die Empfehlung, auf Kernfett zurückzugreifen, kam von offizieller Seite und wurde von den Medien aufgenommen. Das geht aus der Bezugnahme einiger Artikel auf eine Aussendung des Innenministeriums hervor. Auch das von Berta Weiskirchner, der Ehefrau des Wiener Bürgermeisters, geleitete ‚Komitee der Frauenhilfsaktion‘ bewarb den Gebrauch von Kernfett²⁸¹. Ebenfalls empfohlen wurden Mischungen aus Kernfett und pflanzlichem Öl, die ohne Beeinträchtigung des Geschmacks noch ergiebiger sein sollten. Durch den abnehmenden Viehbestand und den geringer

²⁷⁷ vgl. Mansfeld 1917, 9.

²⁷⁸ Das Thema wird im Kapitel 4.7 weiter ausgeführt.

²⁷⁹ *Fremden-Blatt* 8.3.1917, 9.

²⁸⁰ vgl. Vojir 2014, 265 f.

²⁸¹ siehe zum Beispiel *Österreichische Illustrierte Zeitung* 18.4.1915, 23.

werdenden Fettanteil der geschlachteten Rinder stand jedoch immer weniger Kernfett zur Verfügung.

4.4.5 Pflanzliche Fette und Öle in Printmedien

Auch pflanzliche Öle wurden während des Ersten Weltkriegs in Printmedien beworben. Für sie sprachen besonders zwei Gründe: der niedrigere Preis und die Ergiebigkeit im Vergleich zu Butter oder Schmalz. Zudem wurde argumentiert, dass pflanzliche Öle hygienischer seien als tierische Fette, da zum Beispiel das Schwein sie sich nicht erst anfressen müsse, sondern sie in industrieller Fertigung entstünden. Die aufwertende Behandlung pflanzlicher Öle durch die Printmedien wird oft von der Mahnung zur Sparsamkeit begleitet, da auch pflanzliche Öle endlich seien²⁸². Pflanzliche Öle stellten auch einen wichtigen Bestandteil der Sammelaktionen dar, mit denen dem Mangel an Fetten und anderen Stoffen begegnet wurde. Dafür sollte die Bevölkerung vieles sammeln: „Bucheln²⁸³, Sonnenblumenkerne, Kürbis-, Melonen- und Gurkenkerne, die Kerne von Äpfeln, Birnen, Zwetschken und Aprikosen, schließlich noch Kaffeesud, Maisspindeln, Queckenwurzeln, Sonnenblumenstengel und -köpfe, Mohnstroh, Leinspreu und Unkrautsamen aller Art.“²⁸⁴ Andere Artikel bezweifelten allerdings, dass Sammelaktionen etwas gegen den Fettmangel ausrichten könnten. Ein Redakteur der *Arbeiter-Zeitung* schrieb: „Wohl haben wir im Lande Bucheckern und Waldsämereien viel, auch Traubenkerne und manche andere Ölträger — aber wir sind nicht eingerichtet darauf, wer sammelt sie so rasch als nötig? So haben wir zu wenig Fett, viel zu wenig Fett, und unsere Frauen klagen und schelten!“²⁸⁵

Der größer werdende Mangel an Fett ging mit wachsendem Missmut im Diskurs einher. Die Regelung der Fettversorgung und die Verteilung von Fett an die Bevölkerung spielten in den ersten drei Kriegsjahren noch keine wesentliche Rolle. Fett wurde eher im Kontext der allgemeinen Aufrufe zum Sparen von Lebensmitteln und der Werbung für alternative Fettquellen thematisiert. Gegen Ende des Jahres 1916 begannen sich kritische Meldungen in Printmedien zu häufen. Die Kritik bezog sich auf die Qualität der zur Verfügung stehenden herkömmlichen und alternativen Fette, wie der offiziellen Kriegsmargarine, im Zentrum des Diskurses standen nun aber Probleme der Verteilung von Fett an die Menschen. Der Mangel an Fett wurde ebenfalls thematisiert, spielte aber eine untergeordnete Rolle. Als im Herbst 1918 in Wien die Fettquote auf 40 Gramm pro Kopf und Woche gesenkt wurde und eine erneute Senkung auf 20 Gramm bereits angekündigt war, übte ein Redakteur/eine Redakteurin des *Fremden-Blattes* heftige Kritik am Leiter des Amtes für Volksernährung, Minister Ludwig Paul.

Da nun die winzigen 4 Dekagramm kaum noch weiter atomisiert werden können, um der normalen Sehstärke sichtbar zu bleiben, hat das weise Amt (aus "betriebstechnischer Rücksicht") angeordnet, daß nur alle vierzehn Tage 4 Dekagramm Fett abgegeben werden. Macht also auf den Tag und Kopf kaum drei Gramm. Wie soll eine Hausfrau mit dieser lächerlich geringen Menge wirtschaften?²⁸⁶

²⁸² siehe zum Beispiel Neues Wiener Journal 9.4.1915, 7.

²⁸³ Dabei handelt es sich um die Früchte der Rotbuche, auch Bucheckern genannt.

²⁸⁴ Niederösterreichischer Grenzboten 15.4.1917, 2.

²⁸⁵ Arbeiter-Zeitung 13.11.1915, 1.

²⁸⁶ vgl. Fremden-Blatt 18.10.1918, 7.

Auch ein Redakteur/eine Redakteurin der *Wiener Allgemeinen Zeitung* fand deutliche Worte, um seinem/ihrem Ärger über die Handhabung des Fettmangels durch die Behörden Luft zu machen. Er/sie schrieb im Sommer 1917:

Kein Tag vergeht, an dem man nicht im Approvisionnementsteil der Tagesblätter eine „angenehme“ Ueberraschung findet. So wird heute in dünnen kurzen Worten durch die Rathauskorrespondenz die Mitteilung verbreitet, daß infolge von „Transportschwierigkeiten“ in den kommenden zwei Wochen die wöchentliche Buttermenge auf drei Dekagramm herabgesetzt wird. Nun wird man sich über die besagten „Transportschwierigkeiten“ sicherlich seine Gedanken machen, denn die Bahnschwierigkeiten bestehen ja infolge der fortgesetzten großen kriegerischen Ereignisse fast immer. Man würde aber auch darüber wie über so vieles andere mit still schweigender Geduld hinweggehen, müßte man nur nicht befürchten, daß die verfügte Verkürzung der Buttermenge erstens von längerer Dauer sein könnte, denn alles „Vorläufige“ wandelt sich hierzulande zu Endgültigem sehr leicht um und zweitens macht auch das Versprechen, Ersatzstoffe, wie Kriegsmargarine und Salzspeck, anstatt der Butter keine Freude. [...] Da man ja sonst auch kein Fett erhält, vielfach stellen ja die Fettkarten schon bloße Papierverschwendung dar, so ist es begreiflich, daß in allen Haushaltungen Wiens bezüglich der Fettversorgung im Winter recht große Sorgen sich breit machen.²⁸⁷

Nach dieser Kritik an der zur Verfügung stehenden Fettmenge geht der Autor/die Autorin auf das Verteilungsproblem ein. Er fordert die Behörden auf, dafür Sorge zu tragen, dass jedermann ein bisschen Fett erhalte, da ansonsten eine gefährliche Unterernährung drohe²⁸⁸. Doch nicht nur die zuständigen Behörden wurden für die ungerechte Verteilung des Fettes kritisiert. Unterschiedliche Bevölkerungsgruppen beschuldigten sich gegenseitig, Fett zu verschwenden und es so anderen zu entziehen oder es aus Profitgier anderen vorzuenthalten. Die Zeitung *Arbeiterwille* berichtete gegen Ende des Jahres 1916 von der Klage einiger Hausfrauen, die Kärntner Fleischhauer würden das vorhandene Kernfett für besser bezahlende Kundschaft zurückhalten.

Auch uns berichten zahlreiche Arbeiterfrauen, daß für sie Kernfett bei den Fleischhuern nur selten zu bekommen ist, daß dasselbe oft für die guten Kundschaften reserviert und auch kiloweise an die Landbevölkerung verkauft wird. Das ist ein arger Übelstand, dem rasch gesteuert [sic] werden sollte. Vielleicht könnte eine Ermahnung an die Fleischhauer durch die Behörde Abhilfe schaffen, damit das Kernfett in der Hauptsache der ärmeren Bevölkerung zugutekommt.²⁸⁹

In dem Artikel werden gleich mehrere Konfliktlinien thematisiert. Einerseits wird die Arbeiterschaft der wohlhabenderen Bevölkerung gegenübergestellt. Andererseits wird vermutet, dass die Landbevölkerung bevorzugt behandelt werde. Der Redakteur geht von einer ungerechten Verteilung des vorhandenen Fettes an die Menschen aus, wobei an oberster Stelle die wohlhabende urbane Bevölkerung, an zweiter Stelle die Landbevölkerung und an letzter Stelle die arbeitende städtische Bevölkerung steht, für die er Partei ergreift. Dazu kommt die Kritik an den Fleischhuern, sie würden sich an dem herrschenden Mangel bereichern. In einem Artikel der *Wiener Neuesten Nachrichten* findet sich ein Hinweis darauf, dass die Kritik an den Fleischhuern auch von offizieller Seite erfolgte. Nachdem der Redakteur die Qualität der Kriegsmargarine heftig kritisiert und dem Kriegsverband der Öl- und

²⁸⁷ Wiener Allgemeine Zeitung 21.8.1917, 2.

²⁸⁸ vgl. ebd.

²⁸⁹ Arbeiterwille 22.11.1916, 6.

Fettindustrie Profitgier vorwirft, schreibt er: „Dabei bringt der „Kriegsverband der Öl- und Fettindustrie“ noch — sagen wir den Humor — auf, gegen die Fleischhauer loszulegen.“²⁹⁰ Die Diskrepanz zwischen der Versorgungslage wohlhabenderer und ärmerer Bevölkerungsgruppen klingt auch in einem Artikel der *Österreichischen Land-Zeitung* vom November 1917 an. Darin kritisiert der Autor/die Autorin, dass man trotz Mangel alle Produkte zu „Phantasiepreisen“ bekäme. Selbst ein Kilo Schmalz könne man für 40 Kronen erstehen. Die Regierung, so der Artikel, sei dagegen machtlos, ihre einzige Waffe seien die verlachten Höchstpreise²⁹¹.

Alles in allem hatte die schwierige Fettversorgungssituation, die aus der Abhängigkeit von Ungarn beziehungsweise dem Zollaussland und der mangelhaften Zusammenarbeit zwischen Militärverwaltung und zivilen Behörden resultierte, die sukzessive Umstellung von tierischen auf pflanzliche Fettquellen zur Folge. Die ausreichende Beschaffung pflanzlicher Öle und Fette gestaltete sich durch Kriegshandlungen in Anbaugebieten, einem zeitweisen Saatgutmangel, dem Mangel an Arbeitskräften und Anreizen für LandwirtInnen und der Dürre des Jahres 1917 schwierig. Das hatte zur Folge, dass die festgelegte Fettquote pro Kopf immer wieder reduziert werden musste und mitunter gar nicht erfüllt werden konnte. Margarine, pflanzliche Öle und Kernfett wurden von den Printmedien als Ersatz für herkömmliche Fettprodukte beworben. Besonders die zu Friedenszeiten unbeliebte Margarine wurde in den ersten Kriegsjahren als Innovation der modernen Lebensmittelchemie präsentiert. Sie wurde den angeblich unhygienischen natürlichen beziehungsweise traditionell hergestellten Fettprodukten gegenübergestellt. Die Stimmung kippte mit der Einführung der offiziellen Kriegsmargarine aus Speisetalg, Speiseölen und Wasser im Dezember 1916. An ihr wurden insbesondere Geruch und geringer Nährwert kritisiert. Auch andere Fettersatzprodukte, wie etwa Salatöl, wurden in Printmedien kritisch behandelt und die Menschen vor betrügerischen Aktivitäten gewarnt. Mit zunehmendem Fettmangel und abnehmender Fettqualität häufte sich die Kritik an der Organisation des Fettverkehrs durch die zuständigen Behörden, denen teilweise sogar Selbstbereicherung vorgeworfen wurde.

4.5 Fleisch

Betrachtet man die Entwicklung der Fleischversorgung in der österreichischen Reichshälfte, wird deutlich, wie wenig die Regierungen Österreich-Ungarns auf die Dauer des Krieges vorbereitet waren. Unter den Folgen dieser schlechten Vorbereitung waren unkoordiniertes Vorgehen der unterschiedlichen offiziellen Stellen sowie der beiden Reichshälften und ein zu spätes beziehungsweise kurzsichtiges Eingreifen in den Verkehr mit Fleisch und Schlachtvieh. Die österreichische Reichshälfte hatte 1910 mit einem staatlichen Viehzuchtförderprogramm begonnen, wodurch der Viehbestand im Inland vor dem Krieg deutlich gewachsen war. Auch die ungarischen Verhältnisse waren günstig. So währte man sich in dem eben erst begonnenen Krieg auf der sicheren Seite, was die Fleischversorgung anbelangte. Zu Kriegsbeginn erließ Österreich-Ungarn zwar ein Ausfuhrverbot für Vieh und Fleisch, wegen der Exportbedürfnisse Ungarns und des Viehbedarfs Süddeutschlands wurde dieses aber nur sehr lax gehandhabt. Ungarn konnte seinen Export an Rindern aber vor allem an Schweinen nach Wien während der ersten Kriegsmonate sogar noch steigern. Auch die Armee schöpfte aus

²⁹⁰ Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918, 3.

²⁹¹ vgl. Österreichische Land-Zeitung 17.11.1917, 10.

dem Vollen. Jeder Mann, im Feld wie bei den Formationen im Hinterland, bekam eine tägliche Fleischportion von 400 Gramm²⁹².

Doch hatte man keine Vorkehrungen getroffen, um die Viehbestände der Karpatenländer, bedeutende Zulieferer für den cisleithanischen Markt, zu sichern. Beinahe der gesamte Viehbestand dieser Gegenden ging in Folge der Kriegshandlungen verloren. Statt die heimischen Viehbestände zu schonen, schaffte Österreich erst im April 1915 die Einfuhrzölle für Schlachtvieh und Fleisch ab. Die Lieferungen aus Ungarn nahmen ab dem Frühjahr 1915 kontinuierlich ab²⁹³. In Wien fiel die aus Ungarn gelieferte Viehmenge bis 1918 auf 24 Prozent des Vorkriegsdurchschnitts. Dadurch verlagerte sich die Herkunft des Viehs, es kam zu einer kriegsbedingten Regionalisierung der Versorgung. Der Anteil der Alpenländer, insbesondere Niederösterreichs, an der Viehlieferung nach Wien stieg. Niederösterreich wurde bis 1916 zum Hauptlieferanten Wiens. Es konnte gegen Ende des Krieges immerhin noch 44 Prozent seines Vorkriegsdurchschnitts liefern. Insgesamt verringerte sich die Viehzufuhr nach Wien um 70 Prozent²⁹⁴.

Die österreichische Reichshälfte verfügte zu Beginn des Krieges auch über einen relativ großen Geflügelbestand. Dieser befand sich allerdings zu einem Großteil in Galizien, das noch im Sommer 1914 an Russland fiel. Im übrigen Österreich kämpfte die Geflügelbranche mit dem Mangel an Futtermitteln. Im Kriegsverlauf konnte zwar immer wieder Geflügel aus Polen, Rumänien und der Ukraine eingeführt werden²⁹⁵, doch sind Daten zu Menge oder Bedeutung von Geflügelfleisch für die Ernährung der Bevölkerung sowohl in zeitgenössischer als auch in Literatur der letzten Jahre äußerst rar. Aus Hans-Jürgen Teutebergs Berechnungen zum Geflügelfleischkonsum in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert geht aber hervor, dass dieser über lange Zeit sowohl im Vergleich zu heute als auch im Vergleich zu anderen Fleischarten sehr gering war. Erst mit dem in der Nachkriegszeit steigenden Fleischbedarf und dem Beginn moderner Massentierhaltung wurde Geflügel als Fleischlieferant ab Mitte der 1950er Jahren immer relevanter, es erlebte geradezu einen Boom²⁹⁶.

4.5.1 Die Regelung der Fleischversorgung

Zu den ersten von der österreichischen Regierung beschlossenen Maßnahmen zum Schutz der inländischen Viehbestände gehörte ab Oktober 1914 das Verbot, Kälber zu schlachten. Damit wollte man einen Jungviehbestand als Reserve für die nächsten Jahre schaffen. Ab Ende Dezember desselben Jahres kam ein Schlachtungsverbot für hochträchtige Kühe, Säue sowie, mit bestimmten Ausnahmen, Milchkühe dazu. Als Anfang 1915 der Vieh- beziehungsweise Fleischpreis aber stark gestiegen war, verleitete das LandwirtInnen zu mehr Schlachtungen²⁹⁷.

Die Versorgung der Menschen mit Rindfleisch war besonders durch das unkoordinierte Vorgehen von Militärverwaltung und Regierung gefährdet. Der Militärverwaltung war an einer möglichst billigen Belieferung des Heeres mit Fleisch gelegen. Die Einkäufe der Heeresverwaltung trieben aber die Fleischpreise im ganzen Reich in die Höhe. Der schnelle Anstieg ab Dezember 1915 ist zum Beispiel an der Preisentwicklung auf dem Wiener Zentralviehmarkt ablesbar. Der Preis für 100 Kilogramm Lebendgewicht Rindfleisch

²⁹² vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 189.

²⁹³ vgl. ebd.

²⁹⁴ vgl. Langthaler 2014, 312.

²⁹⁵ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 225.

²⁹⁶ vgl. Teuteberg 1979, 357.

²⁹⁷ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 190.

vervierfachte sich zwischen 1914 und 1918 nahezu, wie Abbildung 10 zeigt. Um den steigenden Preisen entgegen zu wirken, wurde eine Kommission, bestehend aus Vertretern des Ackerbauministeriums, des Kriegsministeriums und der Konservenfabriken eingesetzt, die gemeinsam noch vor Marktbeginn einkaufte. Dabei wurde darauf geachtet, dass zunächst der Bedarf Wiens gedeckt wurde. Dadurch konnte der Fleischpreis zwischen Juni 1915 und Jänner 1916 einigermaßen stabilisiert werden. Der Budapester Markt hingegen unterlag keiner derartigen Regulierung, entsprechend hoch waren dort auch die Rindfleischpreise. Das führte dazu, dass dem Wiener Markt immer mehr Rindfleisch entzogen wurde, um auf dem Budapester Markt teuer verkauft werden zu können, ungarische Einkäufer kauften sogar in Österreich Ware ein. Nach einem dreiviertel Jahr musste die Preispolitik der Kommission wegen der immer weiter sinkenden Zufuhr aufgegeben werden, was zu einem schnellen Anstieg der Preise führte (siehe Abbildung 10). Die Senkung der Preise ab Juni 1916 ist auf die staatliche Schlachtviehbewirtschaftung zurückzuführen. Von nun an wurde die Aufbringung und Verteilung von Schlachtvieh beziehungsweise Fleisch in der österreichischen Reichshälfte staatlich organisiert. In allen Kronländern bis auf Galizien, Tirol und Vorarlberg wurden sogenannte ‚Viehverwertungs-Organisationen‘ gegründet, die die Versorgung der Städte Cisleithaniens sichern sollten, allen voran Wien. Galizien, das teilweise Kriegsgebiet und teilweise in gegnerischer Hand war, konnte seinen Eigenbedarf nicht decken, geschweige denn an andere Kronländer liefern. Die Mitverwaltung dieses Kronlandes durch das Militär erschwerte das staatliche Eingreifen und so kam es hier erst 1917 zu einer Viehverkehrsregelung. Vorarlberg und Tirol hatten keine Bedeutung für die Versorgung Wiens, sie mussten allerdings ihren eigenen militärischen und zivilen Bedarf decken²⁹⁸.

Die staatliche Bewirtschaftung des Vieh- und Fleischverkehrs sah also vor, die Gesamtmenge des monatlichen Bedarfs an Schlachtvieh auf die Länder aufzuteilen. Die Herausforderung dabei war, den großen Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern gerecht zu werden. In einigen Ländern dominierte die Viehhaltung, in anderen die Viehzucht, die Bevölkerungsdichten differierten und auch bereits eingetretene Verwüstungen durch Kriegshandlungen mussten bedacht werden. Für jedes Land wurde eine Kapazitätssziffer errechnet, die angab, welche Viehmenge entnommen werden konnte, ohne die Viehzucht dauerhaft zu schädigen. Diese Kapazitätssziffer musste von Monat zu Monat nach unten korrigiert werden. Der Versuch einer gerechten Aufteilung scheiterte in der Praxis. Immer öfter konnten die Länder ihre Kontingente nicht erfüllen. Im Jahr 1918 lieferten einige Länder nur mehr 50 Prozent der errechneten Kontingente. Der Preis von Rindfleisch wurde auch deshalb ab Ende 1916 mit Höchstpreisen stabilisiert. Die untere Grenze wurde auf zwei Kronen, die obere auf vier Kronen festgesetzt. 1918 musste die Regierung eine Krone ‚Kriegszuschlag‘ aus staatlichen Mitteln zahlen, eine weitere Erhöhung des Höchstpreises schien ihr nicht zumutbar²⁹⁹.

²⁹⁸ vgl. ebd., 192.

²⁹⁹ vgl. ebd., 194 ff.

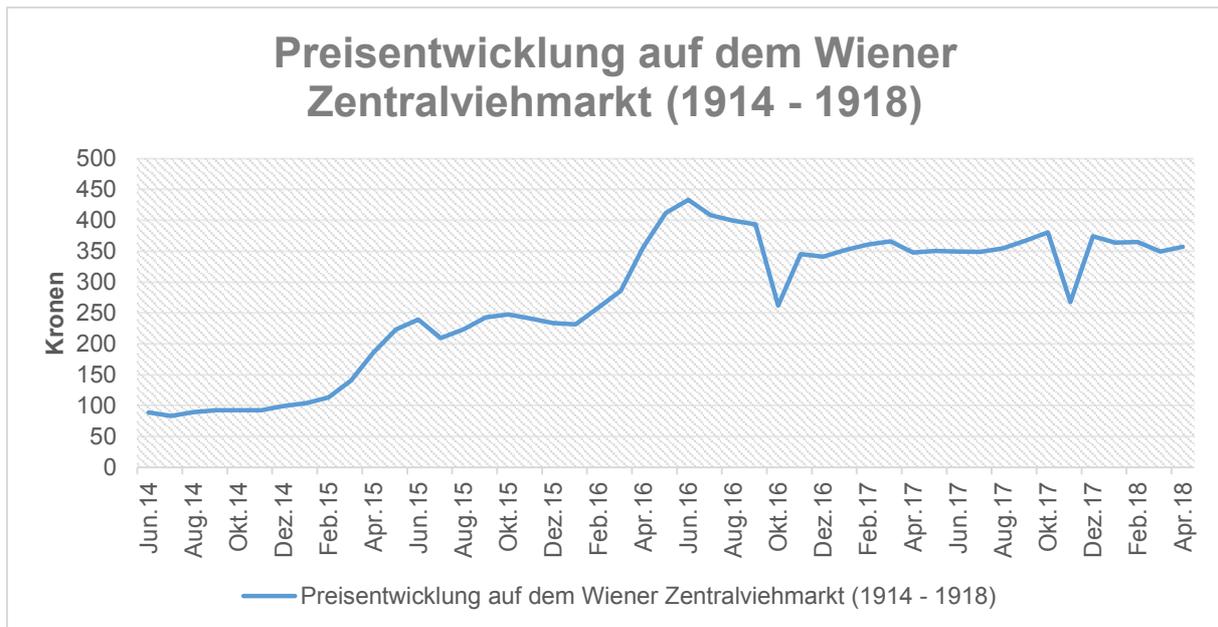


Abbildung 10: Preisentwicklung in Kronen für 100 kg Lebendgewicht Rind am Wiener Zentralviehmarkt 1914 - 1918. Ab Mai 1918 sind keine Daten verfügbar. Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 191.

Da Fleisch immer knapper wurde, regelte die Regierung auch die Versorgung mit Fleisch anderer Tierarten. Versuche, bestimmte Ablieferungskontingente an Schweinen für die Kronländer festzusetzen, wurden aber schnell wieder aufgegeben, da sie zu einem Anstieg an vorzeitigen Schlachtungen führten. Ab Juli 1918 wurde die gewerbliche Schlachtung von Schweinen unter 40 Kilogramm gänzlich verboten. Die Versorgung mit Schaffleisch wurde nicht allgemein geregelt, während die Regelung des Verkehrs mit Schlachtpferden und Pferdefleisch ab Mai 1918 dem Amt für Volksernährung oblag³⁰⁰.

Was die Versorgung mit Schweinen anbelangte, war die österreichischen Reichshälfte von Lieferungen aus dem Ausland beziehungsweise aus Ungarn abhängig. Die Zufuhr für den Zivilkonsum aus dem Zollaussland war durch die Blockade der Entente nahezu unmöglich geworden. Die importierte Menge wurde von Monat zu Monat weniger, ab dem Winter 1917 konnte gar kein Schweinefleisch mehr aus dem Zollaussland eingeführt werden. Erleichterung kam im Jahr 1917 aus den besetzten Gebieten Polens, der Ukraine, Rumäniens, Serbiens und Montenegros. Die gelieferten Rinder kamen zum größten Teil der Heeresverwaltung zugute, nur die Schweinelieferung aus Polen wurde zu 60 Prozent für den zivilen Konsum bereitgestellt, die aus Serbien zu 50 Prozent. Ungarn hingegen hatte im November 1915 die freie Einfuhr von Schweinen und Schweineprodukten nach Cisleithanien eingestellt, Monatskontingente mussten immer wieder neu verhandelt werden. Zu Beginn umfasste ein solches Monatskontingent noch 49.100 Stück lebender Schweine und 120 Waggons toter Tiere. Bis Dezember 1917 war das Kontingent auf 8000 lebende Schweine und 30 Waggons Schweinefett zusammengeschrumpft. Die tatsächlich gelieferten Mengen lagen aber noch unter den zugestandenen Kontingenten. Der freie Verkehr von Schafen und Schlachtpferden wurde von ungarischer Seite im Frühjahr 1918 gesperrt. Auch hier gab es festgelegte Kontingente und auch hier wurden diese von Ungarn nicht eingehalten. Das traf vor allem die

³⁰⁰ vgl. ebd., 197.

ärmeren WienerInnen hart, denn Pferdefleisch war das einzige, das sie sich noch ab und an hatten leisten können³⁰¹.

Da die Menschen nur schwer mit herkömmlichem Fleisch zu versorgen waren, wollte die Regierung die reichen Wildbestände Cisleithaniens als Ersatz nutzen. Das gestaltete sich jedoch schwieriger als gedacht. Bereits ab Herbst 1914 erließ die Regierung Regelungen, die für mehr Wildbret sorgen sollten: Es wurden weitgehende Abschussbewilligungen erteilt, Abschüsse beauftragt und Schonzeiten gekürzt. Doch damit konnte nicht einmal die Vorkriegs-Abschussrate erreicht werden. Denn ein Großteil des Jagdpersonals war eingerückt und dem verbleibenden fehlte die Munition. Auch als man im Jahr 1916 erneut Abschussaufträge erteilte, Munition bereitstellte und Jagdhunde vom militärischen Dienst freistellte, führte das nicht zu einem wesentlich besseren Ergebnis. Auch das Wildbret wurde daher systematisch bewirtschaftet. Ab der zweiten Hälfte des Jahres 1916 waren Besitzer von Jagdrevieren verpflichtet, einen festgelegten Teil der erbeuteten Hasen sowie des Rot- und Rehwildes zu vorgegebenen Preisen an Wohlfahrtsorganisationen und Konsumentenvereine abzugeben. Ab dem Frühjahr 1917 wurden auch für andere Wildgattungen, wie Damwild, Gämsen und Wildkaninchen Zwangsabgaben beschlossen. Zudem wurden Höchstpreise für die Hauptwildgattungen festgelegt. Die so mühevoll aufgebrachte Menge Wildbret machte dennoch keinen großen Unterschied für die Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch³⁰².

Ähnlich war die Situation bei der Versorgung mit Fisch. Um die Rinderbestände zu entlasten, versuchte die Regierung, ausreichend Fisch zur Verfügung zu stellen. Dabei wurde auf verschiedene Fischgattungen gesetzt. Ziel der Regierung war es, die Produktion und die Menge an Fisch, die im Inland zum Verkauf kam, zu steigern. Dazu musste mehr Fisch aus der Adria gefischt und vom Ausland gekauft werden. Doch es wurde weit weniger geliefert als zu Friedenszeiten. Im Jahr 1901 waren in Wien rund 843 Tonnen Süßwasserfische konsumiert worden, ein Großteil davon war Karpfen. Im Jahr 1915 betrug die Liefermenge von Karpfen nach Wien nur ca. 300 Tonnen, im Jahr 1917 gar nur 165 Tonnen. Der Fischfang in der Adria diente, wie bereits vor dem Krieg, vorwiegend zur Deckung des Bedarfs der Hafenstädte, nur höherwertige und marktgängige Arten wurden ins Inland gebracht. Um den Bedarf der KüstenbewohnerInnen noch stärker durch Fisch zu decken, wurde der Fischfang zu Beginn des Jahres 1917 unter militärische Leitung gestellt und später vollständig militarisiert. Der Staat subventionierte Fanggeräte und Boote. Einige Fischer wurden vom Militärdienst befreit, um stattdessen ihrem Beruf nachzugehen. Die Hochseefischerei brachte aber durch häufige Unterbrechungen aus militärischen Gründen, wie etwa aufgrund von Minensperren³⁰³, nicht die gewünschten Erfolge. Die Seefische, die konserviert und frisch im österreichischen Inland verzehrt wurden, stammten zum Großteil nicht von österreichischen Küsten, sondern wurden aus Deutschland, Holland und den nordischen Ländern importiert. Eingeauft wurden sie gemeinsam mit Deutschland. Die Regierung forcierte den Import von Seefischen, da sich der Import von Süßwasserfischen aus Ungarn und dem Zollaussland als wesentlich schwieriger gestaltete³⁰⁴.

³⁰¹ vgl. ebd., 199 f.

³⁰² vgl. ebd., 217.

³⁰³ Unter einer Minensperre wird ein bestimmtes Gebiet verstanden, das mit Minen versehen wurde. Seeminen werden so am Meeresboden befestigt, dass sie knapp unter der Wasseroberfläche schwimmen und beim Kontakt mit einem Schiff explodieren.

³⁰⁴ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 217 f.

Da immer weniger Fleisch verfügbar war, musste der Verbrauch eingeschränkt werden. Dies geschah in Form von ‚fleischlosen Tagen‘. Die erste Einschränkung ab Mai 1915 betraf nur das Gewerbe und wurde im RGBL. Nr. 113 mit zwei fleischlosen Tagen pro Woche festgesetzt³⁰⁵. An diesen Tagen durften Rinder, Kälber und Schweine nicht verkauft werden³⁰⁶. Mit Juli 1916 wurden die zwei fleischlosen Tage auf Haushalte ausgeweitet. Im September kam ein dritter fleischloser Tag dazu. Diese Tage waren Montag, Mittwoch und Freitag. Wer finanziell dazu imstande war, konnte sich ab März 1917 vom Amt für Volksernährung eine Reduktion der fleischlosen Tage auf zwei genehmigen lassen³⁰⁷. Als die Versorgung mit Mehl im Winter 1917/18 einen bedrohlichen Tiefstand erreichte, wurde die Anzahl der fleischlosen Tage kurzfristig gemindert, die Regelungen mussten aber im August 1918 aufgrund der abnehmenden Fleischzufuhr wieder verschärft werden. Der Fleischkonsum im Gastgewerbe wurde zusätzlich durch ein festgelegtes Maximalgewicht von Fleischspeisen eingeschränkt³⁰⁸. Von den Regelungen betroffen waren folgende Fleischarten und -produkte: Rind, Kalb, Schwein, Schaf, Ziege, Pferd, Kaninchen, Geflügel, Wild, Fleischkonserven, Selchwaren, Schinken und Wurstwaren. An fleischlosen Tagen durften aber weiterhin Fisch und Wurstwaren aus Blut oder Innereien gegessen werden. Die Einhaltung dieser Regelungen wurde von amtlichen Organen stichprobenartig in Gaststätten und Privathaushalten kontrolliert³⁰⁹.

Die Landesbehörden legten ab dem Frühling des Jahres 1917 eine maximale Fleischmenge von 180 Gramm pro Person und Tag (gültig nur für jene Tage, an denen der Fleischkonsum erlaubt war) fest. Diese Menge dürfte jedoch von einem Großteil der Bevölkerung nie erreicht worden sein. Um zu verhindern, dass einige Personen mehr Fleisch aßen als andere und um einen regelmäßigen Bezug sicher zu stellen, wurden ab September 1918 in der gesamten österreichischen Reichshälfte Fleischkarten ausgegeben. Mancherorts wurden zusätzlich Kundenlisten geführt. In Wien wurde mit der Rationierung bereits im März 1918 begonnen. Die Wochenquote pro Kopf für Rindfleisch betrug hier 200 Gramm, was jedoch bald auf 150 und schließlich 125 Gramm korrigiert wurde. Das entsprach der durchschnittlichen Fleischmenge eines einzigen Tages zu Friedenszeiten³¹⁰. An Schweinefleisch stand jeder Familie ein Kilogramm pro Woche zu, bereits mit April 1918 wurde auch diese Menge auf ein halbes Kilogramm reduziert. Die Abgabe von Schaf-, Ziegen- und Pferdefleisch war nicht geregelt. Die Abgabe von Fleisch gestaltete sich auch in den Kronländern schwierig, die abgegebenen Mengen lagen aber dennoch über denen Wiens³¹¹.

Das späte und oft unkoordinierte Vorgehen der offiziellen Stellen, die verringerte Kaufkraft der Menschen, verursacht durch eine darniederliegende Wirtschaft, die Absperrung vom Zollausland und die Schwierigkeiten, Vieh aus Ungarn zu erhalten, führten dazu, dass besonders ab 1916 der Fleischkonsum der Bevölkerung Cisleithaniens auf ein Minimum sank³¹².

³⁰⁵ vgl. Vojir 2014, 256.

³⁰⁶ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 202.

³⁰⁷ vgl. Vojir 2014, 256.

³⁰⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 202.

³⁰⁹ vgl. Vojir 2014, 256.

³¹⁰ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 333.

³¹¹ vgl. ebd., 202 f.

³¹² vgl. ebd., 205.

4.5.2 Fleisch im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien

Die relative Sorglosigkeit der Regierung in den ersten Kriegsmonaten, was die Fleischversorgung der ÖsterreicherInnen anbelangte, spiegelt sich in den Printmedien wider. Im Vergleich zur Berichterstattung in den letzten Kriegsjahren spielte das Thema Fleisch zunächst keine große Rolle. Das (*Neuigkeits*) *Welt Blatt* schwor im Februar 1915 seine LeserInnen auf Einschränkung, Enthaltensamkeit und Haushalten ein, um den „unritterlichen, unwürdigen Kriegsplan“ der Feinde zu vereiteln. Die Menschen müssten ihren „Gusto“ bezähmen und Kriegsbrot statt Kaisersemmeln essen. Der Gedanke, dass Fleisch wie Getreide zur Mangelware werden könnte, scheint den Redakteur/die Redakteurin nicht zu beunruhigen, er/sie schreibt: „Eine Fleischnot ist nicht so sehr zu fürchten, besonders wenn Regierung und landwirtschaftliche Körperschaften alle Maßnahmen treffen, um den Landwirten die Aufzucht von Vieh zu ermöglichen.“³¹³ Es scheint Vertrauen in die Regierung vorhanden zu sein. Zu bedenken gibt der Artikel nur, dass es wohl mehr brauchen werde als ein Schlachtverbot, es müsse auch für ausreichend Futter gesorgt werden. Dem Thema werden nur wenige Zeilen gewidmet. Auch ein in der *Arbeiter-Zeitung* nachgedruckter Aufruf eines preußischen Ministers streift das Thema Fleisch nur am Rande: „Abfälle von Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, die ihr nicht verwenden könnt, werft nicht fort, sondern sammelt sie als Futter für das Vieh; sie werden gern von den Landwirten geholt werden.“³¹⁴ Das Zielpublikum des *Neuen Wiener Journals*, welches eine wohlhabendere Leserschaft ansprach, dürfte auch im April 1915 noch keinen Fleischmangel verspürt haben. In den umfassenden Spartipps, die den LeserInnen gegeben wurden, wird zwar angemerkt, dass so gekocht werden solle, dass keine Speisereste übrigbleiben, sollte dies aber doch einmal der Fall sein, ließen sich Fleischreste zu vielerlei anderen Speisen verarbeiten. Aus ihnen könnten zum Beispiel Fleischsalat oder Hackbraten hergestellt werden, Fleischschnitten könnten als Beilage zu Gemüsespeisen dienen. Übergebliebene Rindsuppe eigne sich zum Aufgießen von Saucen und Gemüse. Ein „bescheidenes Abendessen“ könne durch blättrig geschnittene Fleischreste, würfelig geschnittenes Selchfleisch oder Wurstscheiben aufgewertet werden. Der Redakteur/die Redakteurin scheint davon auszugehen, dass die Zielgruppe für die er/sie schreibt, Fleischreste bisher entsorgt habe. Einem ärmeren Haushalt hätte wohl niemand erklären müssen, welche verschiedenen Arten der Fleischresteverwertung zur Auswahl stünden. Die Verwertung von Fleischresten dürfte für sie nach dem gehörigen Anstieg der Fleischpreise im Frühjahr 1915 kein drängendes Problem dargestellt haben³¹⁵.

Zur selben Zeit, im April 1915, tauchten in anderen Blättern allerdings schon Fleischersatzprodukte auf. Zunächst ist jedoch nicht die Rede von künstlichen Ersatzprodukten zum Beispiel aus Nährhefe, wie sie in späteren Meldungen auftauchen. Herkömmliche Fleischarten wie Rind- und Schweinefleisch wurden vielmehr durch weniger gebräuchliche ersetzt. Ganz im Sinne der Regierung ist die häufigste Empfehlung seitens der Printmedien, Fisch statt Fleisch zu essen. So empfahl es auch die *Österreichische Illustrierte Zeitung*: „Spart mit dem Fleisch — nehmt um ein Viertel der gewöhnlichen Fleischmenge weniger; verwendet Fische, macht Kartoffel- und Gemüsegerichte mit Wurst- und Fleischeinlagen.“³¹⁶ In der *Arbeiter-Zeitung* erschien zwei Tage später ein Artikel, dessen Autor die Schwierigkeiten für Proletarierfamilien beschreibt, ihre Kinder mit ausreichender und leistbarer Nahrung zu

³¹³ (*Neuigkeits*) *Welt Blatt* 4.2.1915, 10.

³¹⁴ *Arbeiter-Zeitung* 10.12.1914, 5.

³¹⁵ vgl. *Neues Wiener Journal* 9.4.1915, 6.

³¹⁶ *Österreichische Illustrierte Zeitung* 18.4.1915, 23.

versorgen. Von herkömmlichen Fleischarten ist hier gar keine Rede mehr und selbst so manche Alternative scheint das finanziell Mögliche zu übersteigen: „Das Ei ist für diese Kinder auch nicht billiger [als Fett oder Topfen; Anm. d. A.], die Milch ebenfalls zu kostspielig und zu rar, und sogar das Pferdefleisch ist heute für die Proletarier kein Nahrungsmittel mehr, sondern nur ein Leckerbissen, wenn's hoch hergeht, ebenso verhält sich's mit der Wurst. Erschwinglich wären noch höchstens die Seefische, von denen zwanzig Dekka (16 bis 20 Heller) 160 Wärmeeinheiten liefern.“³¹⁷ Der Fisch bleibt im weiteren Kriegsverlauf ein empfohlener Ersatz für herkömmliches Fleisch. Teilweise wurde sein Verzehr aus Fleischspargründen oder weil er schlicht leistbar war, direkt empfohlen, wie in einem Artikel der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* aus dem Frühjahr 1917, in dem unter anderem Fischwurst beworben wird. In anderen Artikeln ist die Empfehlung beiläufiger, Fisch scheint hier teilweise schon ein gebräuchlicher Fleischersatz zu sein. So empfiehlt ihn das *Linzer Volksblatt* indirekt, eigentlich bewirbt der Artikel ein anderes Ersatzprodukt, nämlich die Wruke (Steckrübe) als Kartoffelersatz: „Auch bei der Wildbereitung läßt sich die Wruke ebenso wie bei Fischen sehr gut verwenden, desgleichen beim Hammel- und Muschelfleisch.“³¹⁸

Schon vor dem Krieg griffen die Menschen vermehrt auf deutlich billigere, aber qualitativ minderwertigere Wurstwaren zurück. Während des Krieges wurde die Pferdewurst immer beliebter, sie scheint 1915 noch leistbar gewesen zu sein. Unter dem Untertitel „Roßwurst als Leckerbissen“ berichtet der Journalist Max Winter im Juni 1915 von einer Begegnung mit einer Arbeiterfamilie. Während seines Gesprächs mit der Mutter steckte er dem kleinsten Sohn zehn Heller zu. Die Mutter ermahnte ihn darauf, sich darum eine Wurst zu kaufen. Auf die erstaunte Frage Winters, ob es denn für zehn Heller noch eine Wurst zu kaufen gäbe, antwortete die Mutter: „Oh ja, beim Roßfleischhacker gibt's schon no ane.“³¹⁹ Die Sozialreportage sollte der Leserschaft das Leid der ArbeiterInnen vor Augen führen, sie enthält überdurchschnittlich viele direkte Zitate, die alle in Umgangssprache verfasst sind. Stil und Sprache vereinfachen die Identifikation mit den handelnden Personen und lassen sie authentisch erscheinen. Die Hervorhebung, dass für die Familie Wurst aus Pferdefleisch als Leckerbissen galt, kann als Betonung ihrer Armut ausgelegt werden. Das Pferdefleisch wird als Fleisch für die Ärmsten dargestellt.

Die Rezeption des Pferdefleisches durch die Medien veränderte sich im Laufe des Krieges. Weiterhin taucht es hauptsächlich in sozialdemokratischen Zeitungen mit einer ärmeren Leserschaft auf, es wird aber weniger als Zeichen bitterer Armut, sondern vielmehr als Notwendigkeit dargestellt. „Der sich steigernde Mangel an Rindfleisch, von Schweinefleisch, das nur vom Glücke besonders begünstigte [sic] zu erlangen vermögen, gar nicht zu reden, zwingt immer mehr Leute, die es früher nie getan haben, Pferdefleisch zu kaufen. Es gibt Leute, die sagen, daß sie, da ja auch Gemüse nicht zu haben ist, beinahe nur vom Pferdefleisch leben, das sie ohne Brot essen. [...] Mit einem Wort, Pferdefleisch ist begehrtter denn je geworden.“³²⁰, heißt es in einem Artikel der *Arbeiter-Zeitung* vom 13. Juli 1917. Viele Rinderfleischhauer hätten sich in Pferdefleischhauer verwandelt, fährt der Redakteur/die Redakteurin fort. Er/sie beklagt, dass auch das Pferdefleisch immer teurer werde und dass die Regierung sich nicht um seinen Preis kümmere. Die Pferdewurst sei auf sechs Kronen pro Kilogramm gestiegen, was am hohen Pferdefleischpreis bei gleichzeitiger Erhöhung der Löhne

³¹⁷ Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

³¹⁸ Linzer Volksblatt 14.1.1917, 4.

³¹⁹ Arbeiter-Zeitung 10.6.1915, 7.

³²⁰ Arbeiter-Zeitung 13.7.1917, 6.

für die Fleischereimitarbeiter liege, klagten die Fleischhauer. Der Redakteur/die Redakteurin zitiert den Genossenschaftsvorsteher der Pferdefleischhauer, der davon ausgehe, dass die Einführung eines Höchstpreises zum Verschwinden der ungarischen Pferde auf Österreichs Märkten führen würde, wie schon die ungarischen Rinder und Schweine verschwunden seien. Schließlich wird das Vorgehen der Regierung und der zuständigen Behörden kritisiert: „Wozu haben wir das Ernährungsamt, wenn es sich um ein so wichtiges Volksnahrungsmittel, wie es das Pferdefleisch geworden ist, überhaupt nicht kümmert?“³²¹ Das Pferdefleisch, 1915 noch Armutsindikator, ist bis 1917 in der Rezeption der Printmedien zum wichtigen Volksnahrungsmittel aufgestiegen.

Wie weiter oben bereits angedeutet, wurden neben Fisch auch andere Alternativen zu herkömmlichen Fleischarten empfohlen. Die meist empfohlenen Alternativen waren Wildbret, Hammel-, Kaninchen und Muschelfleisch. Die Werbung für diese Fleischarten entspricht den Plänen der Regierung, den Fleischbedarf der Bevölkerung zu decken, wie ich sie im Kapitel 4.5.1 beschrieben habe. In einem Artikel der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* vom Frühjahr 1917 wird von einem Vortrag von Elisabeth Spreckels, Wissenschaftlerin am Chemischen Untersuchungsamt der Stadt Dresden, berichtet, in dem sie verschiedene Fleischersatzprodukte bespricht. Als Ersatz für herkömmliche Eiweißquellen sei das Muschelfleisch zum Beispiel in Form eines Brotaufstriches zu empfehlen. Sein Eiweißgehalt sei sogar noch höher als der von gebräuchlichem Fleisch. Blut könne in frischem Zustand und in Form eines Trockenpräparats als Eiweißquelle herangezogen werden. Spreckels gesteht aber ein, dass „[...] mancher aus ästhetischen Gründen sich diesen Genuß versagen müsse.“ Fisch- und Kaninchenfleischwurst werden ebenfalls empfohlen. Allerdings fänden sich im Bereich der Wurstersatzprodukte häufig Verfälschungen. Bereits zu Friedenszeiten seien Wurstwaren oft mit Mehl gestreckt worden. Produkten mit „ungeheurer Lebensdauer“, stechender Lachsfarbe oder bedenklichem Aroma solle man sehr misstrauisch entgegentreten. Die Chemikerin empfiehlt Nährhefepräparate und Produkte aus Leguminosen, da sie ebenfalls einen hohen Eiweißgehalt hätten. Nährhefepräparate würden jedoch häufig zu teuer verkauft. Einzig vor Fleischextrakten warnt der Artikel. Viele dieser „geradezu schwindelhafte[n] Produkte“ seien ihr Geld nicht wert³²².

Auch beim Fleisch zeigt sich die Spaltung der Gesellschaft in viele Arme und wenige Reiche. Die ‚oberen Zehntausend‘ waren weniger von den Fleischpreisen, aber durchaus von den fleischlosen Tagen betroffen. Unter dem Titel „Vegetarier wider Willen“ wird in der großbürgerlichen *Neuen Freien Presse* ein Schreiben eines Junggesellen gedruckt. Darin schreibt dieser in humoristischem Tonfall: „Als eingefleischter Wiener kann ich mich natürlich nicht so leicht in die neue Fleischordnung finden.“³²³ Die Gasthausesser seien entsetzt, die Hausfrauen und Köchinnen desperat ob der neuen Regelung. Er entwickelt die ironisch gemeinte These, dass das Ziel der Maßnahme nicht die Verbilligung oder Reduktion des Fleischkonsums sei, sondern „nichts als ein in amtlich umständliche Form gekleideter Bekehrungsversuch zum Vegetarianismus.“ Der Fleischkonsum mache die Bürger wild und lebendig, die Regierung hätte sie aber lieber ruhig, sanft und geduldig, was nur durch die Entziehung der Fleischkost zu erreichen sei. So hätten sich die fleischlosen Tage, an die sich viele nicht hielten, in fleischlose Wochen, an die man sich halten müsse, verwandelt. Der Autor macht sich anschließend über pflanzliche Kost wie Wruken lustig und äußert sarkastisch

³²¹ ebd., 7.

³²² vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

³²³ Neue Freie Presse 24.3.1918, 11.

Zweifel daran, ob sich junge Paare bei Rüben und Dörrkraut zum gemeinsamen Diner noch so verlieben würden, wie sie es bei einem Rostbratenmahl getan hätten.

So wenig dramatisch der Fleischmangel für Wohlhabende gewesen sein dürfte, so akut war er für die vielen ärmeren Haushalte. Der Preis für ein Kilogramm Rindfleisch, der im Jahr 1918 zwischen 7,20 und 18 Kronen lag, war für viele Familien unerschwinglich. Ebenso wenig leistbar war Schweinefleisch, dessen Preis sich 1918 zwischen 22 und 30 Kronen bewegte. Viele konnten sich aber schon vor dem Jahr 1918 kein Fleisch mehr leisten. Bereits die Einführung der fleischlosen Tage für Privathaushalte im Juli 1916 war für viele ArbeiterInnen bittere Ironie. Für Familien, deren männliche Angehörige eingerückt oder aufgrund der miserablen wirtschaftlichen Situation arbeitslos geworden waren³²⁴, war seit langem so gut wie jeder Tag ein fleischloser Tag³²⁵. Der Fleischpreis und der Zugang zu Fleisch spalteten Cisleithanien in Arm und Reich, was von den Medien thematisiert wurde. Immer wieder taucht das anstrengende Anstellen um Lebensmittel in Artikeln auf. Meist waren es Frauen und Kinder, die sich stundenlang, von den frühesten Morgenstunden an, vor den Geschäften anstellten, um für hart erarbeitetes und erspartes Geld etwas Fleisch oder andere Nahrungsmittel zu kaufen³²⁶. War das Fleisch in den Fleischereien einmal aus, war das nicht nur hochgradig frustrierend, der Verdacht lag auch nahe, dass es noch Fleisch gäbe, welches aber für wohlhabendere und dadurch besser bezahlende Kundschaft reserviert wurde. So schreibt ein Redakteur der Zeitung *Der Tiroler* im Winter 1918:

Die Anstellerei ist halt noch immer das nämliche alte Uebel geblieben. Nur daß es von Zeit zu Zeit ärger wird, wie dies gegenwärtig wieder einmal beim Fleisch der Fall ist. Unsere Frauen haben sich zwar mit diesem Uebel soweit abgefunden und sind froh, wenn ihr Anstellen und oft stundenlanges Warten wenigstens einen kleinen Erfolg hat. Es kommt aber leider in letzterer Zeit wieder öfter bei den Metzgern vor, daß der betreffende Fleischpascha den Wartenden plötzlich erklärt, das vorhandene Fleisch sei fertig ausverkauft. Dagegen hilft natürlich kein Protestieren und die Frauen, die schon die längste Zeit auf ein Bröckerl Fleisch gewartet haben, müssen mit leerer Einkauftasche und mit schwerem Herzen abziehen. Natürlich ist dieser fleischhauerische Machtspruch nicht so ganz wörtlich zu nehmen, weil trotzdem gewöhnlich noch ein ganz respektables Quantum Fleisch partienweise in Papier verpackt für gewisse Kunden bereit liegt. Es ist das freilich schon eine alte Geschichte, die sich aber tagtäglich wiederholt. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß der Magistrat noch immer nicht die Kurasche aufbringt, dagegen einzuschreiten, obschon wiederholt an kompetenter Stelle gegen das Reservieren von Fleisch für einzelne Stunden gesprochen worden ist.³²⁷

Der Autor scheint einerseits von der Hartherzigkeit und Profitgier der Fleischhauer überzeugt und hat andererseits das Gefühl, das zuständige Magistrat verrate die sich anstellenden Frauen.

Derweil wurde der Ton, den RedakteurInnen anschlugen, um Wohlhabende zur Einschränkung ihres Fleischkonsums zu bewegen, immer eindringlicher. Es wurde nicht mehr, wie zu Beginn des Krieges, dafür geworben, Fleisch zu sparen oder stattdessen Fisch zu essen, es wurde der

³²⁴ Zwischen August und Oktober 1914 wurden in Cisleithanien rund 15.154 Betriebe stillgelegt und 221.677 ArbeiterInnen entlassen. Allein in der Wiener Metallindustrie verloren 10.102 ArbeiterInnen ihren Job, in der österreichischen Textilindustrie waren es im September 80.850 ArbeiterInnen (vgl. Hautmann 1978, 663).

³²⁵ vgl. Hautmann 1978, 666 ff.

³²⁶ vgl. Berger 2013, 214.

³²⁷ *Der Tiroler* 20.1.1918, 10.

komplette Verzicht auf Fleisch jeglicher Art nicht nur als Notwendigkeit, sondern als etwas durchwegs Positives dargestellt. Gleichzeitig wurde in einigen Artikeln der Konsum von Fleisch abgewertet. In der Rubrik „Praktisches fürs Haus“ der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* bewirbt ein Redakteur/eine Redakteurin in einem ausführlichen Artikel die vegane Ernährung. Er/sie berichtet von neuesten Forschungsergebnissen, wonach, wer die Hälfte bis zu einem Drittel weniger Eiweiß zu sich nehme, „nicht nur gut, sondern besser und gesundheitlicher lebt“. Dieses Eiweiß sei noch bekömmlicher, wenn es pflanzlichen, nicht tierischen Ursprungs sei. Auch die Bedeutung des Obstes und Gemüses für die Volksernährung werde immer deutlicher.

Schreitet diese Erkenntnis fort, dann werden auch die Klagen über unsere Kriegskosten immer mehr verstummen, haben wir ihr es doch zu verdanken, daß das deutsche Volk von dem unheilvollen Wege mehr und mehr abgedrängt worden ist, den es im Frieden mit der Ueberschätzung des tierischen Eiweißes beschritten hatte, und auf dem es mit der Zeit zu einer bedenklichen Verschlechterung seiner Rasse und damit zu einer Minderung seiner Stammestüchtigkeit und Schwächung seiner Wehrfähigkeit hätte kommen müssen.³²⁸

Der Autor/die Autorin betont die positiven Seiten des Krieges, er sei ein „trefflicher Lehrmeister“ geworden. Er/sie bewirbt das Gemüse als neues Hauptnahrungsmittel, es dürfe auch in Friedenszeiten nicht wieder zur Beilage zum Fleisch degradiert werden. Der Redakteur/die Redakteurin argumentiert in dem Artikel auf mehreren Ebenen für den Verzicht auf tierisches Eiweiß: Das Hauptargument bezieht sich auf die „Verschlechterung der Rasse“ als Folge von übermäßigem Genuss von tierischem Eiweiß. Damit verbunden ist das zweite Argument, die Gesundheit der Menschen. Pflanzliches Eiweiß sei einerseits besser verdaulich und andererseits hätte ein Verzicht auf tierisches Eiweiß nicht näher definierte positive gesundheitliche Folgen. Gegen Ende des Artikels werden auch finanzielle Aspekte ins Treffen geführt: „[Die Änderung unserer Lebensweise; Anm. d. A.] wird uns umso leichter werden, je schneller und gründlicher wir uns von der bisherigen Ueberschätzung der Fleischnahrung befreien und je weiter die Kenntnis davon ins Volk dringt, daß die Wärmeeinheiten zum Beispiel des getrockneten Spinats billiger sind als die des Fleisches.“³²⁹ Schließlich wird angedeutet, dass die Ernährungssituation sich in den kommenden Monaten, auch im Frieden, weiter verschlechtern könnte. Eine vegetarische Ernährung wird daher auch nach dem Krieg für sinnvoll erachtet.

Von der anfänglichen Sorglosigkeit der Regierung, die sich in den Printmedien widerspiegelt, gingen einige Zeitungen gegen Kriegsende zur Bewerbung eines vollkommenen Fleischverzichts über. Fleischspartipps finden sich zunächst eher in Medien mit einer wohlhabenderen Leserschaft, die es offensichtlich nicht gewohnt war, Fleisch zu sparen und die auch noch unter keinem besonderen Mangel zu leiden schien. Als Ersatzprodukte wurden in erster Linie weniger gebräuchliche Fleischarten empfohlen, am häufigsten Fisch. Auch Wildbret, Hammel-, Muschel und Kaninchenfleisch wurden beworben. Weniger häufig kommen künstliche Ersatzprodukte im Diskurs vor. Empfohlen werden dabei nur Nährhefepräparate und Produkte aus Leguminosen. Für den ärmeren Teil der Bevölkerung waren bereits vor dem Krieg andere Fleischarten gebräuchlicher als für wohlhabendere BürgerInnen. Besonders Pferdefleisch erlebte einen Wandel in seiner Rezeption durch die Printmedien. Wurde es in den ersten beiden Kriegsjahren als ‚Arme-Leute-Fleisch‘ gesehen,

³²⁸ Österreichische Illustrierte Zeitung 9.6.1918, 16.

³²⁹ ebd.

behandelten es Printmedien gegen Kriegsende als wichtiges Volksnahrungsmittel. Wurstprodukte waren die billigere Alternative, sowohl für arme als auch für wohlhabende Menschen. Die Printmedien warnten die Menschen vor den häufigen Fälschungen in diesem Bereich. Die eklatanten Unterschiede zwischen verschiedenen Haushalten, was die Versorgung mit Fleisch anbelangt, treten in den Printmedien deutlich hervor. Die Schuld am Fleischmangel wird vor allem der ungarischen Reichshälfte gegeben. Daneben stehen Fleischhauer im Verdacht, Fleisch für besser zahlende KundInnen zurückzuhalten. Am deutlichsten wird die Spaltung der Gesellschaft in wenige, die sich Fleisch bis zuletzt leisten konnten und viele, die schon lange kein Fleisch mehr gesehen hatten, bei der Rezeption der fleischlosen Tage. In Printmedien mit wohlhabenderem Publikum werden sie belächelt, es finden sich Hinweise darauf, dass solange man sich Fleisch leisten konnte, fleischlose Tage nicht eingehalten wurden. Für einen Großteil der ÖsterreicherInnen dürften fleischlose Tage jedoch keine Sache des bewussten Verzichts, sondern eine Unumgänglichkeit gewesen sein.

4.6 Milch und Molkereiprodukte

Milch wurde bereits in den ersten beiden Kriegsjahren akut knapp. Die Ersten, die das zu spüren bekamen, waren die BewohnerInnen der Städte. Die Verbrauchszentren der österreichischen Reichshälfte waren vor Kriegsbeginn, mit Ausnahme Wiens, unabhängig von Milchezufuhren. Durch die eingeschränkte Haltbarkeit von Frischmilch hatten MilchviehalterInnen in Stadtnähe einen Standortvorteil. Um die Städte hatte sich ein Ring bäuerlicher MilchviehalterInnen und Milchgenossenschaften, sogenannter Milchmeiereien gebildet³³⁰. In Wien etwa verfügten die großen Molkereien über beinahe 500 Abgabestellen. Mehr als zwei Drittel der 800.000 bis 900.000 Liter Milch, die Wien im Jahr 1914 täglich verbrauchte, stammten aus Niederösterreich. Zweitgrößter Lieferant war, mit ungefähr 130.000 Litern pro Tag, Mähren. Nur ein Bruchteil der Milchlieferungen kam aus Ungarn³³¹. Während des Krieges sank die Milchlieferungsmenge Ungarns auf 17 Prozent des Vorkriegsdurchschnitts³³². Kleinere Mengen stammten aus Oberösterreich, der Steiermark, Böhmen und Schlesien, wobei zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr Milch aus Niederösterreich und immer weniger aus anderen Ländern nach Wien geliefert wurde. Im Durchschnitt verbrauchte jede Wienerin und jeder Wiener vor dem Krieg zwischen 0,41 und 0,44 Liter Milch pro Tag, dieser Tagesverbrauch wurde in den alpenländischen Verbrauchszentren noch übertroffen³³³.

Die MilchproduzentInnen standen während des Krieges vor mehreren Herausforderungen, die gemeinsam dazu führten, dass der Milchbedarf der Menschen bald nicht mehr gedeckt werden konnte. Der Import von Kraft- und Futtermitteln wurde immer schwieriger und kam schließlich ganz zum Erliegen. Gleichzeitig war immer weniger Kleie aus dem Inland verfügbar. Das lag daran, dass eine höhere Getreide-Ausmahlungsrate verordnet worden war, wodurch weniger von diesem für die Milchbauern und Milchbäuerinnen wichtigen Nebenprodukt der Getreideindustrie verfügbar war. Für die Ernährung der Milchkühe standen bald fast ausschließlich Futtermittel aus eigener Produktion und der Weidebetrieb zur Verfügung. Diese schwierige Situation wurde durch schlechte Futterernten in den Jahren 1915, 1917 und 1918 noch verschärft. Die Kühe gaben dadurch immer weniger Milch. Auch die Militärverwaltung trug dazu bei, dass die Versorgung der Menschen mit Milch immer schwieriger wurde. Ihre

³³⁰ vgl. Langthaler 2014, 310.

³³¹ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 219.

³³² vgl. Langthaler 2014, 312.

³³³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 219.

Viehanforderungen hatten Priorität, was zur Schlachtung vieler guter Milchkühe und selbst schwangerer Tiere führte. Dazu kam, dass der Milchverbrauch in Folge der allgemeinen Lebensmittelnot besonders am Land gestiegen war, wodurch weniger Milch in die Städte geliefert werden konnte. In den Molkereien herrschte zudem, wie in allen anderen Bereichen, Arbeitskräftemangel³³⁴.

Die Regierung versuchte diesen Missständen durch Molkereikurse, Maßnahmen zur Verbesserung der Milcherzeugung und Maßnahmen zur Verbesserung des Transports beizukommen. Ausgebildete technische Betriebskräfte der Molkereien wurden teilweise vom Militärdienst freigestellt. So hoffte man die Versorgung bis zum Einsetzen der Grünfütterung im Frühjahr 1915 aufrecht zu erhalten, um sie danach zu steigern. Diese Hoffnung wurde jedoch bald durch die Dürre dieses Jahres zerstört, der normale Milchbedarf der Bevölkerung konnte nicht länger gedeckt werden. Erste Regelungen zur Beschränkung des Milchverbrauchs wurden im November 1915 beschlossen³³⁵.

4.6.1 Die Regelung der Milchversorgung

Um den Milchverbrauch einzuschränken, wurde als erstes der Verkauf von Schlagobers und Rahm verboten. Später wurde die Erzeugung von Schlagobers gänzlich verboten. Rahm durfte nur noch zur Butterherstellung verwendet werden. Ebenfalls verboten wurde die gewerbsmäßige Herstellung von Speiseeis, Schokolade, Zuckerwaren und Cremen aller Art unter Verwendung von Milch oder Rahm³³⁶. Milch durfte auch nicht an Kälber oder Schweine verfüttert werden. Im Gastgewerbe wurde die Verarbeitung von Milch sowie die Verwendung von Milch zur Zubereitung von Getränken auf bestimmte Tageszeiten beschränkt. Die Milchmenge zur Käseherstellung in bestehenden Betrieben durfte die Menge des Jahres 1914 nicht überschreiten. Im Herbst 1916, nachdem sich die Verteilung der vorhandenen Milch noch verschlechtert hatte, wurden die Regelungen verschärft. Der Verkauf von Kinder- und Säuglingsmilch wurde nun getrennt geregelt³³⁷.

Um die Verteilung gerechter zu gestalten, wurden in allen größeren Städten Milchversorgungsstellen errichtet. Sie hatten dafür Sorge zu tragen, dass der Milchbedarf von Kindern, stillenden Müttern und Kranken zuerst gedeckt wurde. Dazu wurden eigene Milchkarten für diese Personengruppen ausgegeben. Im Gegensatz zur restlichen Bevölkerung hatten sie Anspruch auf eine festgesetzte Milchmenge. Diese Quote war in allen Kronländern annähernd dieselbe und betrug für stillende Mütter oder ihre Säuglinge bis zum vollendeten ersten Lebensjahr sowie Schwerkranke einen Liter pro Tag. Kindern zwischen dem ersten und dem zweiten Lebensjahr stand ein Dreiviertelliter Milch täglich zu. Kindern zwischen zwei und sechs Jahren wurde ein Viertelliter Milch zugestanden. Für die restliche Bevölkerung standen in der ersten Zeit nach Inkrafttreten dieser Regelung 125 Milliliter Milch pro Tag zur Verfügung. Im Kriegsverlauf konnte diese Menge aber nur in besonders milchreichen Gegenden wirklich abgegeben werden und auch dort nur selten³³⁸.

³³⁴ vgl. ebd., 220.

³³⁵ vgl. ebd.

³³⁶ vgl. Vojir 2014, 255.

³³⁷ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 221 ff.

³³⁸ vgl. ebd., 220 ff.

Die Abgabe von Milch wurde auf Ebene der Landesbehörden geregelt. Milch durfte nur noch an ausgewiesene Sammelstellen geliefert werden. Je nach Kronland entschied man sich für eine der folgenden Abgaberegulungen: Entweder wurde eine bestimmte Menge für den Eigenbedarf festgelegt und die restliche Milch musste abgeliefert werden oder es wurde eine bestimmte Milchmenge pro Kuh festgesetzt, die zur Deckung des Bedarfs der Städte und größeren Orte abgeliefert werden musste. Bei letzterer Regelung wurde der Eigenbedarf der MilchproduzentInnen nicht erhoben. Die vorgeschriebenen Kontingente konnten im Kriegsverlauf immer weniger erfüllt werden. Je größer ein Ballungsraum, desto schwieriger wurde seine Versorgung mit Milch. Besonders schwierig war die Situation der Reichshauptstadt Wien. Hier konnte der Bedarf der Menschen schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 nicht mehr gedeckt werden. Die täglich gelieferten Milchmengen wurden schnell geringer, wie Abbildung 11 verdeutlicht.

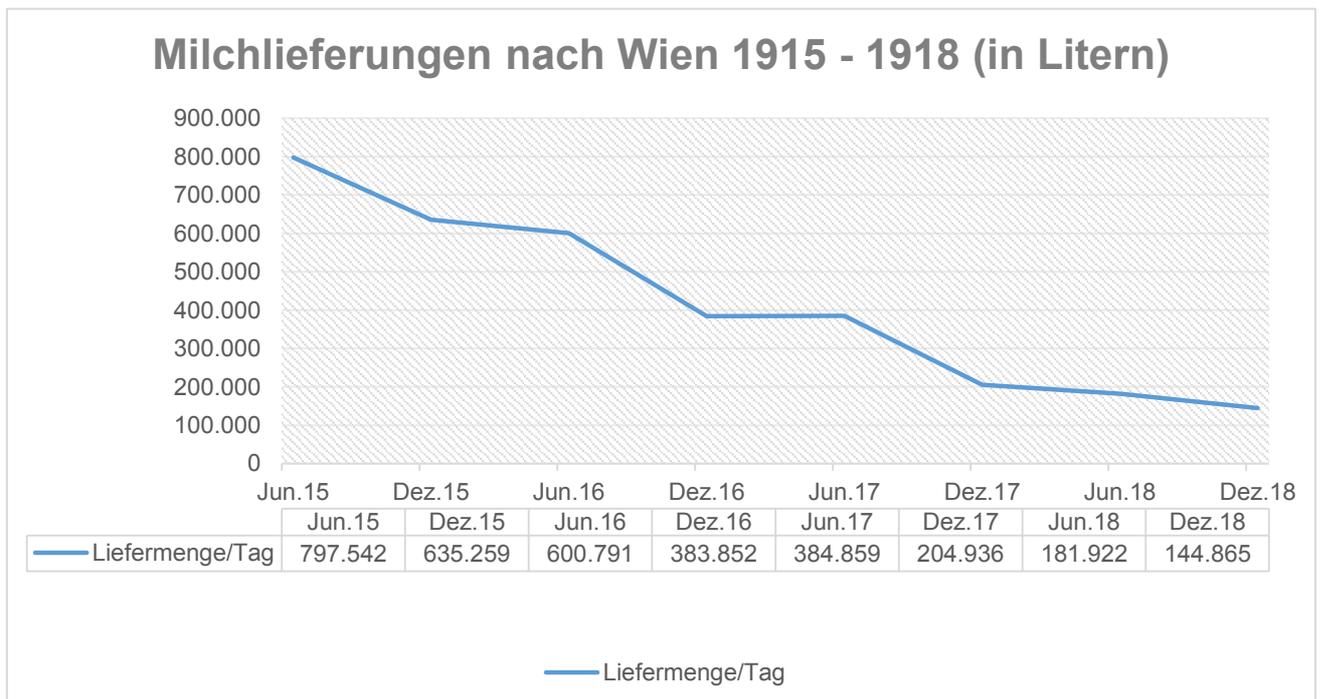


Abbildung 11: Milchlieferungen nach Wien 1915 bis 1918. Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 222.

Dazu kam, dass Wiens Bevölkerung während des Krieges aufgrund der vielen Kriegsflüchtlinge wuchs. Vor Kriegsbeginn stand den WienerInnen ein knapper halber Liter pro Tag zur Verfügung. Im Herbst 1918 waren es nur mehr 70 Milliliter pro Kopf und Tag. In anderen großen Städten des Landes war die Versorgung mit Milch etwas besser, allerdings waren auch sie von einem erheblichen Rückgang der Milchlieferungen betroffen. Die Situation in Linz war vergleichsweise gut, die tägliche Milchlieferung war von 36.173 Litern im Sommer 1914 auf 22.138 Liter im Sommer 1918 gefallen, was einer täglichen Menge von etwa 300 Millilitern pro Kopf entsprach. Die Milchlieferungen an Innsbruck waren von 27.000 1914 auf 9.875 1918 Liter gefallen, täglich standen 180 Milliliter pro Kopf zur Verfügung. Die Einwohner von Graz und Klagenfurt hingegen mussten mit weniger als 100 Millilitern pro Kopf und Tag auskommen³³⁹.

³³⁹ vgl. ebd., 223.

Der Rückgang der Milchlieferungen führte, wie zu erwarten ist, zur Steigerung der Milchpreise. Die Regierung legte daher einen Höchstpreis fest, der damit auch zum Mindestpreis wurde. Dieser war an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientiert, entsprach aber bald nicht mehr den steigenden Kosten der ProduzentInnen, was sich negativ auf die Milchproduktion auswirkte. Die Höchstpreise mussten immer wieder angepasst werden. Die Regierung sah sich gezwungen, ausländische Milchkonserven zu importieren. Diese Konserven, im wesentlichen Kondensmilch und Trockenmilch, stammten aus Deutschland, Holland, Dänemark und der Schweiz³⁴⁰.

Die Käseerzeugung konzentrierte sich in der österreichischen Reichshälfte vor allem auf die Kronländer Salzburg, Tirol und Vorarlberg. Durch die rückläufige Milcherzeugung sank auch die Menge an produziertem Käse. Wegen der regionalen Unterschiede in der Käseerzeugung kam es nicht zu einer allgemeinen Regelung des Käseverkehrs. Molkereiprodukte wurden in den einzelnen Kronländern getrennt geregelt. Demnach mussten Tirol, Vorarlberg und teilweise auch Salzburg und Kärnten bestimmte Mengen Magerkäse und Topfen abliefern. Die Fettkäseerzeugung wurde in diesen Kronländern eingestellt³⁴¹. Die Erzeugung von Hartkäse auf Tiroler und Vorarlberger Almen war traditionell in Männerhand, im Gegensatz zu Weichkäsealmen, die meist von Sennerinnen geführt wurden. Zunächst waren Hirten und Senner vom Militärdienst enthoben, das änderte sich im Spätsommer des Jahres 1915. Frauen auch auf Hartkäsealmen zu beschäftigen, erschien vielen geradezu als Zumutung. Die schwere körperliche Arbeit wurde weiblichem Personal nicht zugetraut. Das k. und k. Kriegsministerium und das k. und k. Ministerium zur Landesverteidigung bewilligten daher in den Jahren 1917 und 1918 eine von Mai bis Anfang September, teilweise bis Ende Oktober befristete Enthebung des Almpersonals vom Militärdienst³⁴².

Der in Cisleithanien erzeugte Käse wurde nicht zur Deckung des Bedarfs der Zivilbevölkerung verwendet, er kam fast ausschließlich der Versorgung des Militärs zugute. Der Käse für die Zivilbevölkerung stammte aus der Schweiz (Emmentaler-, Schachtel- und Kräuterkäse), aus Holland (Edamer- und Goudakäse), aus Polen, der Ukraine, Serbien, Dänemark und Deutschland. Die importierte Menge deckte den Bedarf bei weitem nicht und so wurde ab dem Frühjahr 1918 Käse nur mehr an Heil- und Wohlfahrtsanstalten, das westböhmische Wirtschaftsgebiet, Dalmatien und besonders wichtige Kriegsindustrien abgegeben³⁴³.

4.6.2 Alternativen zu Kuhmilch- und Frischmilch

Die Regelung des Milchverkehrs betraf ausschließlich Kuhmilch und aus Kuhmilch hergestellte Molkereiprodukte. Ziegenmilch hingegen unterlag keiner Ablieferungspflicht, besonders in ländlichen Gebieten, aber sogar in Städten nahm daher die Ziegenhaltung zu³⁴⁴. Die damit erwirtschafteten Mengen waren aber zu klein, um gegen den Milchmangel wirksam zu sein. Auch die Versuche, aus pflanzlichem Eiweiß künstliche Milch zu erzeugen verliefen wenig erfolgreich³⁴⁵. Das Gastgewerbe griff auf pflanzliche Milchalternativen wie Mandelmilch zurück. Dr. Moritz Mansfeld, Direktor der Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genussmittel des Apothekervereins, äußerte jedoch Bedenken. Nach dem Grundsatz, ein Produkt könne nur durch ein wesensgleiches Produkt ersetzt werden, merkte er in der

³⁴⁰ vgl. ebd., 223 f.

³⁴¹ vgl. ebd., 224.

³⁴² vgl. Barth-Scalmani und Margesin 2014, 299 ff.

³⁴³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 224 f.

³⁴⁴ vgl. ebd., 223.

³⁴⁵ vgl. ebd., 220.

Drogisten Zeitung an, dass die Milch nicht durch andere Produkte ersetzt werden könne. Die Ankündigung der Kaffeehäuser, Mandelmilch auszuschenken sah er kritisch: „Nach unseren Erkundigungen handelt es sich da um Mandelmilch, die aus einer Apotheke geliefert wurde, deren Menge aber weitaus nicht hinreichte, um den Bedarf zu decken. In Wirklichkeit diente die Ankündigung nur als Deckmantel, um ungestört gewöhnliche Kuhmilch auszuschänken [sic].“³⁴⁶

So blieb den Menschen nur, auf die haltbar gemachte Kuhmilch aus dem Ausland zurückzugreifen. Mansfeld sprach sich für den Konsum von Trocken- und Kondensmilch aus, warnte aber vor betrügerischen Aktivitäten. Sowohl Kondens- als auch Trockenmilch müssten aus Vollmilch hergestellt werden, sollten sie aus Magermilch hergestellt worden sein, müsse das auf der Verpackung angemerkt werden, so Mansfeld. Er kritisierte, dass diese Regelung oftmals nicht eingehalten würde und Produkte aus Magermilch nicht entsprechend gekennzeichnet seien. Die auf den Verpackungen angegebene Verdünnung mit Wasser sei zudem viel zu hoch bemessen. Statt der vier- bis fünffachen Menge Wasser zur Verdünnung von Kondensmilch, wie sie angegeben sei, solle Kondensmilch mit maximal der zweieinhalbfachen Menge Wasser verdünnt werden. Die Verpackungen versprächen also eine weit höhere Ergiebigkeit, als das Produkt einzuhalten im Stande sei. Derart verwässerte Milch werde in Milchgeschäften als herkömmliche Milch verkauft. Mansfeld warnt des Weiteren vor verdorbenen Produkten, wobei Trockenmilch bei richtiger Lagerung bis zu sechs Monate haltbar sei, Kondensmilch bei falscher Sterilisierung bereits in der Dose verderben könne. Den Preis für Milchdauerwaren befand Mansfeld grundsätzlich für zu hoch³⁴⁷. In diese Kerbe schlägt auch ein Artikel der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* aus dem Jahr 1917. Der Redakteur/die Redakteurin berichtet von einem Vortrag einer Wissenschaftlerin des Chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Dresden. Wie Mansfeld stellt auch sie fest, dass der Preis für Trockenmilch meist viel zu hoch sei. Gegen das Lebensmittelgesetz würden aber nur völlig fettfreie Produkte verstoßen. Sie warnt darüber hinaus vor Ersatzmitteln für andere Molkereiprodukte. Sogar mit Leim gemischter Zucker sei als Schlagobersersatz verkauft worden. Viel Schwindel werde auch mit Käseersatzprodukten getrieben³⁴⁸.

Die Printmedien taten das ihre, um die Trocken- und Kondensmilch bei den Menschen aufzuwerten und unterstützten die Argumentation offizieller Stellen. Die Tages- und Wochenzeitungen argumentierten, dass besonders Trockenmilch gut geeignet sei, um Milch zu sparen und als Streckmittel für vielerlei Speisen dienen könne. Die Leserinnen und Leser der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* wurden durch die Frauenhilfsaktion von Berta Weiskirchner, der Gattin des Wiener Bürgermeisters, schon 1915 dazu aufgefordert, Trockenmilch statt Frischmilch zu verwenden. Zusätzlich wurde ihnen geraten, leere Milchflaschen mit Wasser auszuspülen und dieses dann zum Kochen zu verwenden³⁴⁹. Das regierungstreue *Fremden-Blatt*, eine Zeitung die sich an wohlhabende LeserInnen richtete, empfahl, bei der Zubereitung von Eierspeise das Eiweiß zu sparen und stattdessen dem Eigelb einen Löffel Trockenmilch mit ebenso viel Wasser beizumengen. So bleibe Geschmack und Nährwert der Eierspeise unverändert und das Eiweiß könne für andere Zwecke verwendet werden. Bei der Zubereitung von Püree solle statt der Frischmilch Trockenmilch verwendet werden. Die Trockenmilch sollte ohne Wasser über die Erdäpfel gestreut werden, da das Püree

³⁴⁶ Drogisten Zeitung 20.3.1917, 10.

³⁴⁷ vgl. ebd.

³⁴⁸ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

³⁴⁹ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915, 23.

ansonsten zu flüssig werde. In demselben Artikel findet sich auch ein Rezept zur Herstellung von Rahmersatz. Dazu verrühre man Trockenmilch mit Mehl, Wasser und ein paar Tropfen Essig, bis eine glatte Masse entstehe³⁵⁰.

Wichtiger als für die Wohlhabenden waren Milch und ihre Ersatzprodukte für Arme. Die Mehrzahl der Artikel des Analysekorpus, die sich mit Milch beschäftigen, stammt aus sozialdemokratischen Zeitungen, deren Zielgruppe ArbeiterInnen waren. Das verwundert nicht, denn Milch war, noch vor Brot, das wichtigste Nahrungsmittel, wie die Angaben des „Statistischen Handbuchs für die Republik Österreich“ für eine durchschnittliche Wiener Arbeiterfamilie im Jahr 1914 belegen³⁵¹. Wie bereits erwähnt, lag der durchschnittliche Milchverbrauch in der österreichischen Reichshälfte vor Kriegsbeginn bei etwa einem halben Liter pro Kopf und Tag. Der Preis für einen Liter Milch stieg während des Krieges von 0.30 Kronen 1914 auf 0.80 Kronen 1918, wobei Milch in den Jahren 1917 und 1918 vor allem in den Städten nur selten erhältlich war. Auf dem Schwarzmarkt hingegen konnte selbst 1918 noch Frischmilch erstanden werden, allerdings zu einem Preis von sechs Kronen pro Liter im Jahr 1918³⁵².

Am bedrohlichsten war der Milchmangel wohl für Frauen mit Säuglingen oder kleinen Kindern. Im Jahr 1915 schilderte ein Kinderarzt, der sich als Leiter von vier Wiener Beratungsstellen für Mütter vorstellt, in der *Arbeiter-Zeitung* die Situation stillender Mütter:

Schon die Säuglingsernährung stößt heute auf große Schwierigkeiten. In den vier Beratungsstellen, die ich leite, kann ich von den Müttern oft hören, daß sie ihr Kind nicht weiter stillen können, weil sie nicht imstande sind, sich genügend kräftig zu nähren. Setzen sie aber das Kind ab, dann stehen sie wieder vor der schwierigen Frage, nicht nur wie das Geld für die Milch aufbringen, sondern wie sie sich überhaupt auch für das Geld die Milch verschaffen sollen. [...] Bei den heutigen Milchpreisen und der großen Milchknappheit legt jetzt die Beschaffung der Säuglingsnahrung den Proletariern ungeheure Opfer auf.³⁵³

Der Arzt Heinrich Keller gibt der Leserschaft im weiteren Verlauf des Artikels Ratschläge, wie der Kalorienbedarf von Kindern zwischen null und sechs Jahren gedeckt werden könne. Dabei betont er immer wieder, wie wichtig die Milch für die gesunde Entwicklung von Heranwachsenden sei. Ab dem Alter von ca. einem Jahr empfiehlt er das Zufüttern von Suppe und Gemüse, davor dürfe aber aus Spargründen nicht auf die Milch verzichtet werden, „bis zum achten Monat soll die Nahrung ausschließlich aus Milch, zwei Drittelliter auf einen Liter mit Wasser verdünnt und mit Zucker gesüßt, bestehen.“³⁵⁴ Die Milch solle für Kinder bis zum sechsten Lebensjahr das Hauptnahrungsmittel bleiben. „Die Idee, schon dem Kinde, das das zweite Jahr überschritten hat, nur einen Viertelliter Milch täglich zuzugestehen, muß daher vom Standpunkt der Gesundheitspflege des Kindes als eine Gefährdung der Gesundheit und der Entwicklung unserer Kinder bezeichnet werden.“, kritisiert Keller die für Kleinkinder festgesetzte Milchquote. In dringlichem Tonfall fordert er die Regierung auf, zu handeln. Sie solle nach dem Beispiel Berlins die Versorgung der Kinder mit ausreichend billiger Milch gewährleisten. Sollte tatsächlich keine Frischmilch mehr verfügbar sein, woran er Zweifel hegt, müsse die Regierung ihr Augenmerk auf die Kondens- und Trockenmilch legen und dafür

³⁵⁰ vgl. Fremden-Blatt 8.3.1917, 9.

³⁵¹ vgl. Hautmann 1978, 674.

³⁵² vgl. ebd., 672.

³⁵³ Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

³⁵⁴ ebd.

sorgen, dass deren Preis nicht noch weiter steige. Er äußert den Verdacht, dass auch im Bereich der Dauermilchprodukte Profitgier eine wesentliche Rolle spiele. Mehrfach warnt er die Regierung vor den Folgen der Mangelernährung des „nächsten Geschlechts“: „In seinem ureigensten Interesse muß der Staat so schnell als möglich eingreifen. Das wäre kein tüchtiger Förster, der, während im Walde geholt wird, die Baumschule verdorren ließe.“³⁵⁵

In einem anderen Artikel der *Arbeiter-Zeitung*, wird wenige Wochen später ebenfalls die Bedeutung der Milch für den Proletarierhaushalt erkennbar. Der Journalist Max Winter schildert darin einen Besuch zweier Proletarierfamilien gemeinsam mit einem befreundeten Arzt. Der tägliche Milchbedarf einer achtköpfigen Familie sei zumindest zwei Liter. Die Milch werde gemeinsam mit dem Kaffee getrunken, der, wie in Kapitel 4.2 geschildert, eine Art Hauptnahrungsmittel der ArbeiterInnen darstellte. Das Mittagessen der ältesten Tochter bestünde aus einem halben Liter Milch, den sie in die Arbeit mitnehme. Die zweite Familie könne sich die Milch überhaupt nur mehr zum Kaffee leisten³⁵⁶. Im Juli des Jahres 1918, das zeigt ein weiterer Artikel der *Arbeiter-Zeitung*, war Milch für Mitglieder einer Arbeiterfamilie, die keine Milchkarte besaßen, unerreichbar geworden. Der Kriegskaffee werde nun weder mit Zucker noch mit Milch „verfälscht“, bemerkt der Redakteur/die Redakteurin sarkastisch. Der Artikel schildert den Besuch bei einer Proletarierfamilie. Der Kleinste, ein zweijähriger Bub, sei am schlimmsten dran, er zeige „alle körperlichen Merkmale des Kriegsgeborenen“. Sein Frühstück bestehe, da er keinen schwarzen Kriegskaffee trinken wolle, aus Kindermilch. Diese sei in den Geschäften nicht vor neun Uhr morgens und meist in saurem Zustand zu kaufen. Die Mutter verwende sie dennoch, sie bereite ihm eine Milchsuppe daraus. Bitter bemerkt der Autor:

Wer aus der höheren offiziellen Welt dazu käme, es [das Frühstück durchschnittlicher Proletarierfamilien; Anm. d. A.] mit eigenen Augen zu beobachten, der würde sich zweifellos gedrängt fühlen, das bekannte Lied von der Opferwilligkeit der Massen zu singen und es um so wohlklingender vorzutragen, je reichlicher und besser er selbst gefrühstückt hat.³⁵⁷

Mangel und gerechte Verteilung stehen auch bei der Milch im Zentrum des Diskurses. Und abermals werden in Printmedienartikeln nicht nur die Regierung und die zuständigen Behörden den betroffenen Menschen gegenübergestellt, unterschiedliche Bevölkerungsgruppen werden als Konkurrenten um das mangelnde Gut gesehen. Nicht nur die Blockade der Entente-Mächte oder die ausbleibenden Lieferungen Ungarns werden als feindliche Akte angesehen. Neben Feinden im Inneren der Gesellschaft wird auch die Unfähigkeit der Regierung thematisiert. Wie bereits im Diskurs um die Verteilung des Fettes stehen einander die LandwirtInnen, die urbane Oberschicht und die Arbeiterschaft gegenüber. Sozialdemokratische Blätter wissen von der Hartherzigkeit der Milchbauern zu berichten. Ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Arbeiterwille* empört sich 1917 über den neuen Milchpreis, der den Milchbauern und –bäuerinnen ab Stall gezahlt werde, er schreibt: „Ein Kenner der Verhältnisse, der schon jahrelang inmitten der Bauernbevölkerung lebt, kann versichern, daß deswegen gar nicht mehr Milch geliefert wird. Ohne wirklichen Zwang, ohne das baldigste Verbot des wucherischen Schleichhandels mit Butter wird in der Milchversorgung keine Besserung eintreten.“³⁵⁸ Die wohlhabenderen Bauern würden nicht

³⁵⁵ ebd.

³⁵⁶ vgl. *Arbeiter-Zeitung* 10.6.1915, 7.

³⁵⁷ vgl. *Arbeiter-Zeitung* 28.7.1918, 6.

³⁵⁸ *Arbeiterwille* 24.4.1917, 4.

einmal ihren eigenen Gemeinden Milch abgeben, sie seien von „solch beispielloser Rücksichtslosigkeit“, dass sie sogar noch Milch zukaufen würden „um den Rahm zu verbuttern und die Milch an ihre Schweine zu verfüttern“, ist der Redakteur/die Redakteurin überzeugt. Die Butter werde dann an wohlhabende Kunden in der Stadt verkauft, „für die die Preisfrage keine Rolle spielt“. Der Not der arbeitenden Städter stünden die Bauern „hart und gefühllos“ gegenüber³⁵⁹.

Von einem regelrechten „Schmaus“ berichtete ein Redakteur/eine Redakteurin der deutschfreiheitlichen Zeitung *Vorarlberger Volksfreund* empört: „In Bezau war am schmutzigen Donnerstag³⁶⁰ im Adler in Ellbogen ein großangelegter „Schmaus“ mit Backrollen³⁶¹, Küchle und Schlagrahm in Massen, wo leider nur bevorzugte Gäste eingeladen waren. Ein schwätziges Maul verriet dies; dieser so zeitgemäße! Schmaus dürfte noch ein gerichtliches Nachspiel haben.“³⁶² Erneut wird also das von Healy beschriebene Auseinanderbrechen der Gesellschaft deutlich³⁶³.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die zu Kriegsbeginn von Milchzufuhren aus Ungarn und dem Zollaussland unabhängigen Ballungsräume bereits ab dem ersten Kriegsjahr von akutem Milchmangel betroffen waren. Die Milchproduktion wurde durch den zunehmenden Futtermangel, die Schlachtung von Milchkühen durch die Militärverwaltung und den gestiegenen Milchkonsum im ländlichen Raum, wo Milch andere Lebensmittel ersetzte, erschwert. Die Milch-Regelungen der Regierung reichten von einem Schlagobers- und Rahmverbot bis zum Verbot der Verfütterung von Milch an Kälber. Milchkarten wurden nur besonders bedürftigen Gruppen wie Kindern, stillenden Frauen und Kranken zugestanden. Die darauf festgelegten Mengen konnten allerdings häufig nicht erfüllt werden. Die Regierung ging zum Import von Milchkonserven wie Kondens- und Trockenmilch über. Diese Ersatzprodukte für Frischmilch wurden von den Printmedien aufwertend behandelt und ihre Verwendung ausdrücklich empfohlen. Insbesondere Trockenmilch sei gut geeignet, um Milch zu sparen und eine Vielzahl an Speisen zu strecken. Die Bedeutung der Milch als Hauptnahrungsmittel für ArbeiterInnen und Kinder kommt in den Printmedien deutlich zum Ausdruck. Einkommensschwache Familien mit vielen Kindern waren daher besonders vom Milchmangel betroffen – ein Umstand, den vor allem die *Arbeiter-Zeitung* anprangerte. Menschen unterschiedlicher sozialer Milieus wurden von Zeitungen zunehmend als Konkurrenten um das knappe Gut Milch dargestellt.

4.7 Zucker

Der Krieg hatte drastische Folgen für die österreichische Zuckerindustrie. Als weltweit wichtige Exporteure waren sich die Mittelmächte sicher, dass die Blockade der Entente, was den Zucker betraf, wirkungslos bleiben würde. Sie sollten eines Besseren belehrt werden.

Seit dem 19. Jahrhundert wurde in der Habsburgermonarchie Rübenzucker produziert, Boden und Klima waren dafür geeignet. Der Zucker, der als Luxusprodukt im 15. Jahrhundert aus dem

³⁵⁹ vgl. ebd.

³⁶⁰ Unter ‚Schmutziger Donnerstag‘ wird der letzte Donnerstag vor Beginn der Fastenzeit verstanden. Das Wort „Schmutz“ stammt aus den alemannischen Dialekten und bedeutet „Fett“. Es war der letzte Tag vor Beginn der Fastenzeit an dem geschlachtet werden durfte, dies wurde meist ausgiebig gefeiert (vgl. Südbaden, Alemannischer Kulturraum, Länder, Regionen 2002 [online]).

³⁶¹ Backrollen werden in anderen Teilen des deutschsprachigen Raums Schaumrollen genannt.

³⁶² *Vorarlberger Volksfreund* 21.2.1918, 4.

³⁶³ vgl. Healy 2004, 4.

indisch-arabischen Raum³⁶⁴ zu Europas Adeligen gebracht wurde, hatte bis ins 19. Jahrhundert an Exklusivität verloren. Der Anbau von Zuckerrüben ließ den Preis verfallen und machte Zucker auch für die breite Bevölkerung leistbar. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs war er zu einem Massenkonsumgut geworden, dessen Verbrauch immer weiter stieg³⁶⁵. Die anspruchsvolle Zuckerrübe, die reichlicher Nährstoffe und eines tiefgründigen Bodens bedarf, wuchs besonders in Böhmen gut. Zusätzliche kleinere Anbaugelände lagen in Mähren, Schlesien und Niederösterreich. Dementsprechend befand sich auch ein Großteil der Rübenzuckerfabriken, 116 der insgesamt 178, auf böhmischem Boden. In Niederösterreich befanden sich lediglich vier. Mit einer Durchschnittsmenge von 68,4 Millionen Meterzentnern³⁶⁶ Rüben, gerechnet über die letzten fünf Jahre vor Kriegsbeginn, war die österreichische Reichshälfte ein wichtiger europäischer Zuckerexporteur. 51 Prozent des hier erzeugten Zuckers wurden ins Ausland exportiert. Die größten Abnehmer waren Großbritannien, die Schweiz, die Türkei und Griechenland. Der Zuckerverbrauch im Inland war aufgrund der Zuckersteuer relativ gering, stieg aber durch die Bevölkerungszunahme bis zum Ersten Weltkrieg an. Die Alpenländer, Wien und Böhmen hatten den höchsten Pro-Kopf-Verbrauch aller Kronländer. Neben dem direkten Konsum wurde Zucker von Zuckerwarenfabriken und den vergleichsweise unbedeutenden Obstkonserven- und Marmeladenfabriken benötigt. Marmelade und Obstkonserven waren zu Friedenszeiten nicht sehr verbreitet, ihre Zeit sollte erst während des Krieges kommen, mehr dazu später³⁶⁷.

In den ersten Kriegsjahren sah es noch ganz danach aus, als hätte Österreich keinen Zuckermangel zu befürchten. Die Ernte des Betriebsjahres 1914/15 war befriedigend ausgefallen, die Rohzuckerproduktion konnte trotz der Ausfälle in den galizischen und bukowinischen Kampfgebieten im Vergleich zu den Vorkriegsjahren gesteigert werden. Um dieses Mehr an Zucker unterbringen zu können, wurden Notlager errichtet. Allgemein war man der Ansicht, dass selbst wenn in Österreich zwei Jahre lang keine Zuckerrüben mehr angebaut würden, der Vorrat für die Versorgung der Menschen reichen würde. Die Zuckerindustrie machte sich vor allem Sorgen, wie die gigantische Zuckermenge, die nun nicht mehr nach Großbritannien exportiert werden konnte, gelagert und wie die Produktion trotz geringerer Einnahmen aufrechterhalten werden sollte. Die Lagerbestände an Zucker wurden daher eingesetzt, um Lücken in Bereichen zu schließen, in denen ein Mangel an Rohstoffen herrschte. Die steuerfreie Verwendung von Zucker zur Tierfütterung wurde gefördert, die Verarbeitung von Zucker durch gewerbliche Spiritusfabriken und Brauereien bewilligt und auch zur Bienenfütterung wurde Zucker eingesetzt³⁶⁸.

Das Überangebot an Zucker führte dazu, dass der Zuckerrübenanbau zurückging. Die Regierung unterstützte das, indem sie mit einer Ministerialverordnung vom 12. Februar 1915 all jene Grundbesitzer und Pächter, die sich verpflichtet hatten, Zuckerrüben auf ihrem Grund anzubauen, für das Jahr 1915 von dieser Pflicht teilweise befreite. Die für den Rübenanbau verwendete Fläche durfte um 30 Prozent verringert werden. In der Bemühung, den Rübenanbau einzuschränken und stattdessen andere Feldfrüchte anzubauen, übersah man, dass verschiedene Industrien von Nebenprodukten der Zuckerrübenproduktion profitierten. Rübenblätter, Rübenschnitte und Melasse wurden als Futtermittel verwendet, die Melasse

³⁶⁴ Der zu dieser Zeit nach Europa importierte Zucker stammte aus Zuckerrohr.

³⁶⁵ vgl. Sandgruber 1986, 175 ff.

³⁶⁶ Ein Meterzentner entspricht 100 Tonnen.

³⁶⁷ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 16.

³⁶⁸ vgl. ebd., 229 f.

war auch für die Spiritus- und Presshefeindustrie ein wichtiger Rohstoff und Rüben waren die Vorfrucht zu Getreide in der Fruchtfolge. Die Fortführung des bisherigen Rübenanbaus wurde von der Regierung als unwirtschaftlich kritisiert. Zudem hatten die LandwirtInnen aufgrund des Arbeitskräftemangels, der Knappheit an Kunstdünger und des Bedarfs an anderen Feldfrüchten ohnehin die Tendenz, den Zuckerrübenbau einzuschränken. Die Folge der Maßnahmen der Regierung und der Tendenz der LandwirtInnen war eine drastische Verringerung der Anbaufläche im Verlauf des Krieges³⁶⁹.

4.7.1 Die Regelung der Zuckerversorgung

Der Preis für Zucker stieg in den ersten Kriegsmonaten trotz des Überangebots. Das lag daran, dass die Nachfrage nach Rohzucker von Seiten der Raffinerien gestiegen war. Sie versuchten, solange dies noch möglich war,³⁷⁰ zu höheren Preisen ins Ausland zu verkaufen, was den Zucker auch für die inländischen KonsumentInnen teurer werden ließ. Der Preisanstieg beunruhigte die Menschen und führte zu Hamsterkäufen. Die Regierung reagierte mit der Stabilisierung des Zuckerpreises. Sie vereinbarte im Februar 1915 mit dem Zuckerkartell ein Kontingent Zucker für den Inlandsbedarf bis zur nächsten Ernte für 79 Kronen pro 100 Kilogramm Zucker abzugeben. Zur Überraschung der Regierung war die festgelegte Menge aufgrund des gestiegenen Verbrauchs schon Ende Juni 1915 ausverkauft. Das Zuckerkartell forderte daraufhin die Anhebung des Zuckerpreises. Zur Beruhigung der Menschen, die immer noch Vorräte anlegten, beschloss die Regierung, den Preis längerfristig zu regeln. Der Zuckerpreis wurde im Jahresabstand neu ermittelt. Die Höchstpreise wurden sowohl von der Öffentlichkeit, die sie zu hoch fand, als auch von Landwirtschaft und Industrie, denen sie zu niedrig waren, kritisiert³⁷¹. Gleichzeitig mit der Preisregelung wurde eine Zuckerzentrale mit Sitz in Wien installiert, deren Aufgabe die Regelung des Zuckerverkehrs war. Sie verfügte über sämtlichen ‚gesperrten‘ Zucker, der der freien Verfügung entzogen wurde und musste den gesamten Bedarf der Bevölkerung und der Heeresverwaltung decken, zudem regelte sie die Zuckerproduktion³⁷².

Im Laufe des zweiten Kriegsjahres wurde immer deutlicher, dass die Maßnahmen der Regierung, die Anbauflächen von Zuckerrüben einzuschränken und Zucker neuen Verwendungsmöglichkeiten zuzuführen, Fehlentscheidungen gewesen waren. Von nun an strebte man eine möglichst große Erzeugung bei gleichzeitig eingeschränktem Verbrauch an, um den Mindestbedarf einigermaßen decken zu können. Die Regierung passte den Rübenbeziehungswise Zuckerpreis an die gestiegenen Produktionskosten an, doch die Bevölkerung forderte heimischen Zucker zu einem günstigen Preis. Sie vermutete hinter jeder Preissteigerung eine Bereicherung der Erzeuger. Den Rübenbauern und –bäuerinnen hingegen fehlte der Anreiz, sie verdienten sogar weniger als ihre ungarischen KollegInnen. Die Zuckerrübenproduktion ging zwischen dem Betriebsjahr 1914/15 und 1917/18 um ein Drittel zurück, am stärksten zwischen 1914/15 und 1915/16. Dazu kamen, wie in der gesamten Landwirtschaft, aus vielen Gründen sinkende Hektarerträge. Durch den Militärdienst herrschte ein Arbeitskräftemangel, der auch durch die Arbeit von Kriegsgefangenen und Beurlaubungen vom Militärdienst nicht ausgeglichen werden konnte. Dadurch konnte der Boden, der für die Zuckerrüben essenziell ist, nicht entsprechend bearbeitet werden. Die

³⁶⁹ vgl. ebd., 230 f.

³⁷⁰ Ein Ausfuhrverbot für Zucker wurde erst Anfang 1915 erlassen. Danach gelangte mit speziellen Bewilligungen immer noch Zucker ins Ausland (vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 245.).

³⁷¹ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 232 ff.

³⁷² vgl. ebd., 235.

Rübenproduktion ist zudem von ausreichend Dünger abhängig, Österreich war jedoch von der Zufuhr von Chilesalpeter und Superphosphat abgeschnitten. Stalldünger war aufgrund der zurückgegangenen Viehhaltung nicht ausreichend vorhanden. Um den Rübenverkehr einheitlich und besser steuerbar zu machen, erließ die Regierung im Jahr 1916 weitere Maßnahmen, die einen Mindestpreis festsetzten und auch den Verkehr mit Nebenprodukten wie Samen und Melasse regelten. Damit der Rübenanbau nicht mit dem Anbau von Zichorien und Futterrüben konkurrierte, wurden auch für diese Feldfrüchte Preis- und Verkehrsregelungen erlassen. Der Rübenpreis stieg aufgrund der vielfältigen Anbau-Probleme von ca. zwei Kronen pro 100 Kilogramm 1914/15 auf den amtlich festgesetzten Preis von 12 Kronen 1918/19. Doch selbst in Jahren, in denen die Rübenproduktion befriedigender war, konnte die Zuckerproduktion nicht gesteigert werden. Die Industrie litt, wie die gesamte Wirtschaft, an Kohlemangel. Ab dem Betriebsjahr 1916/17 kam es dadurch zur Störung der Zuckerproduktion³⁷³.

Nach den Entwicklungen im Betriebsjahr 1915/16 stand fest, dass Maßnahmen zur Einschränkung des Zuckerverbrauchs notwendig waren. Zunächst wurden die Maßnahmen zur steuerfreien Verarbeitung von Zucker rückgängig gemacht, die Verwendung von Zucker in Bierbrauereien und Spiritusbrennereien wurde eingeschränkt und schließlich verboten. Die Pressehefeindustrie, die ein wichtiges Produkt für die Broterzeugung lieferte und die Kaffeesurrogatindustrie, insbesondere da sie den offiziellen Kriegskaffee produzierte, wurden weiterhin mit Zucker beliefert. Die Belieferung der Heeresverwaltung und der Futtermittelzentrale mit Zucker zu Fütterungszwecken wurde stark eingeschränkt. Andererseits musste die Heeresverwaltung mit mehr Zucker zur Glycerinherstellung beliefert werden. Um Fett zu sparen, wurde mit Hilfe des ‚Fermentolverfahrens‘ Zucker zu Sprengstoff verarbeitet. Ab dem 4. März 1916 wurde schließlich auch der unmittelbare Verbrauch durch die KonsumentInnen geregelt, Zuckerkarten und Bezugsscheine wurden ausgegeben. Die Berechnung des Bedarfs pro Kopf war ob der großen regionalen Unterschiede innerhalb Cisleithaniens problematisch. Die Kopfquote wurde schlussendlich in ganz Cisleithanien auf maximal einviertel Kilogramm raffinierten Zucker pro Woche festgelegt. Das lag deutlich über dem tatsächlichen Zuckerverbrauch einiger Kronländer und ließ den Verbrauch dieser Länder ansteigen. In Ländern, die bisher einen hohen Verbrauch hatten, wurde dieser etwas gedrosselt. Insgesamt schränkten die Zuckerkarten den Verbrauch in den ersten Monaten nach ihrer Einführung nicht ein, sondern erhöhten ihn³⁷⁴.

Im Februar 1917 wurde die Zuckermenge daher in Städten, die traditionell mehr Zucker verbrauchten, auf ein Kilogramm pro Woche und in ländlichen Gebieten auf ein Dreiviertelkilo reduziert. Im Oktober desselben Jahres musste die Zuckermenge erneut herabgesetzt werden. Der städtischen Bevölkerung stand nun ein Dreiviertelkilo, der ländlichen Bevölkerung ein halbes Kilogramm zu. Gastgewerbe und Industrie erhielten den benötigten Zucker über Bezugsscheine³⁷⁵. Ihr Verbrauch wurde zudem ab März 1917 durch Verordnungen eingeschränkt. Zucker zur Herstellung bestimmter Produkte, wie Limonaden, Fruchtsäfte, Punschessenzen, Liköre und Kosmetikartikel, wurde verboten. Gaststätten durften Zucker nicht mehr zur freien Entnahme bereitstellen, Zuckerstreuer wurden verboten. Auch zum Süßen von Getränken durften sie keinen Zucker mehr verwenden. Wollten Gäste dennoch

³⁷³ vgl. ebd., 236 ff.

³⁷⁴ vgl. ebd., 239 f.

³⁷⁵ vgl. ebd., 240 f.

extra gesüßte Getränke oder Speisen, war es ihnen erlaubt, eigenen Zucker mitzunehmen³⁷⁶. Im Gastgewerbe griff man auf künstliche Süßungsmittel wie Saccharin zurück. Auch für Kunsthonig, Zuckerwaren und Zuckersirup wurden Höchstpreise erlassen. Die Marmeladenhersteller wurden zudem verpflichtet, einen Teil ihrer Ware billiger zu produzieren. Diese billigere ‚Kommerz‘- Ware sollte den Armen als Ersatz für Fett als Brotaufstrich dienen³⁷⁷.

4.7.2 Süßer Fettersatz und künstlicher Zuckerersatz

Die Erzeugung von Marmelade, die als Fettersatz im Krieg stark an Bedeutung gewonnen hatte, wurde ab September 1917 im RGBl. Nr. 368 durch Erlässe geregelt. Unter anderem wurden drei Sorten Marmelade festgelegt: Sorte I waren Marmeladen, die nur aus einer Obstsorte hergestellt wurden. Diese Sorte musste zu mindestens 70 Prozent aus einer Obstsorte bestehen. Gestreckt werden durfte sie mit Äpfeln, Stachelbeeren oder Quitten. Produkte der Sorte II waren Apfel- oder Zwetschkenmarmeladen oder Mischungen aus unterschiedlichen Obstsorten. Für Sorte III, die sogenannten Dreiermarmeladen, durfte Obst mit Obstrückständen gemischt werden, die Marmelade nur aus Obstrückständen produziert werden oder Obst beziehungsweise Obstrückstände mit Gemüse, meist Rüben, gestreckt werden³⁷⁸. Marmelade ersetzte nicht nur Fett als Brotaufstrich, sie diente auch der Konservierung des Obstes³⁷⁹. Durch die plötzliche Beliebtheit der Marmelade erwarteten sich Erzeuger große Gewinne, was dazu führte, dass bis zum Frühjahr 1918 ungefähr 200 neue Marmeladen- und Obstkonservenfabriken gegründet wurden. Auf diesem Weg gingen allerdings beträchtliche Mengen an Obst und Zucker für die Ernährung der Menschen verloren, denn die wenigsten neuen Betriebe hatten Erfahrung bei der gewerblichen Herstellung von Marmelade, ihnen fehlte die Fachkenntnis. Ihre Produkte waren oft angebrannt, hatten einen unangenehmen Geschmack, waren zu dünn, verschimmelten oder vergoren schnell. Das Obst wurde häufig nicht vorbehandelt oder auch nur gewaschen. In den Marmeladen fanden sich daher Kerngehäuse, Stiele und Sand. Produkte, die mit Rüben oder Kürbis gestreckt waren, wurden oft nicht entsprechend gekennzeichnet und zu teuer verkauft³⁸⁰.

Auch Honig diente als süßer Fettersatz, wobei aus finanziellen Gründen oft auf Kunsthonig zurückgegriffen werden musste³⁸¹. Kunsthonigprodukte mussten nach der Ersatzlebensmittelverordnung von 1918 mit dem Wort „Kunsthonig“ gekennzeichnet sein. Das Wort „Honig“ durfte in keiner anderen Kombination auf der Packung vorkommen, gleiches galt für das Wort „Biene“. Abbildungen von Bienen, Waben oder ähnlichem wurden als Irreführung gewertet und waren ebenfalls verboten³⁸². Die Süße des Honigs wurde mithilfe von Rohr-, Rüben-, Stärke-, Trauben- oder Invertzucker nachgeahmt, der Zucker wurde dann mit verschiedenen Aromen versehen. Kunsthonigprodukte kamen zum Großteil als dem Honig optisch und haptisch ähnliche Produkte auf den Markt, ein kleinerer Teil der Kunsthonigprodukte hatte feste oder pulvrige Konsistenz³⁸³.

³⁷⁶ vgl. Vojir 2014, 256.

³⁷⁷ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 242.

³⁷⁸ vgl. Vojir 2014, 266.

³⁷⁹ vgl. Scherer 1919, Bd. 360, 23.

³⁸⁰ vgl. Vojir 2014, 266.

³⁸¹ vgl. Scherer 1919, Bd. 360, 399.

³⁸² vgl. Vojir 2014, 277.

³⁸³ vgl. Scherer 1919, Bd. 360, 399 f.

Als Ersatz für den weniger werdenden Zucker wurde vor allem Gewerbe und Industrie zur Verwendung von Saccharin geraten. Ab März 1917 wurde es auch für den privaten Konsum zugelassen und ein Staatsmonopol eingeführt³⁸⁴. Saccharin hat so gut wie keinen Nährwert, aus ernährungsphysiologischer Sicht war die Bewerbung von Saccharin als Zuckerersatz daher bedenklich. Trotz all dieser Maßnahmen, von der Rationierung und Einschränkung des Konsums bis zur Bewerbung von Zuckerersatzprodukten, musste der ehemalige Weltmarkt-Exporteur Österreich gegen Kriegsende Zucker aus dem Ausland importieren³⁸⁵. Nach Kriegsende, als das große Reich der Habsburger auf einen Bruchteil seiner Größe zusammengeschrumpft war und sich damit nur noch ein Bruchteil der Zuckerfabriken auf österreichischem Boden befand, geriet die Zuckerindustrie allerdings in eine deutlich größere Krise³⁸⁶.

4.7.3 Zuckerüberfluss und –mangel, Zucker als Ersatz und Zuckerersatz in den Printmedien

Der Überfluss an Zucker und das Bewusstsein, einer der größten Zuckerexporteure zu sein, zeigen sich im österreichischen Ersatzlebensmitteldiskurs deutlich. Das Sparen von Zucker wird im Analysekorpus in den ersten beiden Kriegsjahren nicht thematisiert. Im Gegenteil, Zucker taucht als Ersatz- und Streckmittel in den Ratschlägen zum Sparen im Haushalt, wie sie die Printmedien verbreiteten, auf. Das *Neue Wiener Journal* hatte für sein Publikum im Frühjahr 1915 Tipps zur Verwertung von Obstschalen parat:

Zitronen- und Orangenschalen kann man durch Abreiben der Außenschale mit Zucker zur Herstellung von Zucker mit Zitronen- oder Orangengeschmack verwenden. Diesen aromatisierten Zucker (Aufbewahrung in gut schließenden Gläsern) verwende man zur Hebung des Geschmacks vieler Mehlspeisen. Orangenschalen können auch in Privatküchen durch Kochen in Zuckerlösung zur Herstellung der bekannten Arancini Verwendung finden.³⁸⁷

Der Redakteur/die Redakteurin ging von einem Zielpublikum aus, das aufgrund seiner finanziellen Situation noch keinen gravierenden Lebensmittelmangel verspürte. Zucker scheint die geringste Sorge dieser Haushalte gewesen zu sein. Fett zu sparen hingegen war auch für dieses Publikum bereits ein Thema. Als Ersatz für das Butterbrot rät der Redakteur/die Redakteurin Obstsalzen als Brotaufstrich; verwende man dazu Fallobst, könne an teuren Marmeladen gespart werden. Im *Fremden-Blatt* wurde selbst 1917 noch zum Strecken von Nussfüllung mit Zucker geraten³⁸⁸. Wie bereits im Kapitel 4.6.2 erwähnt, war Zucker zunächst so billig, dass die *Österreichische Illustrierte Zeitung* vor Schlagobersersatz aus Zucker und Leim warnte³⁸⁹.

Auch in Medien, die eine ärmere Leserschaft ansprachen, wurde Zucker als wichtiger Nährstofflieferant in Zeiten gesehen, in denen es an vielen anderen Lebensmitteln bereits mangelte. Der bereits erwähnte Kinderarzt Heinrich Keller empfiehlt in der *Arbeiter-Zeitung* vom 20. April 1915 Säuglingen mit Zucker gesüßte Milch zu geben, um ihren Kalorienbedarf zu decken. Kindern ab dem zweiten Lebensjahr solle man zwei Stück Würfelzucker zum Frühstück geben, um die benötigten Kalorienmenge noch einfacher zu sichern, könnten

³⁸⁴ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 242.

³⁸⁵ vgl. ebd., 246.

³⁸⁶ vgl. Sandgruber 1986, 178.

³⁸⁷ Neues Wiener Journal 9.4.1915, 6.

³⁸⁸ vgl. Fremden-Blatt 8.3.1917, 9.

³⁸⁹ Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

weitere sechs Stück Würfelzucker gegeben werden. Der vorgeschlagene Speiseplan des Kinderarztes sieht eine verhältnismäßig große Menge Mehl, Hülsenfrüchte und andere Kohlenhydrate vor. Sollte das Kind diese Menge nicht bewältigen, rät er zu noch mehr Zucker, der als Ersatz für Brot, Hülsenfrüchte oder Kartoffeln fungiert. Er rät ebenfalls, Obstaufstrich (in diesem Fall Powidl) statt Butter aufs Brot zu streichen³⁹⁰.

Zucker wird auch in einem anderen Artikel der *Arbeiter-Zeitung* als Inbegriff eines Nährstofflieferanten gesehen. Der Journalist Max Winter schildert in einer seiner Sozialreportagen den Ernährungsalltag einer Arbeiterfamilie. Dabei beschreibt er folgende Szene:

Da klagt die Frau plötzlich darüber, daß der fünfjährige Peperl, ein munterer schwarzäugiger Bub, manchmal von ihr mit einem Kopfstückel von der Zuckerdose verjagt werden muß. „Mutter, Zucker, Zucker!“ schreit er. Es ist ihm alles viel zu wenig süß. Der Körper des Jungen verlangt nach der Nahrung, die im Zucker ist; weil ihm die schmale Brotschnitte und das wenige Fett, das seinem Körper zugeführt wird, nicht genug an Nährstoffen geben, begehrt das Kind mehr nach Zucker. Der Mutter dämmert es auf, daß dieses Begehren nach Zucker seine tieferen Ursachen haben muß, aber was soll sie machen, der Zucker ist ja auch nicht um einen Heller billiger geworden [...].³⁹¹

Winter erhebt anschließend den Vorwurf, dass der Zucker, der für den Export nach Großbritannien gedacht war, aus Spekulationsgründen nicht auf den österreichischen Markt gebracht worden wäre. Er argumentiert, dass weder das Zuckerkartell noch die Regierung einen Heller verloren hätten, wenn der Exportzucker zum englischen Preis den ÖsterreicherInnen zur Verfügung gestanden wäre. Der Unterernährung hätten so Schranken gesetzt und der Ausfall anderer Nährstoffe ausgeglichen werden können. Er schließt erbittert: „Es ist nicht geschehen und so muß der kleine Peperl nun schreien: Mutter, Zucker, Zucker! Er lechzt nach dem Nährstoff, erhält ihn aber nicht.“³⁹²

Wie bereits erwähnt wurde Zucker nicht nur direkt konsumiert, er wurde auch in Form von Marmeladen und Kunsthonig als Brotaufstrich verwendet und ersetzte damit das Fett. Kunsthonig erfreute sich während des Krieges wachsender Beliebtheit, war aber auch Ziel einer Vielzahl betrügerischer Aktivitäten und wurde damit in einigen Zeitungsartikeln zum Inbegriff der profitgierigen und unlauteren Ersatzlebensmittelindustrie. Ein Beispiel dafür findet sich im *Grazer Tagblatt* aus dem Herbst 1917. Der Redakteur/die Redakteurin lässt die LeserInnen einen „Blick hinter die Kulissen einer ‚Kriegsnährmittel‘-Fabrik“ werfen. Schon dieser erste Satz drückt das Misstrauen gegenüber der Ersatzlebensmittelindustrie aus, ihre Arbeitsweise wird als geheimnisvoll, als hinter einer Fassade verborgen dargestellt. In dem Artikel wird ein Gerichtsprozess geschildert. Der Angeklagte, Besitzer einer Kunsthonig-Fabrik, habe eine Aufseherin zu Unrecht beschuldigt etwas von dem Pulver entwendet zu haben. Mit dem Auftritt der Zeuginnen wird die Geschichte nebulös:

³⁹⁰ Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

³⁹¹ Arbeiter-Zeitung 10.6.1915, 7.

³⁹² ebd.

Die erste Zeugin gab an, daß die Aufseherin tatsächlich von dem — Zahnpulver geringe Mengen für sich entnommen habe. Auf die erstaunte Frage des Vorsitzenden, wie eine Fabrik für Kunsthonig zu Zahnpulver komme, erwiderte der Geklagte, daß dem in seiner Fabrik hergestellten Pulver "ein Schuß Rosen" zugesetzt werde, worauf es sich vorzüglich zu Zahnpulver eigne und wegen des angenehmen Geruches auch als Riechmittel verwendet werde. Eine zweite Angestellte ergänzte die Aussage der [sic] ersten Zeugin dahin, daß die Klägerin ziemlich große Mengen Puddingpulver an sich genommen habe. Die Anwesenden schauderten: Kunsthonig, Zahnpulver und Puddingpulver auf einmal, das war ein bißchen viel, brrrr.³⁹³

Einige Zeitungen rieten ihren LeserInnen, den Kunsthonig selbst herzustellen, um nicht von den teuren und teilweise dubiosen Kunsthonigprodukten abhängig zu sein und versorgten sie mit Rezepten. Aus Zucker, Wasser, Zitronensaft und Honigaroma aus der Apotheke ließe sich Kunsthonig billig herstellen. „So eignet sich dieser Kunsthonig tatsächlich zum Volksnahrungsmittel, da er einen sehr guten und besonders in Zeiten der Fettknappheit wertvollen Brotaufstrich darstellt.“³⁹⁴

Vom Zucker als Ersatz- und Streckmittel musste im Verlauf des Krieges zur Verwendung von Zuckerersatzprodukten übergegangen werden. An künstlichen Süßstoffen standen nur Saccharin und Sucrol, auch Dulcin genannt, zur Verfügung³⁹⁵. Sucrol, das mittlerweile nicht mehr zugelassen ist³⁹⁶, dürfte allerdings nicht sehr weit verbreitet gewesen sein, es taucht im Untersuchungszeitraum in deutschsprachigen Printmedien lediglich vier Mal auf³⁹⁷. Dabei geht es in zwei der vier Artikel um gesetzliche Bestimmungen künstliche Süßstoffe betreffend. Ein Artikel beschäftigt sich mit Saccharin und erwähnt Sucrol der Vollständigkeit halber und ein Artikel bestätigt: „Während gegenwärtig das Saccharin den Markt völlig beherrscht, hat ein anderer Süßstoff, das Dulcin, trotz seiner hervorragenden Eigenschaften bisher nur einen bescheidenen Platz einnehmen können.“³⁹⁸ Saccharin hingegen wurde ab dem Frühjahr 1917 sowohl von der Industrie als auch von Gastgewerbe und privaten Haushalten verwendet. In Printmedien wird es für seine Süßkraft, die 550 Mal süßer sei als herkömmlicher Zucker, gelobt³⁹⁹. Zuvor war es auch aufgrund gesundheitlicher Bedenken nicht zugelassen worden, diese wurden nun von einer Vielzahl von Zeitungen zerstreut: „Der Vorwurf, daß Saccharin in irgendeiner Menge das Herz schädige, erscheint nicht zutreffend.“, schreibt etwa das (*Neuigkeits*) *Welt Blatt* im April 1917⁴⁰⁰. Obwohl ein Großteil der Tages- und Wochenzeitungen, insbesondere kurz nach der Zulassung des Saccharins, die diesbezügliche staatliche Propaganda unreflektiert übernahm, finden sich auch kritische Stimmen. Nicht nur die Tatsache, dass zu Kriegsbeginn das Saccharin noch als giftig galt und mit eingetretenem Zuckermangel plötzlich nicht mehr giftig zu sein schien, wurde kritisiert⁴⁰¹ auch das Saccharin selbst wurde nicht nur positiv gesehen. Die *Neue Freie Presse* schreibt im September 1917 von der Verschiedenartigkeit des Saccharins je nach Kaffeehaus: „[...] einmal löst es sich an der

³⁹³ Grazer Tagblatt 1.10.1917, 6.

³⁹⁴ Reichspost 31.8.1916, 16.

³⁹⁵ Scherer 1919, Bd. 360, 457 f.

³⁹⁶ vgl. Rechtsinformationssystem (RIS) 1988 [online].

³⁹⁷ Das ergab eine ANNO-Volltextsuche über die gesamte Dauer des Ersten Weltkriegs, ausgenommen sind Fachmedien.

³⁹⁸ Neues Wiener Journal 18.10.1916, 11.

³⁹⁹ siehe zum Beispiel Der Bauernbündler 15.4.1917, 8.

⁴⁰⁰ (*Neuigkeits*) *Welt Blatt* 13.4.1917, 10.

⁴⁰¹ siehe zum Beispiel Reichspost 17.9.1917, 6.

Oberfläche unter interessanter Blasenbildung, das andere Mal sinkt es unbekümmert zu Boden und bleibt dort hart und verstockt liegen. Das Kaffeetrinken ist jetzt derart weniger ein feinschmeckerisches und mehr ein chemisches Vergnügen.“⁴⁰² Doch bereits wenige Wochen nach der Zulassung erschienen die ersten Meldungen, die von einem Saccharinmangel berichteten⁴⁰³.

Mit eintretendem Zuckermangel nahm die Kritik an der Regierung und ihren Behörden ob der mangelhaften Versorgung der Menschen zu. Wie bereits in Kapitel 4.2 erwähnt, wurde unter anderem der Einsatz von Zucker bei der Herstellung des Kriegskaffees kritisiert. Ein Redakteur/eine Redakteurin der Zeitung *Der Tiroler* kritisierte, dass zusätzlich zu getrockneten Zuckerrüben noch Karamell zu Kriegskaffee verarbeitet werde, das sei „vollständig überflüssig und unter den heutigen Verhältnissen eine unverantwortliche Verschwendung von Nährwerten.“⁴⁰⁴ Wie auch bei anderen Lebensmitteln, deren Verbrauch mit Bezugskarten oder –scheinen geregelt war, gab es Wochen und Monate, in denen dennoch kein Zucker erhältlich war. Diese Zeiten nahmen besonders während des letzten Kriegsjahres zu. Ein Kolumnist der Zeitung *Der Tiroler*, der sich „Schipsel“ nennt, macht sich zu Beginn des Jahres 1918 über diesen Umstand lustig und kritisiert dabei den allgemeinen Lebensmittelmangel und die Tatsache, dass Wohlhabende weiterhin Wege fanden, größere Mengen Zucker zu kaufen. Er schreibt:

Eine weitere Merkwürdigkeit wird sich mit der Zeit noch bei der Zuckerausgabe ergeben. Im grauen Altertum haben die Menschen die Zeit nach den Mondesphasen eingeteilt und dabei im Jahre 13 Mondmonate herausgebracht. In Bozen dagegen werden die Leute für die Zuckerausgabe im Jahr, wenn es gut geht, 11 Zuckermonate herausbringen, nachdem die Ausgabe in jedem Monat gegen den vorhergehenden um acht Tage später erfolgt.⁴⁰⁵

In ironischem Tonfall setzt er fort, dass die Einschränkung des Zuckerkonsums passend sei, da es ohnehin keinen Kaffee, nicht einmal mehr Kriegskaffee gäbe, den man süßen könnte. Voll Sarkasmus berichtet er, dass es merkwürdiger Weise noch Leute gäbe, die Zucker für ihre kleinen Kinder für notwendig hielten:

Da hat zur Zeit der letzten Zucker-Ebbe eine Frau an maßgebendem Orte angefragt, was sie tun solle, da sie für ihr kleines Kind kein Bröckel Zucker im Hause habe. Der guten Frau ist ein ganz merkwürdiger Rat erteilt worden, den sie jedoch in Anbetracht der Teuerung der Seilerwaren nicht befolgte.⁴⁰⁶

Auch hier wird die Wichtigkeit des Zuckers als Nährstofflieferant besonders für Kinder betont. Immer wieder wird kritisiert, dass der Schleichhandel mit Zucker floriere und man sich mit ausreichend finanziellen Mitteln weiterhin mit reichlich Zucker versorgen könne⁴⁰⁷.

Von der Bewerbung des Zuckers als Lückenfüller für fehlende oder knappe Lebensmittel zu Kriegsbeginn gingen die Printmedien zur Bewerbung von Zuckerersatzprodukten über. Für den Mangel machten sie fast ausschließlich die österreichische Regierung beziehungsweise die ihr unterstellte Zuckerzentrale verantwortlich und kritisierten sie scharf. Die

⁴⁰² Neue Freie Presse 8.9.1917, 10.

⁴⁰³ siehe zum Beispiel Wiener Allgemeine Zeitung 20.4.1917, 5.

⁴⁰⁴ Vorarlberger Volksfreund 28.7.1917, 5.

⁴⁰⁵ Der Tiroler 20.1.1918, 10.

⁴⁰⁶ ebd.

⁴⁰⁷ siehe zum Beispiel Österreichische Land-Zeitung 17.11.1917, 10.

Verantwortung für die Zuckermisere des ehemaligen Großexporteurs konnte wohl auch nur schwer auf Ungarn oder die Blockade der Entente abgewälzt werden, zumal die Regierung in den ersten Kriegsjahren viel dafür getan hatte, Zuckerbestände abzubauen und die Produktion einzuschränken.

4.8 Eier

Wenige Wochen nach der Österreichisch-Ungarischen Kriegserklärung an das Königreich Serbien besetzten russische Truppen in den ersten Septembertagen 1914 Galizien. Das geflügelreiche Galizien hatte bisher, gemeinsam mit der ungarischen Reichhälfte, das restliche Cisleithanien mit Geflügelfleisch und Eiern versorgt. Nun blieben die Eierlieferungen an die österreichische Reichshälfte sowohl aus Galizien als auch von ungarischer Seite aus. Um die Versorgung der Städte, insbesondere Wiens, weiterhin gewährleisten zu können, wurde, beginnend mit Niederösterreich, der landwirtschaftliche Verkauf von Eiern neu organisiert. Im Jahr 1915 kamen allein aus Niederösterreich noch 1.800.000 Eier auf den Markt. Die Eierlieferungen gingen aber schon bald zurück. Das lag einerseits an der verminderten Legetätigkeit, weil es den Hühnern an Futter mangelte und andererseits an der vermehrten Schlachtung⁴⁰⁸. Diese Entwicklung schlug sich in den Eierpreisen deutlich nieder: Ein Ei, das zwischen 1911 und 1914 durchschnittlich neun Heller gekostet hatte, war Anfang 1917 ca. 40 Heller wert und konnte 1918 fast nur mehr im Schleichhandel zu horrenden Preisen erworben werden⁴⁰⁹.

Es wurde daher zur zentralen Regelung der Eierproduktion übergegangen. Jedes Kronland sollte seinen eigenen Bedarf decken und die Überschüsse zur Versorgung größerer Ballungsräume abgeben. Die produzierten Mengen blieben, auch aufgrund von Hamsterkäufen durch Gewerbe und Private, weit hinter den Erwartungen zurück. Da die zentrale Bewirtschaftung nicht funktioniert hatte, beschloss die Regierung, dass die Kronländer selbst Organisationen schaffen sollten, um die Versorgung der Städte aufrechtzuerhalten. Die Länder beschlossen unterschiedliche Maßnahmen, meist wurde aber der Konsum der Menschen, die sich nicht selbst versorgen konnten rationiert. Nur über Eier aus dem Ausland und aus dem 1917 teilweise zurückeroberten Galizien verfügte weiterhin die Regierung. Die ausländischen und galizischen Eier dienten vor allem der Deckung des Bedarfs von Wien, Tirol und den Küstengebieten. Auch nach Deutschland wurden Eier geliefert, um das zuvor vereinbarte österreichische Ausfuhrkontingent zu erfüllen. Neben Galizien und Ungarn kamen Eier hauptsächlich aus Bulgarien und Rumänien. Der Konsum wurde vor allem über Maßnahmen, die beim Gastgewerbe ansetzten, gesenkt. Es gelang dennoch nicht, den Bedarf der Bevölkerung zu decken. Nur die Versorgung von Heilanstalten konnte notdürftig gewährleistet werden⁴¹⁰.

Robert Scherer⁴¹¹ betonte 1919 die Bedeutung des Blutalbumins als Ei-Ersatz. Blut sei in gereinigter und eingedickter Form bereits in einer Vielzahl von Lebensmitteln verwendet worden, etwa bei der Herstellung von Brot, Schokolade und Fruchtgelees. In Band 360 der ‚Chemisch-technischen Bibliothek‘ stellt Scherer ein neues Verfahren vor, bei dem ein vollkommener Ersatz für Eigelb aus einer Emulsion aus Blutserum und Fett erzeugt werde. Das Produkt ersetze das Eigelb als Backtriebmittel und enthalte den gleichen Nährwert. Eine

⁴⁰⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 225.

⁴⁰⁹ vgl. Hautmann 1978, 673.

⁴¹⁰ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 227.

⁴¹¹ siehe Fußnote Nr. 229

weitere Möglichkeit das Ei zu ersetzen sei die Mischung und Erhitzung von Magermilch und Mehl, wodurch man ein rahmartiges Produkt aus Albumin, Kasein und Mehl erhalte, das schließlich getrocknet als Pulver in den Verkauf komme. Scherer zitiert die Untersuchungsanstalt des Allgemeinen österreichischen Apothekervereins, die einige Ei-Ersatzprodukte analysiert habe. Der Proteingehalt der Produkte variere stark, einige Ei-Spasmittel seien nicht zweckmäßig. Ganz abgeraten werde nur von „Kikeriki-Tabletten“ die hauptsächlich aus Natron, Kartoffelstärke und Farbstoff bestünden⁴¹².

Die Printmedien standen künstlichen Ei-Ersatzprodukten sehr kritisch gegenüber. Selten wurde ein Ei-Ersatzprodukt positiv dargestellt. Ei-Ersatzprodukte wurden oft mit betrügerischen Aktivitäten der Ersatzlebensmittelindustrie in Verbindung gebracht. Man sah sie als klassische Beispiele für die Profitmacherei von Kriegsgewinnlern. Besonders häufig wurden daher der Preis und der Nährwert der Produkte kritisiert. Ein Redakteur/eine Redakteurin der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* formulierte es 1917 folgendermaßen: „Die Eiersätze wucherten [...] wie Unkraut aus dem fruchtbaren Boden der Nahrungsersatzmittelindustrie“⁴¹³ Unter dem Titel „Der ‚Ersatz‘-Schwindel und seine Bekämpfung“ kritisiert *Die Neue Zeitung* 1916, dass Ei-Ersatz meist aus Maismehl, Backpulver und minderwertigen Beimischungen bestehe und um das 200fache seines Wertes verkauft würde⁴¹⁴. *Der Tiroler* listet in einem Artikel mit dem Titel „Lebensmittelfälscher an der Arbeit“ eine Reihe von Ei-Ersatzprodukten auf, darunter „Gregor’s Ei-Ersatz“, „Kuhn’s Ei-Ersatztabletten“ und „Dottofix“. Der tatsächliche Wert der Produkte werde von der amtlichen Münchner Untersuchungsanstalt auf ungefähr eine Mark geschätzt, der Verkaufspreis betrage jedoch zwischen sieben und 17 Mark. Die Produkte bestünden aus Stärke, Backpulver und Farbstoffen und seien bezüglich ihres Nährwerts wertlos⁴¹⁵. Ein Redakteur/eine Redakteurin der *Arbeiter-Zeitung* schrieb unter dem sarkastisch gemeinten Titel „Ein Triumph der Wissenschaft“: „Wir ernähren uns mit Ei-Ersatz, das heißt, einem Pulver, das gänzlich unverdächtig ist, irgendetwas mit Eigelb oder Eiweiß zu tun zu haben; nicht einmal Eierschalen haben an diesem vortrefflichen Ersatznahrungsmittel Anteil.“⁴¹⁶

Ei-Ersatzprodukte aus Blutalbumin wurden in Printmedien hingegen aufwertend behandelt. Der bereits erwähnte Artikel der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* empfiehlt Produkte aus Blut, räumt aber ein, dass diese den ästhetischen Vorstellungen vieler KonsumentInnen widersprechen würden⁴¹⁷. Die Zeitung *Salzburger Chronik* schrieb 1917 in ihrer Frauenbeilage: „Bluteiweiß bietet in der jetzigen eierlosen Zeit einen guten Ei-Ersatz. Es eignet sich ganz besonders zum Einpanieren sowie als Bindemittel für diverse Fleischsorten, faschiertes Fleisch, Leberknödel usw.“⁴¹⁸ In einigen Zeitungen tauchen Ei-Ersatzprodukte allerdings unkommentiert in Rezepten auf.

Auch bei diesem Lebensmittel wird deutlich, wie unterschiedlich die Versorgungssituation innerhalb der Gesellschaft gewesen sein muss. Während in der *Arbeiter-Zeitung* bereits im April 1915 beklagt wird, dass Eier zu den heutigen Preisen für eine Proletarierfamilie nicht denkbar seien, obwohl sie ob ihres hohen Nährwertes für die Ernährung der Kinder wichtig

⁴¹² vgl. Scherer 1919, Bd. 360, 323 ff.

⁴¹³ Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

⁴¹⁴ Die Neue Zeitung 29.5.1916, 3.

⁴¹⁵ vgl. Der Tiroler 5.5.1916, 5.

⁴¹⁶ Arbeiter-Zeitung 2.5.1916, 4.

⁴¹⁷ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917, 16.

⁴¹⁸ Salzburger Chronik 17.6.1917, 9.

wären⁴¹⁹, ist im *Fremden-Blatt* noch 1917 die Rede von der Eierspeise. Obwohl Eier für die Zielgruppe des *Fremden-Blattes* noch leistbar gewesen sein dürften, wird der Preis auch hier thematisiert. Der Redakteur/die Redakteurin gibt seiner/ihrer Leserschaft den Tipp, dass man gesprungene Eier billiger erhalte. Damit sie beim Kochen nicht ausrinnen, solle man sie in weißes Seidenpapier einwickeln und das Wasser nur schwach sieden lassen⁴²⁰. Die Kritik an der Regierung bezüglich des Eiermangels ging in der Kritik bezüglich des Mangels an anderen Lebensmitteln unter. Allerdings wurde von sozialdemokratischen Medien kritisiert, dass die Versorgung der ArbeiterInnen mit Eiern besonders schlecht sei, die ländliche Bevölkerung, vor allem die Großbauern, aber „reichlichst“ mit Eiern versorgt sei und diese an wohlhabende KundInnen aus der Stadt weiterverkaufen würde⁴²¹.

4.9 Gemüse und Obst

Um der allgemeinen Lebensmittelnot etwas entgegenhalten zu können, hatte sich in größeren Städten ein Schrebergartenwesen entwickelt. Diese Gärten, die meist zwischen 100 und 300 Quadratmeter groß waren, wurden besonders an bedürftige Städter und Städterinnen zur Selbstversorgung abgegeben. Die Wiener Schrebergartenzentren befanden sich im Prater, auf der Schmelz, in Floridsdorf, auf der Simmeringer Heide und am Laaerberg⁴²². Die Schrebergärten wurden vom Amt für Volksernährung mit Gemüsesamen, Kunstdünger und dem Fachwissen professioneller Gärtner unterstützt und konnten so tatsächlich die Allgemeinversorgung entlasten. Aus den Schrebergärten in Wien und seiner Umgebung kamen im Jahr 1918 1200 Waggons Gemüse. Im Vergleich dazu wurden 1918 von Wiener Handelsgärtner 7000 Waggons geerntet. Allein in Wien gab es etwa 164 Hektar Schrebergartenfläche, die von ca. 160.000 Menschen bewirtschaftet wurden⁴²³.

4.9.1 Die Regelung des Kartoffelverkehrs

Kartoffeln, im österreichischen Deutsch als Erdäpfeln bezeichnet, spielten schon vor dem Krieg eine wichtige Rolle in der Ernährung der Bevölkerung Cisleithaniens. Sie waren eine beliebte Beilage und wurden auch zu Hauptspeisen, etwa diversen Knödeln, verarbeitet. Darüber hinaus wurden sie als Viehfutter verwendet und industriell zu Spiritus verarbeitet. Johann Loewenfeld-Russ, der Leiter des Amtes für Volksernährung, errechnete aus dem durchschnittlichen Jahresertrag eine Jahresmenge von 92 Kilogramm pro Kopf, die in den Alpenländern in den Jahren 1909 bis 1913 für die menschliche Ernährung zur Verfügung stand. In den Kronländern entlang der Alpen wurden im Vergleich zur übrigen Reichshälfte wenige Erdäpfel verzehrt. Der cisleithanische Durchschnitt lag bei 175 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Die ertragreichsten Gebiete waren Galizien und die Bukowina. Cisleithanien konnte sich damit vor dem Krieg selbst mit Erdäpfeln versorgen und fürchtete zu Kriegsbeginn keine Knappheit. Die kriegerischen Auseinandersetzungen auf galizischem Boden wirkten sich allerdings bald negativ auf die Erdäpfelernte aus. Im Dezember 1914 wurde die Verwendung von Kartoffeln in gewerblichen Brennereien zur Branntweinerzeugung verboten und Großhandelshöchstpreise festgesetzt⁴²⁴.

⁴¹⁹ vgl. Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

⁴²⁰ vgl. Fremden-Blatt 8.3.1917, 9.

⁴²¹ siehe zum Beispiel Arbeiterwille 24.4.1917, 4.

⁴²² vgl. Hautmann 1978, 670.

⁴²³ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 184.

⁴²⁴ vgl. ebd., 167 f.

Erdäpfel gewannen im Laufe des Krieges in mehreren Bereichen an Bedeutung, sie wurden zu einem wichtigen ‚Lückenfüller‘: Als ab dem Beginn des Jahres 1915 die Hälfte des Brotteiges aus Surrogaten für die herkömmlichen Mehlsorten bestehen musste, wurden getrocknete Kartoffeln zu einem der wichtigsten Mehlsurrogate⁴²⁵. Auch für die Tierfütterung wurde Getreide oftmals durch Kartoffeln ersetzt. Darüber hinaus waren Erdäpfel als wichtige Nährstofflieferanten in einer Vielzahl von Speisen beliebt. Je wichtiger die Kartoffel wurde, desto stärker wurde darauf geachtet, sie direkt der menschlichen Ernährung zuzuführen. Die industrielle Verarbeitung zu Spiritus, Kartoffelstärke, Kartoffelstärkemehl und Seife wurde immer stärker eingeschränkt⁴²⁶.

Ab dem Jahr 1916 wurde die Bewirtschaftung der Kartoffel staatlich organisiert. Wie bei vielen Lebensmitteln war der Transport eine besondere Herausforderung. Da die Knollen einen Wasseranteil von über 75 Prozent haben, verderben sie rasch, lange Lagerungszeiten führen zu einer Minderung des Nährwerts. Um die Menschen während der Wintermonate mit Erdäpfeln versorgen zu können, mussten sie vor dem ersten Frost versendet werden, sonst drohten große Verluste. Ein späterer Transport über lange Strecken erforderte aufgrund der Witterungsverhältnisse besondere Maßnahmen. Im Frühjahr konnten Erdäpfel erst dann transportiert werden, wenn das Wetter die Öffnung der Mieten⁴²⁷ erlaubte. Der Bedarf von Bevölkerung und Industrie wurde von den einzelnen Gemeinden erhoben, darauf basierend wurde ein Aufbringungsplan erstellt. Der Anteil der Industrie wurde angesichts der schlechten Ernte des Jahres 1916 immer kleiner. Selbst die während des Krieges entstandenen Kartoffeltrocknungsfabriken, in denen Kartoffelflocken zur Kriegsbroterzeugung hergestellt wurden, konnten nicht mehr ausreichend beliefert werden. Zu Kartoffelstärke wurden lediglich angefaulte oder angefrorene Erdäpfel verarbeitet, die nicht mehr direkt verwendet werden konnten⁴²⁸.

Der Plan der Regierung, nicht die gesamte Erdäpfelernte zu beschlagnahmen, sondern Kontingente von den LandwirtInnen zu fordern, musste 1917 aufgegeben werden. Der besonders frostreiche Winter und die zunehmenden Transportschwierigkeiten aufgrund des Kohlemangels hatten zum Verlust einer großen Menge Erdäpfel geführt. Von nun an wurde, wie schon beim Getreide, die gesamte Ernte beschlagnahmt. Zudem wurden Prämien für eine möglichst rasche Auslieferung gezahlt. BewohnerInnen größerer Städte wurde es zeitweise gestattet, 100 Kilogramm pro Kopf und Jahr direkt von den ProduzentInnen des eigenen Kronlandes zu kaufen. Die Überwindung der großen Distanzen zwischen den Produktionsgebieten und den größten Konsumzentren, wie zum Beispiel Wien, hätte einen einwandfrei funktionierenden Transport erfordert. Die Aufbringung wurde gegen Kriegsende immer schwieriger. Als die Donaumonarchie schließlich zerbrach, versiegten die Lieferungen aus den nördlichen Teilen des ehemaligen Reiches an die Alpenländer⁴²⁹.

Der Anbau von Kartoffeln bedarf intensiver Bodenbearbeitung und eines regelmäßigen Saatgutwechsels. Da die meisten wehrfähigen Männer und auch eine beträchtliche Anzahl von Tieren im Kriegsdienst waren, wurden Bodenbearbeitung und Saatgutwechsel zunehmend schwerer bis unmöglich. Anbaufläche und Ertrag pro Hektar gingen folglich in allen

⁴²⁵ Zum Ersatz herkömmlicher Mehlsorten durch Kartoffeln und andere Surrogate siehe auch Kapitel 4.1.

⁴²⁶ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 168.

⁴²⁷ Unter einer Miete wird die kegelförmige Lagerung von Schüttgütern verstanden. Um das Schüttgut vor der Witterung zu schützen wird der Kegel in der Landwirtschaft oft mit Stroh oder Erde abgedeckt.

⁴²⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 169.

⁴²⁹ vgl. ebd., 171.

Kronländern zurück, wie in Abbildung 12 ersichtlich wird. Die Kartoffelernte machte 1917 in Böhmen nur noch 54 Prozent des Vorkriegsdurchschnitts aus, in Galizien sank der Ertrag gar auf rund 39 Prozent des Vorkriegsdurchschnitts. Mit zunehmendem Kartoffelmangel wurden die Knollen vermehrt auch in Schrebergärten angebaut. 1914 wurden in den Wiener Kleingärten etwa 40 Tonnen Erdäpfel geerntet, 1918 waren es bereits 720 Tonnen⁴³⁰. Den Ausfall des feldmäßigen Erdäpfelanbaus konnte der Schrebergartenanbau allerdings nicht ersetzen.

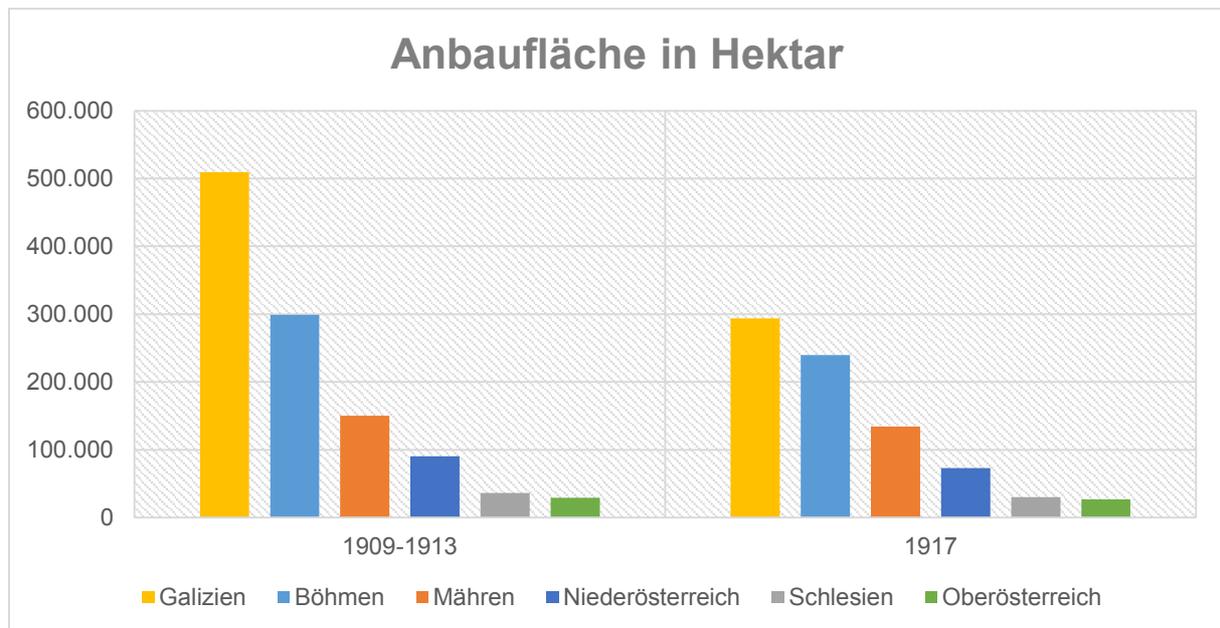


Abbildung 12: Rückgang der Kartoffelanbaufläche in den wichtigsten Kronländern. Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 172.

Je weniger Kartoffeln zur Verfügung standen, desto teurer wurden sie. Der Preis stieg von 0,24 Kronen pro Kilogramm im Jahr 1914 auf 1,32 Kronen im Jahr 1918⁴³¹.

Die Überlegungen der Regierung, die Kartoffeln beschlagnahmen zu lassen, führte zu heftigen Diskussionen zwischen VertreterInnen der Christlichsozialen Partei, die den LandwirtInnen nahestanden und VertreterInnen der Sozialdemokratischen Partei. Die SozialdemokratInnen argumentierten, dass nur eine allgemeine Beschlagnahmung und die Einführung von Höchstpreisen zu einer gerechten Aufteilung auf alle Teile der Gesellschaft führen könnte. Sie betonten die Wichtigkeit der Erdäpfel für die Armen, die damit eine Vielzahl nicht mehr verfügbarer Lebensmittel ersetzen. In der Praxis war eine allgemeine Beschlagnahmung allerdings schwer durchzusetzen. Anders als beim Getreide konnte nicht genau erfasst werden, welche Erdäpfelmenge geerntet wurde und welche Menge während der Aufbewahrungszeit verloren ging. Der unvermeidliche Verlust schwankte zwischen zehn und 30 Prozent. LandwirtInnen hatten viele Möglichkeiten, Erdäpfel für den Eigenbedarf, die Verfütterung oder den weitaus rentableren Schleichhandel zurückzuhalten. Dazu kam, dass diejenigen LandwirtInnen, die der Abgabe ihrer Ernte ordnungsgemäß nachkamen, durch nachträgliche Requisitionen im Nachteil waren⁴³².

⁴³⁰ vgl. Hautmann 1978, 670.

⁴³¹ vgl. ebd., 673.

⁴³² vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 174.

Die Stimmung zwischen Bauern und Bäuerinnen und GroßstädterInnen wurde immer angespannter. Hatten diese beiden Gruppen zu Friedenszeiten nahezu keinen Kontakt, kamen mit zunehmender Knappheit immer mehr hungrige StädterInnen mit Rucksäcken aufs Land, um Kartoffeln direkt von den LandwirtInnen zu kaufen. Besonders intensiv war der Rucksackverkehr von Wien in die umliegenden ländlichen Gebiete. Immer wieder forderte der Wiener Bürgermeister Weiskirchner die niederösterreichischen Zuständigen dazu auf, mehr Kartoffeln nach Wien zu schicken, diese hingegen behaupteten, sämtliche entbehrlichen Kartoffeln bereits abgegeben zu haben. Die Situation eskalierte im Juni 1918, als sich Gruppen von mehreren hundert WienerInnen in der Nacht vom 28. zu Fuß und mit dem Zug in die umliegenden Dörfer aufmachten. Die Gruppen bestanden hauptsächlich aus Frauen und Kindern und einigen Soldaten auf Heimaturlaub. Wo sich die LandwirtInnen weigerten, den StädterInnen Kartoffeln und anderes Gemüse zu verkaufen, kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Die Folge war eine Aufstockung der Gendarmerie und der Einsatz von Truppen. Diese Sicherheitskräfte beschlagnahmten immer wieder mitgeführte Nahrungsmittel. Bereits zuvor hatte es Debatten darüber gegeben, ob das Tragen von Rucksäcken verboten werden sollte, da man hoffte, StädterInnen dadurch davon abzuhalten, die Felder zu stürmen. Wiener Politiker hatten sich wiederholt dagegen ausgesprochen, da diese Maßnahme besonders die Ärmsten treffen würde. Damit machten sie sich bei den StädterInnen beliebt, die sich als Opfer von geizigen Bauern und brutalen Sicherheitskräften sahen⁴³³. Das Vorgehen der Regierung hinsichtlich des Erdäpfelverkehrs war unentschlossen und inkonsequent, was sich negativ auf die Versorgung der Bevölkerung auswirkte⁴³⁴.

4.9.2 Die Regelung des Gemüse- und Obstverkehrs

Vor Kriegsbeginn wurde Gemüse von den meisten Menschen der Alpenländer nicht als Hauptnahrungsmittel, sondern als Beilage zu Fleischspeisen verzehrt. Die in Cisleithanien erwirtschaftete Menge konnte zu Friedenszeiten den Inländischen Bedarf nicht decken, es musste von außerhalb zugekauft werden. Obst wurde vor allem als Nachspeise gegessen, hier konnte die österreichische Reichshälfte ihren Bedarf nicht nur decken, es konnte auch ins Ausland exportiert werden. Zunächst wurde nur der Import von Gemüse und Obst aus dem Ausland geregelt. Eine staatliche Bewirtschaftung konnte man sich anfangs wegen der unterschiedlichen Handhabung verschiedener Gemüse- und Obstsorten nicht vorstellen. Die unterschiedlichen Erntezeiten, Produktionsweisen, Lagerungs- und Transportbedingungen hätten berücksichtigt werden müssen. Zudem wurde das meiste Obst und Gemüse in Kleinbetrieben oder entlang von Landstraßen und an Böschungen angebaut. Doch auch bei diesen Lebensmitteln ließen die schnell steigenden Preise den Ruf nach einer umfassenden Regelung durch den Staat laut werden. Der Preis für 100 Kilogramm Äpfel war zwischen 1915 und 1916 von 40 Kronen auf 150 Kronen gestiegen. In dem Bewusstsein, dass schon zu Friedenszeiten der inländische Gemüsebedarf nicht gedeckt werden konnte, ging es bei den ab Herbst 1916 gesetzten Maßnahmen nicht so sehr um die Erfassung und Verteilung, sondern vielmehr um die Steigerung der Produktion. Das Amt für Volksernährung versuchte, den feldmäßigen Anbau und den Anbau in Schrebergärten durch die Beschaffung von Samen und Kunstdünger, die Bereitstellung von Arbeitsmaterialien und Know-how und eine entsprechende Preispolitik zu fördern. Überdies wurden brachliegende Flächen, etwa in den Kärntner Moorlandschaften, für den Gemüse- und Obstanbau erschlossen. Dazu und zum Abschluss von Anbau- und Lieferverträgen zwischen ProduzentInnen und

⁴³³ vgl. Healy 2004, 54 ff.

⁴³⁴ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 174.

GroßverbraucherInnen wie Gemeinden, wurde die „Gemüse- und Obstversorgungsstelle Ges.m.b.H“ kurz „Geos“ geschaffen⁴³⁵.

Trotz dieser Maßnahmen ging die Gemüsemenge, die von den GärtnerInnen in der Umgebung von Städten auf die Märkte gebracht wurde, um 70 bis 80 Prozent zurück. Das lag unter anderem daran, dass vermehrt direkt bei den ProduzentInnen gekauft wurde. Ab Juli 1917 wurde ein Marktzwang in Wien und später auch in anderen Städten erlassen. Von nun an war es verboten, direkt bei GärtnerInnen zu kaufen, Gemüse musste auf eigens eingerichteten Märkten auf Händler aufgeteilt und verkauft werden⁴³⁶.

Karotten, Wruken⁴³⁷, Stoppelrüben, rote Rüben, Kraut, Kohlrabi und andere Gemüsekohlarten waren im Speiseplan der Menschen besonders wichtig. Karotten und Wruken wurden als Ersatz für vielerlei andere Nahrungsmittel verwendet. Sie wurden in getrockneter Form in Kriegsbrot und Kriegskaffee eingearbeitet und ersetzten teurere Gemüsearten, wie etwa die Kartoffel. Der Verkehr mit diesen Gemüsesorten unterlag ab Juli 1917 besonderen Regelungen, die nach den Missernten dieses Jahres noch verschärft wurden. Ab September 1917 wurde in einigen Produktionsgebieten Kraut für die Sauerkrautfabriken beschlagnahmt und auch Wruken und Stoppelrüben wurden bald darauf der Kontrolle durch die „Geos“ unterstellt. Besonders größere Ballungsräume waren von Lieferungen aus dem Ausland abhängig. Ungarn spielte als wichtigster Lieferant zu Friedenszeiten auch jetzt eine große Rolle. Die „Geos“ bemühte sich durch die Bildung von Syndikaten und die Einführung der Anzeigepflicht für eingeführtes Gemüse den Preis, den die ungarischen Händler vorgaben, zu beeinflussen. Im September 1917 wurde der Gemüse- und Obstverkehr in Ungarn neu geregelt, die Gemüseausfuhr nach Österreich wurde beendet. Die Regierung versuchte diese Ausfälle durch Lieferungen aus den besetzten Teilen Polens und aus dem neutralen Ausland auszugleichen, die Gemüseversorgung der Städte blieb aber unzureichend⁴³⁸. Die Gemüseversorgung der österreichischen Bevölkerung wurde durch die Dürre zwischen April und Oktober 1917 und die daraus resultierende Missernte weiter erschwert⁴³⁹.

Auch die Versorgung mit Obst verschlechterte sich im Verlauf des Krieges, die Liefermengen nach Wien konnten aber ab Herbst 1917 wieder deutlich gehoben werden. Anders als beim Gemüse hatte sich die österreichische Reichshälfte vor dem Krieg selbst versorgt, die Regelung des Obstverkehrs konnte daher während des Krieges auf gut funktionierende Strukturen aufbauen. Die Regelungen konzentrierten sich nicht auf die Steigerung der Produktion, sondern auf die Erfassung und Verteilung der Ernten und die Preispolitik. Vor der Gründung der „Geos“ waren die Obstlieferungen an Städte erheblich gesunken. Die Obstlieferungen an Wien betragen im Frühjahr 1917 ein Zehntel der Lieferungen des Vorjahres. Mit dem Inkrafttreten der Maßnahmen des Amtes für Volksernährung verbesserte sich die Situation⁴⁴⁰. Für die wichtigsten Obstsorten, das waren Äpfel, Birnen und Zwetschken, wurden ab Mai 1917 Höchstpreise festgelegt. Um die Marmeladeindustrie weiterhin mit ausreichend Obst versorgen zu können, wurden die Birnen-, Äpfel- und Zwetschkenernten vieler böhmischer Bezirke beschlagnahmt. Mit dem Beginn der Offensive gegen Italien Ende Oktober 1917 verschlechterte sich die Versorgung mit Obst drastisch. Der zwölften Isonzoschlacht waren

⁴³⁵ vgl. ebd., 176 ff.

⁴³⁶ vgl. ebd., 179.

⁴³⁷ Wruken werden auch Steckrüben genannt und gehören, wie auch Kohlrabi, zur Gattung Kohl.

⁴³⁸ vgl. Loewenfeld-Russ 1926, 180 f.

⁴³⁹ vgl. ebd., 186.

⁴⁴⁰ vgl. ebd., 187.

große Truppenverschiebungen vorausgegangen. Der Transport von Lebensmitteln wurde auf das Notwendigste beschränkt, transportiert wurden zeitweise nur noch Getreide, Kartoffeln und Zucker. Der Transport von steirischem Kernobst wurde ausgesetzt. Dies gefährdete die Versorgung während der Wintermonate. Das Amt für Volksernährung versuchte durch die Beschlagnahmung des gesamten Obstes oberösterreichischer und steirischer ErzeugerInnen und HändlerInnen das Einlagern von Obst für den Winter zu ermöglichen, es kam jedoch zu keiner nennenswerten Besserung der Situation. Indes florierte der Schleichhandel mit Äpfeln⁴⁴¹.

Die teils heftige Kritik an der „Geos“ führt Loewenfeld-Russ besonders darauf zurück, dass die Versorgungsmengen zwar gesteigert werden konnten, der Verbrauch aber ebenfalls stark angestiegen war. Die Nachfrage nach Obst und Gemüse war weder in den Städten noch am Land je so groß gewesen wie während des Krieges, weil Obst und Gemüse in vielen Formen als Ersatz für andere Nahrungsmittel fungierten⁴⁴².

4.9.3 Obst und Gemüse im Ersatzlebensmitteldiskurs der Printmedien

Obst und Gemüse wurden besonders häufig in den Jahren 1917 und 1918 in Printmedien behandelt. Von 1914 bis 1916 taucht das Thema hauptsächlich im Kontext allgemeiner Spartipps auf. Obwohl noch keine Rede von einer rein oder hauptsächlich vegetarischen Ernährung ist, werden Speisen beworben, deren Hauptbestandteil Gemüse ist. Besonders in den ersten Kriegsjahren brachten Zeitungen Artikel mit umfassenden Spartipps, mit der Devise heraus, die Menschen auf das ‚Durchhalten‘ einzuschwören, um so den „tückischen Aushungerungsplan unserer Feinde“ zu vereiteln⁴⁴³. Gemeinsam mit einer Reihe von Hinweisen, wie die sparsame Hausfrau Fleischreste verwerten und Fett sparen könne, wird der Leserschaft des *Neuen Wiener Journals* im April 1915 zum Verzehr von „Gemüsespeisen mit kleinen Fleischschnitten oder Fleischstücken“ geraten. Einerseits wird in dem Artikel dazu geraten, so zu kochen, dass kein Fleisch übrigbleibt, andererseits werden die LeserInnen dazu aufgefordert, Fleischreste zu verwerten und sie als Beilage zu Gemüsespeisen zu servieren. Fleisch wird nicht mehr als Hauptbestandteil einer Mahlzeit gesehen. Der Redakteur/die Redakteurin wirbt im weiteren Verlauf des Artikels auch dafür, Teile des Gemüses zu verwenden, die bisher, so scheint es, nicht gegessen wurden. Er/sie rät: „Die grünen Deckblätter des Blumenkohls (Karfiols) geben, wie Kohl oder Kochsalat zubereitet oder diesen beigegeben, ein sehr gutes grünes Gemüse. Kohl-, Kraut- oder Karfiolstrünke, dem Wurzelwerk der Suppe beigegeben, verbessern deren Geschmack.“⁴⁴⁴ Die *Österreichische Illustrierte Zeitung* rät ihren LeserInnen zur selben Zeit, Gemüseabfälle nicht wegzuworfen, sondern als Futtermittel zu sammeln. Auch sie empfiehlt ausdrücklich Gemüsespeisen mit Fleischbeilage⁴⁴⁵. In den ersten Kriegsjahren werden vor allem von Blättern, die die Mittel- und Oberschicht ansprechen, Gemüsespeisen beworben. Die Hinweise zur Verwertung von bisher nicht verwendeten Teilen des Gemüses sind in diesen Zeitungen nicht als Zeichen des Gemüse mangels zu deuten, sondern stehen im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufruf zum Sparen.

Das bedeutet jedoch nicht, dass es nicht schon 1915 Menschen gab, für die bestimmte Gemüsearten nicht mehr oder nur schwer leistbar waren. In der ausführlichen Schilderung

⁴⁴¹ vgl. ebd., 183 ff.

⁴⁴² vgl. ebd., 187.

⁴⁴³ Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915, 23.

⁴⁴⁴ Neues Wiener Journal 9.4.1915, 6.

⁴⁴⁵ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915, 23.

eines idealen und leistbaren Speiseplanes für Kinder von null bis zehn Jahren, geht der Kinderarzt Heinrich Keller auf die Bedeutung der Kartoffel für Proletarierfamilien ein. Sie wird als gebräuchlicher Ersatz für teurere Nahrungsmittel dargestellt. „Allerdings dürfte die Kartoffel sehr bald nicht mehr in Betracht kommen, da der Preis der Frühkartoffeln für den Proletarier wohl unerschwinglich sein wird, überdies der Nährwert der Frühknollen wegen des größeren Wasserreichtums geringer ist.“, räumt der Arzt ein. Hülsenfrüchte seien aufgrund ihres höheren Nährwertes ein guter Kartoffelersatz, sie seien aber zu teuer. Lediglich bunte Bohnen werden empfohlen. Dem restlichen Gemüse wird in dem Artikel kein hoher Stellenwert in der Ernährung von Heranwachsenden eingeräumt. Gemüse komme lediglich deshalb in Betracht, weil es Mehl und Fett gut aufnehmen könne. Für Erwachsene sei Gemüse gut geeignet, denn es sättige. Heranwachsende bräuchten allerdings nicht nur einen vollen Magen, sondern viele Nährstoffe, um wachsen zu können⁴⁴⁶.

Ab dem Jahr 1917 nimmt die Anzahl an Artikeln, die sich hauptsächlich mit Gemüse beschäftigen und bestimmte Gemüsearten oder eine vegetarische Ernährung empfehlen, deutlich zu. Wie bereits in dem Artikel der *Arbeiter-Zeitung* 1915 angeklungen, stellte der Mangel an Kartoffeln die Bevölkerung vor große Herausforderungen. Ab 1917 mehrten sich die Klagen über den akuten Kartoffelmangel in Printmedien mit verschiedenen Zielgruppen, wobei sozialdemokratische Printmedien den Kartoffelmangel zuerst thematisierten. Neben der *Arbeiter-Zeitung* kritisierte auch der Grazer *Arbeiterwille* die schlechte Versorgung der arbeitenden städtischen Bevölkerung mit Kartoffeln. Die Schuld an der Situation wird vor allem vom *Arbeiterwillen* bei den Großbauern gesucht, deren Verhalten von einer „beispiellosen Rücksichtslosigkeit“ geprägt sei. Diese seien nicht nur mit Getreide ausreichend versorgt, sondern ihnen stünden auch Kartoffeln, Bohnen, Milch, Fett und Eier reichlich zur Verfügung. Damit seien sie genauso gut versorgt wie die wohlhabenden Städter⁴⁴⁷.

Auch die liberale *Wiener Allgemeine Zeitung* kritisierte die Verteilung von Kartoffeln im Jahr 1917 scharf:

In Wien sind scheinbar nicht genug Kartoffeln. Infolgedessen hat man die vorjährige Maßregel der Kartoffelabgabe nach Buchstaben unterlassen und überläßt es den gesunden Beinen der Bevölkerung, sich das Kilogramm Kartoffeln zu „erstehen“. Wer nicht so robust ist, sechs bis acht Stunden sich anstellen zu können, oder wer infolge seines Berufes dazu keine Zeit hat, bekommt eben keine Kartoffeln.⁴⁴⁸

Statt dafür Sorge zu tragen, dass ausreichend Kartoffeln nach Wien kämen, sei die Regierung mit der „wohlorganisierten“ Jagd auf diejenigen beschäftigt, die sich selbst mit Kartoffeln versorgen wollen. Ein Großaufgebot an Gendarmerie und Finanzwachleuten fahnde mit Eifer nach jenen, die sich zur Stillung ihres Hungers selbst helfen würden. Der Redakteur/die Redakteurin vergleicht Wien mit Berlin wo jedem Bürger dreieinhalb Kilogramm Erdäpfel pro Woche zur Verfügung stünden.

Auch das *Fremden-Blatt* mit seinem wohlhabenderen Zielpublikum gab der Regierung die Schuld für die mangelhafte Versorgung der Menschen. Sie forderte 1918 endlich eine Regelung für die Abgabe der Kartoffeln einzuführen und kritisierte den zuständigen Minister offen. Die Menschen seien auf Selbsthilfe angewiesen, solange es die Regierung nicht schaffe,

⁴⁴⁶ vgl. Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

⁴⁴⁷ vgl. Arbeiterwille 24.4.1917, 4.

⁴⁴⁸ Wiener Allgemeine Zeitung 21.8.1917, 2.

sie mit ausreichend Nahrungsmitteln zu versorgen. Alle Warnungen vor dem verbotenen Ankauf von Lebensmitteln seien umsonst, solange die Versorgung derart vollständig versage⁴⁴⁹.

Spätestens ab 1916 wurde vermehrt nach Wegen gesucht, das Ersatznahrungsmittel Kartoffel selbst zu ersetzen. Als Ersatz für Kartoffeln und teureres Gemüse wurde die Wruke, auch Steckrübe genannt, besonders wichtig. Sie gehörte zu den am meisten empfohlenen Gemüsearten. Ihr Verzehr war vor dem Krieg in vielen Haushalten nicht üblich. So erschien eine Vielzahl von Artikeln, die die Wruke vorstellten, ihren Geschmack beschrieben und die Leserschaft über ihre richtige Handhabung aufklärten. Das *Linzer Volksblatt* widmete diesem Gemüse im Jänner 1917 einen Artikel mit dem Titel: „Die Wruke (Erdpinkel) als Kartoffelersatz“, darin heißt es: „Die Wruken, die den gleichen Nährwert wie die Kartoffeln besitzen, eignen sich vorzüglich als Ersatzmittel für die Kartoffeln.“⁴⁵⁰ Der Redakteur/die Redakteurin verheimlicht nicht, dass die Wruke Bitterstoffe enthält. Diese, so wird versichert, könnten aber leicht durch das Einlegen der Wruken in siedendes Wasser mit einer Prise Speisesoda beseitigt werden. Die Zeitung berichtete, dass die verschiedenen Zubereitungsarten der Wruke bei Probeessen vorgestellt worden seien. Der Redakteur/die Redakteurin lobt, dass nur wenig Fett zur Zubereitung der Wruke notwendig sei. Sie lasse sich „fast ganz ohne Fett zu Knödeln, Nockerln und allerlei anderen, süßen und gesalzenen Mehlspeisen“ verarbeiten. Auch Wrukensuppe sei sehr schmackhaft. Das „jüngst erst eingeführte“ Nahrungsmittel passe bestens zu Wildbret, Fisch, Hammel- und Muschelfleisch. Betont wird auch die Bedeutung der Wruke bei der Broterzeugung. Sie könne bei der Brotbereitung das Mehl zur Hälfte ersetzen, zeigt sich der Redakteur/die Redakteurin begeistert.

Die *Österreichische Illustrierte Zeitung* räumt zwar ein, dass die Wruke geschmacklich keinen Ersatz für die Kartoffel biete, jedoch zur Streckung der Kartoffelvorräte und als Ersatz für teureres Gemüse dienen könne. Sie lasse sich „zur Bereitung recht wohlschmeckender, der österreichischen Geschmacksrichtung bestens entsprechender Gerichte verwenden.“⁴⁵¹ Empfohlen werden passierte Rüben als „vorzüglicher Ersatz für Kartoffelpüreesuppe“, gedünstete Rübensuppe und Schöpsenfleisch mit Rüben. Die Klage darüber, dass Gemüse im Allgemeinen zu teuer oder gar nicht mehr verfügbar sei, kommt aber vor allem in Zeitungen mit einer ärmeren Zielgruppe vor. Die *Arbeiter-Zeitung* etwa schildert im Juli 1917, dass die ArbeiterInnen, da kein Gemüse mehr zu haben sei, umso stärker vom Pferdefleisch abhängen, welches aber ebenfalls für viele nicht mehr leistbar sei⁴⁵². Ein Redakteur/eine Redakteurin der *Neuen Freien Presse* weist auf die Spaltung der Gesellschaft in arm und reich, die sich auch beim Gemüse fortsetze, hin. In einem sarkastischen Artikel, in dem er/sie über die Pläne der Regierung berichtet, die Bevölkerung zum Vegetarismus zu bekehren, schreibt er/sie, dass diejenigen, die es sich leisten könnten, Qualitätsspinat zu zwei Kronen das Kilo essen würden, während alle anderen Wruken essen müssten⁴⁵³.

Neben den kritischen Stimmen, die sich gegen Kriegsende mehrten, wurden aber jene Stimmen, die eine vegetarische oder vegane Kost propagierten, ebenfalls lauter und eindringlicher. Ein im Kapitel 4.5.2 bereits ausführlich geschilderte Artikel der *Österreichischen*

⁴⁴⁹ vgl. Fremden-Blatt 18.10.1918, 7.

⁴⁵⁰ Linzer Volksblatt 14.1.1917, 4.

⁴⁵¹ Österreichische Illustrierte Zeitung 16.12.1917, 20.

⁴⁵² vgl. Arbeiter-Zeitung 13.7.1917, 6.

⁴⁵³ vgl. Neue Freie Presse 24.3.1918, 11.

Illustrierten Zeitung wertet nicht nur den Verzehr von tierischem Eiweiß ab, indem er ihn für die „Verschlechterung der Rasse“ verantwortlich macht, der Konsum von Obst und Gemüse wird zugleich aufgewertet. Durch neue Forschungsergebnisse sei „die Bedeutung des Obstes und des Gemüses für unsere gesamte Volksernährung immer deutlicher“ erkennbar geworden, so der Autor⁴⁵⁴. Er fährt fort:

Das Gemüse darf auch nach dem Kriege nicht wieder werden, was es vorher war, eine vielleicht wohlschmeckende aber doch wertlose Beikost zum Fleisch, sondern es muß unser Hauptnahrungsmittel sein, nicht weil wir, wie jetzt im Kriege, nicht genügend Fleisch zur Verfügung haben, sondern weil wir dann hoffentlich davon überzeugt sein werden, daß wir mit Gemüse und Obst dem Körper alle jene Nährstoffe, die wir für die Erhaltung und Entwicklung unseres Körpers nötig haben, in genügender Menge und in einer unsere Gesundheit förderlicheren Form zuführen.⁴⁵⁵

Der Konsum von Obst wurde in erster Linie als Fettersatz in Form von Obstmus und Marmelade propagiert⁴⁵⁶. Auch im Zuge der allgemeinen Ratschläge zum Sparen wurde das Obst thematisiert. Die KonsumentInnen wurden dazu angehalten, Obstschalen nicht wegzuerwerfen, sondern in Form von Tees wiederzuverwenden (siehe Kapitel 4.3). Mit der Verschlechterung der Versorgung mit Äpfeln nahmen auch die Ratschläge zum sparsamen Umgang mit ihnen in den Printmedien zu. Das *Fremden-Blatt* etwa rät seiner Leserschaft, Äpfel zu Püree zu verarbeiten, um sie restlos zu verbrauchen. Es wird auch geraten die Schale der Äpfel nicht zu entfernen, insbesondere bei gebackenen Äpfeln, da man sie ohnehin nicht schmecke. Wollte man die Äpfel dennoch schälen, sollten sie zunächst blanchiert werden, um die Schale möglichst sparsam entfernen zu können. Der größte Nährwert befindet sich direkt unterhalb der Schale⁴⁵⁷.

Eine zusammenfassende Betrachtung ist hier schwierig, weil die Versorgungssituation der ÖsterreicherInnen mit Obst- und Gemüse während des Ersten Weltkriegs von Ort zu Ort und je nach Sorte sehr verschieden war. Als wichtigstes pflanzliches Nahrungsmittel galt schon vor dem Krieg die Kartoffel. Ihre Bedeutung für den alltäglichen Speiseplan der Menschen wuchs während des Krieges, da sie als Ersatz für andere Lebensmittel, zum Beispiel als Mehlsurrogat fungierte. Cisleithanien, das sich zu Friedenszeiten selbst mit Kartoffeln versorgt hatte, kämpfte schon bald nach Kriegsausbruch mit Ernteverlusten. Diese waren durch Kriegshandlungen im Hauptanbaugebiet Galizien, sowie durch den allgemeinen Arbeitskräftemangel, fehlendes Saatgut und Transportschwierigkeiten bedingt. Die Erfassung der Erntemengen und ihre Verteilung gestalteten sich unter anderem wegen der Frostempfindlichkeit der Kartoffel und wegen der unvermeidlichen Lagerverluste von bis zu 30 Prozent ebenfalls schwierig. Andere Gemüsearten galten vor dem Krieg nur als Beilagen, wobei die österreichische Produktion den Bedarf nicht deckte. Wruken und Karotten gewannen mit zunehmendem Erdäpfelmangel an Wichtigkeit. Sie ersetzten nicht nur Erdäpfel, sondern fungierten auch als Mehlsurrogat und Kaffeeersatz und wurden statt teurerem Gemüse in diversen Zubereitungsarten gegessen.

Die Versorgung der Menschen mit Obst, welches gerne in Form von Süßspeisen gegessen wurde, konnte vor dem Krieg durch Eigenproduktion gedeckt werden. Dennoch stiegen die Obstpreise während des Krieges. Die Regierung reagierte mit Beschlagnahmungen und

⁴⁵⁴ vgl. Österreichische Illustrierte Zeitung 9.6.1918, 16.

⁴⁵⁵ ebd.

⁴⁵⁶ Näheres dazu siehe Kapitel 4.7.2. Süßer Fettersatz und künstlicher Zuckerersatz.

⁴⁵⁷ vgl. Fremden-Blatt 8.3.1917, 9.

Höchstpreisen. Ein besonderes Anliegen war ihr die Versorgung der Marmeladeindustrie, da Marmelade zum Ersatz für Zucker und Fett geworden war. Die Versorgung mit Obst und Gemüse wurde im Kriegsverlauf auch durch den steigenden Bedarf immer schwieriger. Besonders in Zeitungen mit einer wohlhabenderen Leserschaft ist im Kriegsverlauf ein Trend hin zur Empfehlung einer vegetarischen bis veganen Kost zu beobachten. Gemüse wurde von einer Beilage zum Hauptbestandteil von Mahlzeiten aufgewertet. Blätter mit einem ärmeren Zielpublikum kritisierten den Mangel an und die Teuerung von Gemüse. Die Wruke wurde in Printmedien als Ersatz für vielerlei Lebensmittel, besonders aber für die Kartoffel, beworben.

4.10 Frauen im Krieg

Ernährungssorgen und die Notwendigkeit zu Sparen betrafen Frauen während des Ersten Weltkrieges weitaus stärker als Männer. Sie waren diejenigen, die sich von den frühen Morgenstunden an vor Geschäften um Lebensmittel anstellten, sie mussten mit einem drastisch eingeschränkten Speiseplan ihre Familien ernähren, sie protestierten, teils gewaltsam, gegen die gescheiterte Versorgungspolitik der Regierung und an sie richtete sich eine Vielzahl von Artikeln, die zum Haushalten und zur „verständnisvollen Mitwirkung“ aufforderten. Nahrungsmittel und ihre Verteilung waren während des Krieges zum Politikum geworden. Die Abwesenheit vieler Männer eröffnete Frauen neue politische Spielräume – sowohl im Privaten als auch im Öffentlichen kam es zu einer Krise des Patriarchats⁴⁵⁸. Das folgende Kapitel soll einen Einblick geben, welche Rolle Frauen im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs der Printmedien zwischen 1914 und 1918 einnahmen, beziehungsweise welche Rolle ihnen zugeordnet wurde. Um das Thema in einen größeren Kontext einzubetten, werde ich kurz auf die Situation von Frauen unterschiedlicher sozialer Milieus vor dem Krieg eingehen und darauf, wie sich ihre Lebensumstände während des Krieges veränderten. Im Rahmen dieser Arbeit können die Geschichten österreichischer Frauen während des Krieges jedoch keineswegs umfassend behandelt werden.

4.10.1 Arbeitsbereiche von Frauen um die Jahrhundertwende

Vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich neue Dienstleistungsberufe für Frauen entwickelt. In den bisher ausschließlich von Männern dominierten Büros arbeiteten nun auch Frauen als Sekretärinnen oder Telefonistinnen. Der Mann blieb jedoch als Familienoberhaupt und alleiniger Entscheidungsträger dominant. Die Berufstätigkeit blieb für Frauen des Bürgertums meist auf eine kurze Phase beschränkt, die mit der Eheschließung endete. Die Aufgaben adeliger Frauen bestanden in der Organisation des Haushalts und des Dienstpersonals. Mit der Erziehung der Kinder wurden Kindermädchen und Hauslehrer beauftragt. Die Frauen selbst engagierten sich oft karitativ oder förderten Künstler. Von großbürgerlichen Frauen wurde erwartet in ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter aufzugehen. Sie führten, ebenfalls meist mithilfe von Personal, den Haushalt und kümmerten sich um die Kinder. Selten gingen sie bezahlter Arbeit nach. In ärmeren Haushalten war es hingegen üblich und notwendig, dass Frauen einer Erwerbsarbeit nachgingen. Meist waren das weiblich dominierte Berufe wie Kindermädchen. Sie behielten ihre Arbeit teilweise auch nach der Eheschließung, waren aber dennoch alleine für die Kindererziehung und die Führung des Haushalts verantwortlich. Besonders Frauen der Arbeiterschaft litten unter Mehrfachbelastung. Sie arbeiteten als Haushaltshilfen, im Handwerksbetrieb des Mannes, in Heimarbeit oder als Fabrikarbeiterinnen unter teils widrigen Umständen⁴⁵⁹. Länger und stärker noch als in

⁴⁵⁸ vgl. Healy 2004, 26 ff.

⁴⁵⁹ vgl. Schaumann und Schmid 2013, 11 f.

urbanen Milieus waren Familien in ländlichen Gebieten von einer patriarchalen Struktur geprägt. Der Mann vertrat seine Familie in sämtlichen Angelegenheiten nach außen. Anders als in der Stadt entwickelte sich in ländlichen Gegenden bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kein eigenständiges Vereinswesen für Frauen⁴⁶⁰. Auch hier gab es ein starkes Gefälle zwischen wohlhabenden Großbauern und sehr bescheiden lebenden Kleinbauern⁴⁶¹.

Cisleithanien kann vor dem Ersten Weltkrieg als ‚industrialisierter Agrarstaat‘ bezeichnet werden. Hochindustrialisierte Gebiete befanden sich vor allem im Wiener Becken, der Obersteiermark sowie Teilen Böhmens und Mährens. Der Anteil der Bevölkerung, der in der Land- und Forstwirtschaft tätig war, belief sich im Jahr 1910 auf 56,9 Prozent aller Erwerbstätigen. Betrachtet man nur den deutschsprachigen Teil Cisleithaniens, ist der Trend zur Urbanisierung, der sich ab den 1870er Jahren beschleunigt hatte, deutlicher zu sehen: Im Jahr 1910 arbeiteten hier nur mehr 38,7 Prozent aller Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft, 32,4 Prozent waren in Industrie und Gewerbe beschäftigt und 28,9 verdienten im Dienstleistungssektor ihr Geld (siehe Abbildung 13). Vor dem Krieg lebte etwas mehr als ein Viertel der ÖsterreicherInnen in Gemeinden unter 500 EinwohnerInnen und weitere 36 Prozent in Gemeinden mit bis zu 2000 EinwohnerInnen. Knapp über die Hälfte aller Frauen Cisleithaniens arbeiteten zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Landwirtschaft. Die meisten landwirtschaftlichen Betriebe in der österreichischen Reichshälfte waren Klein- und Kleinstbetriebe, in denen hauptsächlich Familienmitglieder arbeiteten. Als ab dem Jahr 1914 immer mehr Männer einberufen wurden, erhöhte sich der Druck auf die weiblichen Familienmitglieder. Die Produktionsleistung der Landwirtschaft hing nun stark von Frauen ab⁴⁶².

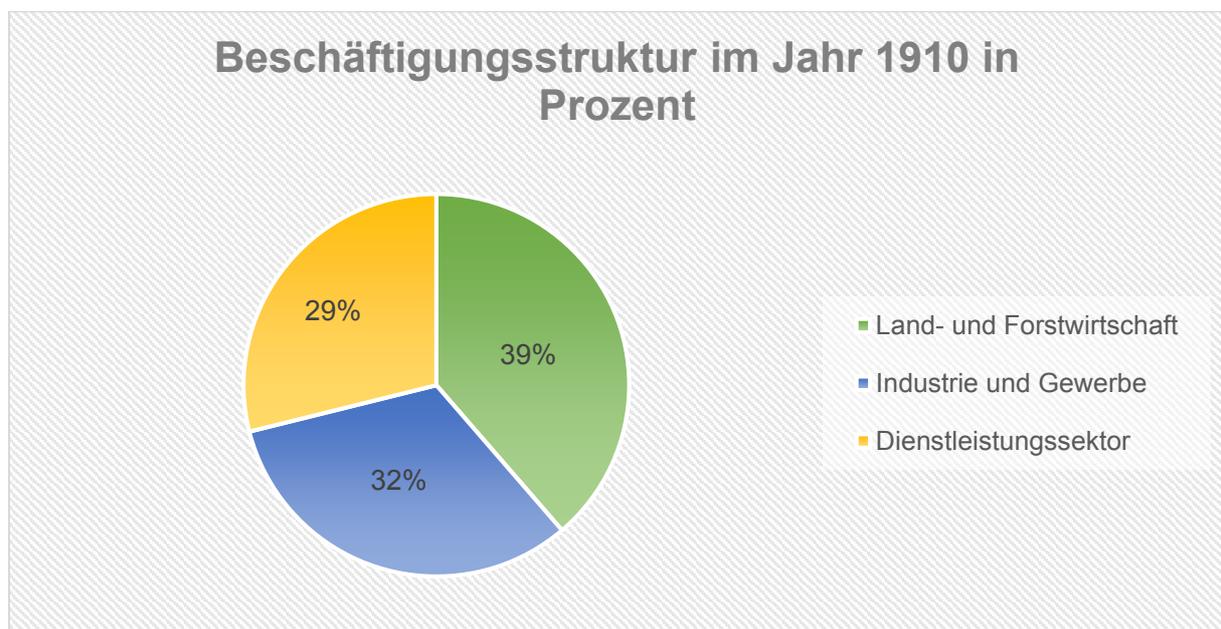


Abbildung 13: Die Beschäftigungsstruktur des deutschsprachigen Cisleithaniens in Prozent aller Erwerbstätigen (14 bis 59 Jahre) im Jahr 1910. Eigene Darstellung nach Barth-Scalmani und Margesin 2014, 282.

⁴⁶⁰ vgl. Barth-Scalmani und Margesin 2014, 287.

⁴⁶¹ vgl. Schaumann und Schmid 2013, 10.

⁴⁶² vgl. Barth-Scalmani und Margesin 2014, 280 ff.

4.10.2 Neue Tätigkeitsbereiche von Frauen während des Ersten Weltkriegs

Viele Tätigkeiten in der Landwirtschaft, die traditionell von Männern verrichtet worden waren, wie das Mähen des Heus mit der Sense oder das Spritzen des Weins, wurden im Krieg, zusätzlich zu ihren bisherigen Aufgaben, von Frauen und Kindern übernommen. Die Historikerinnen Gunda Barth-Scalmani und Gertrud Margesin konnten zeigen, dass sich die Stimmung in Berichten über Frauen in der Landwirtschaft im Kriegsverlauf deutlich veränderte. Strotzten Printmedienartikel in den ersten beiden Kriegsjahren nur so vor Enthusiasmus, machte sich ab dem Jahr 1916, nach 23 harten Kriegsmonaten und ohne Aussicht auf baldige Besserung der Lage, Ernüchterung breit. Wie bereits beschrieben, kam es auch im Schreiben über Ersatzlebensmittel und das Sparen in Bezug auf Lebensmittel zu einer immer weiter fortschreitenden Verdüsterung der Stimmung, je länger der Krieg andauerte. Die Schilderungen in Printmedien der ersten Kriegsjahre, in denen von wackeren, tapferen und stolzen Frauen in der Landwirtschaft die Rede war, spiegelten die Sicht der Betroffenen nicht wider. Diese thematisierten von Anfang an in LeserInnenbriefen die Unmöglichkeit, alle an sie gestellten Anforderungen zu erfüllen⁴⁶³. Die gravierende Veränderung der traditionellen Geschlechterordnung wurde von Kriegsbeginn an in Printmedien thematisiert. „Die Veränderungen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung infolge des Krieges rührte tief an das Selbstverständnis mancher Männer und ihre hierarchische Vorstellung vom Wert unterschiedlicher Arbeiten.“⁴⁶⁴, schreiben Barth-Scalmani und Margesin. Die Vorstellung, dass traditionelle ‚Männerarbeiten‘ nun von Frauen durchgeführt werden sollten, wurde von einigen Männern geradezu als Lächerlichkeit abgetan.

Auch in den Städten mussten zu vielen Berufen, die bisher nur von Männern ausgeübt wurden, während des Krieges Frauen zugelassen werden. Bald schon gehörten Schaffnerinnen, Briefträgerinnen oder Straßenbahnfahrerinnen zum Bild des urbanen Alltags. Dieser Umstand wurde, trotz seiner Unumgänglichkeit, vor allem von Männern kritisiert. Frauen waren in ihren Augen weder körperlich noch geistig für diese neuen Aufgaben bereit. Ein Redakteur des *Fremden-Blattes* scheint in folgender Geschichte einen Beweis dafür zu sehen. Unter dem Titel „Wenn weibliche Bäckergehilfen das Brot backen“ schildert er einen Vorfall in einer Bäckerei: Der „Eitelkeit eines brotbackenden Mädchen[s]“ sei es zu verdanken, dass ein Salzburger Bäcker mit dem Lebensmittelgesetz in Konflikt geraten sei. Ein Kunde habe eine Haarspange in seinem Brot gefunden und Anzeige erstattete. Der Bäcker sei zu einer Strafe von 50 Kronen und fünf Tagen Arrest verurteilt worden. Der Redakteur räumt zwar ein, dass die Beschäftigung weiblicher Hilfsarbeiterinnen aufgrund des Arbeitskräftemangels notwendig sei, doch schon im Titel des Artikels klingt an, dass der Vorfall für ihn die logische Konsequenz davon ist, Frauen das Brot backen zu lassen⁴⁶⁵. In dem Artikel kommt die Meinung des Redakteurs klar zum Ausdruck, dass Frauen zu sehr auf ihr Äußeres bedacht und daher weniger geeignet als Männer seien, bestimmte Berufe auszuüben. Das spiegelte sich auch in der Bezahlung der Frauen wider. Mit dem Argument, Frauen seien körperlich weniger leistungsfähig, wurde ihnen nicht mehr als 40 Prozent des Lohns ihrer männlichen Kollegen bezahlt⁴⁶⁶.

Die meisten neuen Arbeitsplätze für Frauen fanden sich während des Krieges in der Rüstungsindustrie, insbesondere in der Munitions- und Pulverindustrie. Das Zentrum dieser

⁴⁶³ vgl. ebd., 294 f.

⁴⁶⁴ ebd., 299.

⁴⁶⁵ vgl. Fremden-Blatt 19.5.1915, 14.

⁴⁶⁶ vgl. Schaumann und Schmid 2013, 120.

Industrie befand sich im Raum Wiener Neustadt. Viele arbeitslos gewordene Frauen, die bisher in der Textilindustrie beschäftigt gewesen waren, zogen nun in die Nähe der großen niederösterreichischen Fabriken. In diesen Unternehmen stieg der Frauenanteil während des Krieges teilweise auf über 50 Prozent. Der gestiegene Bedarf an Munition machte die Aufstockung der Belegschaft um mehrere Tausend Menschen notwendig. Für die k. k. Munitionsfabrik in Wöllersdorf, die vor dem Krieg 8000 Personen beschäftigt hatte, arbeiteten in den Jahren 1917 und 1918 30.000 bis 35.000 Menschen⁴⁶⁷. Dies geschah jedoch ohne dass die notwendige Infrastruktur geschaffen worden wäre. In den Fabriken verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen daher drastisch. In den dicht mit Menschen und Maschinen gefüllten Hallen konnten Fluchtwege nicht mehr freigehalten werden. Teilweise wurden Sicherheitseinrichtungen demontiert, um Platz für noch mehr Maschinen zu schaffen. Transmissionen lagen offen und so geschah es immer wieder, dass Arbeiterinnen mit ihrer ‚unpraktischen‘ Frauenkleidung oder mit den Haaren in die laufenden Riemen gerieten. Unfälle mit Explosivstoffen ereigneten sich seltener, forderten aber die meisten Todesopfer. Am 18. September 1918, wenige Monate vor Kriegsende, ereignete sich in Wöllersdorf der folgenschwerste Unfall. Vermutlich, weil eine Hülsenkartusche fallen gelassen wurde, entzündete sich das darin befindliche Pulver. Der Brand griff in kürzester Zeit auf das restliche in dem Gebäude gelagerte Pulver über. Der Unfall forderte etwa 430 Todesopfer, die meisten Leichen befanden sich in der Nähe der Türen. Gerüchte, wonach die Türen verschlossen waren, um ArbeiterInnen davon abzuhalten ihre Mittagspause zu verlängern, hielten sich hartnäckig⁴⁶⁸.

Die ArbeiterInnen waren in notdürftigen Baracken oder leerstehenden Gebäuden, etwa einer alten Spinnerei, untergebracht. Mit den hier vorhandenen sanitären Einrichtungen konnten die menschlichen Grundbedürfnisse nicht gedeckt werden. Die Arbeiterinnen konnten sich nicht ausreichend waschen und so gelangten die teils giftigen chemischen Substanzen, die an ihrer Kleidung hafteten, bis zu ihren Kindern. Die Arbeitszeiten, die durch Sonderregelungen auf bis zu zwölf Stunden pro Tag angehoben worden waren, machten die Erziehung der Kinder fast unmöglich, sie verwehrlosten in den Massenquartieren. Die Schlafstätten, die aus äußerst selten gereinigten Strohsäcken bestanden, waren derart verwandt, dass viele es vorzogen, während der Sommermonate im Freien zu übernachten. Im Winter war die Wanzenplage weniger schlimm, die zur Verfügung stehende Kohle reichte allerdings nicht aus, um die Unterkünfte angemessen zu heizen. An Warmwasser war nicht zu denken, weshalb die hygienische Situation im Winter noch schlechter war. Dazu kam, dass nur rund ein Viertel der 220 Senkgruben der Fabriken um Wöllersdorf mit der Kanalisation verbunden waren, die restlichen mussten geräumt werden. Für diese Aufgabe fehlten Fuhrwerke, Zugtiere und ein Ort, an dem die Fäkalmasse entsorgt werden konnte, ohne die Gesundheit der AnwohnerInnen zu gefährden⁴⁶⁹. Zu den Folgen dieser Arbeits- und Lebensbedingungen gehörten unter anderem Tuberkulose, Lungenentzündung und Schwächeanfälle. Frauen erlitten mehr Fehlgeburten oder waren über Jahre hinweg vom Ausbleiben ihrer Menstruation betroffen. Jugendliche ArbeiterInnen blieben in ihrem Wachstum zurück, litten unter Fehlstellungen der Knochen und Gelenke, Muskelschmerzen und einer Reihe psychischer Erkrankungen⁴⁷⁰. Die Versorgung der ArbeiterInnen unterschied sich je nach Firma und Gegend, meist standen ihnen verbilligte Lebensmittel, Kantinen oder Kriegsküchen zur

⁴⁶⁷ vgl. Augeneder 1987, 55 ff.

⁴⁶⁸ vgl. ebd., 75 ff.

⁴⁶⁹ vgl. ebd., 61 ff.

⁴⁷⁰ vgl. ebd., 87.

Verfügung. Dies war ursprünglich ein Anreiz, in einer Fabrik zu arbeiten, doch wurde auch dort die Versorgungslage immer schlechter. In ländlichen Gebieten gingen die Fabrikangestellten der Not gehorchend dazu über, bei Bauern zu kaufen oder zu stehlen⁴⁷¹.

Der zweite große Bereich, in dem Frauen während des Krieges arbeiteten, war die Textilindustrie. Schon vor Kriegsbeginn arbeiteten viele Frauen als Textilarbeiterinnen, die Textilindustrie hatte sich im Vergleich zur Vorkriegszeit jedoch gravierend verändert. Ihr Fokus lag nun auf der Deckung des militärischen Bedarfs. Aufgrund des Baumwoll-, Wolle-, Jute- und Flachsmangels wurde mit einer Reihe von Ersatzprodukten wie Holzzellulose, Altpapier, Alttextilien und Brennesselfasern gearbeitet. Fabrikbesitzer, deren Fabriken auf die neuen Materialien und die militärischen Bedarfsartikel umgestellt werden konnten, profitierten von den zahlreichen Aufträgen. Für die ArbeiterInnen bedeuteten diese allerdings Überstunden und verschlechterte Arbeitsbedingungen. Andernorts führte die Schließung von Spinnereien und Fabriken zu hoher Arbeitslosigkeit. Die Regierung rief zwar Hilfsaktionen für arbeitslose TextilarbeiterInnen ins Leben, diese erreichten aber nur etwa die Hälfte aller Arbeitslosen. Die in der Textilindustrie verbliebenen Arbeiterinnen stellten nun hauptsächlich Kleidung für Soldaten her. Sie bekamen Konkurrenz von Heimarbeiterinnen, die vor allem Uniformen nähten. Die neuen Heimarbeiterinnen waren arbeitslose Textilarbeiterinnen, Frauen aus der verarmten Mittelschicht, entlassene Dienstmädchen und Mütter von kleinen Kindern, die nicht in den Fabriken arbeiten wollten. Meist ging mehr als die Hälfte des bezahlten Preises einer Uniform an Zwischenhändler und Subunternehmer. Von dem verbleibenden Geld musste die Heimarbeiterin Arbeitsmaterialien kaufen sowie für die Beleuchtung ihres Arbeitsplatzes sorgen. Die Kosten für Petroleum waren stark gestiegen⁴⁷². Diese Möglichkeit, ein wenig Geld zu verdienen wurde zusätzlich durch die vielen gutsituierten Frauen des Bürgertums und Adels eingeschränkt, die mit unentgeltlicher Handarbeit einen patriotischen und karitativen Beitrag leisten wollten⁴⁷³.

4.10.3 Frauen im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs der Printmedien

Die Teilung Cisleithaniens während des Krieges in ‚Front‘ und ‚Heimatfront‘ war gleichzeitig eine von Printmedien idealisierte Teilung in einen Bereich für Frauen und Kinder und einen für Männer. Als Gegenstück zur Front sollte die Heimatfront von der Gewalt des Krieges verschont bleiben. Sie sollte einen friedlichen Ort darstellen, auf den sich heimkehrende Soldaten freuen konnten und für dessen Schutz es zu kämpfen und zu sterben galt. Dieses Bild der Trennung von der friedlichen Heimatfront und der Front, an der heldenhafte Männer kämpfen, kommt besonders deutlich in einem Artikel der Zeitung *Wiener Bilder* zum Ausdruck. Der als Antisemit bekannte bayerische Heimatdichter Franz Schrönghamer-Heimdal stellte darin die beiden Welten einander gegenüber. Die Heimat wird als paradiesischer Ort präsentiert, an dem die „einzige ‚Härte‘“ das Kriegsbrot sei:

⁴⁷¹ vgl. ebd., 96 ff.

⁴⁷² vgl. ebd., 107 ff.

⁴⁷³ vgl. Schaumann und Schmid 2013, 46 f.

Daheim: So still ist's, so friedlich, als wäre die Welt ein ewiger Sonntag. Die Menschen gehen sinnend und lächelnd, stehen plaudernd und gelassen, werken und arbeiten wie sonst, alles ist, wie es vordem war, als wir auszogen. Wie ein unfaßliches Wunder ist dieser Heimatfriede denen, die zurückkommen.⁴⁷⁴

Die Front hingegen ähnelt der ‚Hölle auf Erden‘:

Draußen: Da hat man Granatfeuer, Fliegerbomben, Querschläger, Fliegerpfeile, Minen, Gewehrgranaten, Dum-dum-Geschosse, Bajonettkämpfe, ständige, stündliche Gefahr. Und ein leises Lauern, Liegen und Warten, bis sie einem auch das Letzte und Liebste nehmen, das arme, liebe Leben.⁴⁷⁵

Die Geschichte, die in hochemotionalem Tonfall erzählt wird, hatte den Zweck, den Menschen zu Hause die Opfer der Soldaten vor Augen zu führen. Dadurch sollten diese zur Opferbereitschaft und zum Durchhalten bewegt werden. Doch wurde ihnen gleichfalls zu verstehen gegeben, dass ihre Opfer denen der Soldaten untergeordnet waren. Durch ihre Opferwilligkeit sollten sie den Opfermut der Soldaten ehren. Die Opfer, die die Zivilbevölkerung zu bringen aufgefordert wurde, drehten sich vor allem um Lebensmittel. Sie sollten sparsam sein, verzichten und Kriegsbrot essen, denn: „Eine arme Rinde, die man daheim in den Trankeimer oder in die Kehrichttonne wirft, ist draußen ein Leckerbissen für Männer, für Offiziere, für Helden.“⁴⁷⁶ Die demütigen Helden an der Front werden den murrenden, undankbaren Menschen zu Hause gegenübergestellt. Der Autor bringt seine Erwartung klar zum Ausdruck, dass, würde die Zivilbevölkerung die Opfer der Soldaten begreifen, sie sich in Einfachheit, „Bescheidenheit, Starkmut, Treue, Güte, Ergebenheit“ üben würde. Erst dann würde sich alles „zur Einkehr, zum Guten, zu Gott“ wenden. Wie bereits erörtert, entsprach dieses Bild der Heimatfront keinesfalls der Realität. Die Gewalt des Krieges zeigte sich hier in Form von gewaltsamen Aufständen aufgrund des Lebensmittelmangels und gegenseitigen Verdächtigungen. Auch an der Heimatfront gab es Todesopfer zu beklagen. Bei sieben bis elf Prozent aller Todesfälle während des Krieges in Wien, war die direkte Todesursache Verhungern, so ein Wiener Arzt. Indirekt trug der Hunger zu weitaus mehr Todesfällen bei. Die vom Hunger geschwächten Menschen starben häufiger an Krankheiten. In den Jahren 1916 bis 1919 starben in Wien bis zu 8000 Frauen mehr als in den Jahren zuvor⁴⁷⁷.

Die Teilung in die hauptsächlich männliche Front und die vornehmlich weibliche Heimatfront hatte auch damit zu tun, dass Frauen nicht zum Militärdienst zugelassen waren. Während des Ersten Weltkriegs arbeiteten Frauen an der Front hauptsächlich in der Versorgung und Pflege der Verwundeten und Kranken. Krankenschwestern und Ärztinnen⁴⁷⁸ folgten den Truppen und errichteten Feldspitäler. Die Pflege wurde meist von Hilfskrankenpflegerinnen übernommen, die von Kriegsbeginn an in Kursen des Roten Kreuzes ausgebildet worden waren. Die Krankenpflegeschule des k. k. Allgemeinen Krankenhauses in Wien war erst im Jahr 1913 errichtet worden, weshalb es erst wenige diplomierte Krankenschwestern gab⁴⁷⁹. In einigen Fällen kämpften Frauen, oft als Männer verkleidet, als Teil der Truppen. In der

⁴⁷⁴ Wiener Bilder 9.7.1916, 14.

⁴⁷⁵ ebd.

⁴⁷⁶ ebd.

⁴⁷⁷ vgl. Healy 2004, 42.

⁴⁷⁸ Wenig bekannt ist, dass auch Frauen während des Ersten Weltkrieges als Ärztinnen arbeiteten. Im Jahr 1900 waren sie zum Medizinstudium zugelassen worden (vgl. Schaumann und Schmid 2013, 74).

⁴⁷⁹ vgl. Schaumann und Schmid 2013, 82.

„Freiwilligen Ukrainischen Legion“, die sich nach Kriegsbeginn auf österreichisch-ungarischer Seite formierte, waren Frauen von Beginn an als Soldatinnen vorgesehen⁴⁸⁰. Aus Kostengründen wurden Frauen, teils freiwillig, teils unter Zwang, auch als Trägerinnen und Etappenhelferinnen eingesetzt⁴⁸¹. Die wesentlichen Opfer von Frauen wurden jedoch an der Heimatfront erwartet.

Der Erste Weltkrieg brachte für Arbeiterinnen oft entweder Arbeitslosigkeit oder gefährliche, schlecht bezahlte Arbeit, mit der sie versuchten sich und ihre Kinder durchzubringen und die sie ans Ende ihrer Kräfte brachte. Dazu kamen die Sorge um Familienangehörige an der Front und die ständig steigenden Lebensmittelpreise beziehungsweise der Mangel an Lebensmitteln. Ihre prekäre Ernährungssituation wurde unter anderem von der *Arbeiter-Zeitung* im Kriegsverlauf immer wieder thematisiert. Bereits im April 1915 wurde darauf hingewiesen, dass die Teuerung immer mehr Arbeiterinnen vor die Frage stelle: „Wie ernähren wir jetzt unsere Kinder?“⁴⁸² Viele Arbeiterinnen seien dermaßen entkräftet, dass sie nicht mehr im Stande seien, ihre Säuglinge zu stillen, so der Kinderarzt Heinrich Keller. Viele Kinder von Arbeiterfamilien seien von akuter Unterernährung betroffen, deren Folgen „mangelhafte Entwicklung und vielleicht sogar unheilbare[s] Siechtum“ seien, lautet seine Diagnose. Er spricht von den ungeheuren Opfern der Proletarier und ruft die Regierung dazu auf, Verantwortung zu übernehmen. Im Juni 1915 berichtet auch der Journalist Max Winter davon, dass Arbeiterinnen mit Kindern besonders von Lebensmittelteuerung und –mangel betroffen seien. Er schildert die Situation einer Mutter von sechs Kindern:

Mit diesen 38 Kronen muß die Frau alles bestreiten, das heißt sie muß den Tisch bestellen, die Miete bezahlen, die monatlich 27 Kronen 80 Heller beträgt, die Kleidung herbeischaffen für den Mann, für sich und für die vier kleineren Kinder, sie muß die Krankenkasse davon bezahlen, sonstige Vereinsbeiträge und auch die Raten für eine Nähmaschine.⁴⁸³

Die beiden ältesten Töchter der Frau hätten eine Anstellung als Schneiderinnen gefunden, von ihrem Lohn würden sie der Mutter Geld für das Frühstück zahlen. Ihr Mittagmahl, welches sie in die Arbeit mitnahmen, bestehe aus einem halben Liter Milch vermengt mit etwas Kakao. Der Vater sei Maschinenarbeiter in einer größeren Fabrik. Es wird angedeutet, dass die Mutter, sei es für den Eigenbedarf oder für das Militär, zu Hause nähe. Obwohl in diesem achtköpfigen Haushalt zumindest drei der vier Personen im erwerbstätigen Alter voll berufstätig seien, reiche das Geld nicht, um alle satt zu bekommen. Auch der zweite in der Reportage geschilderte Fall ist für die Ernährungs- und Arbeitssituation von ProletarierInnen während des Ersten Weltkriegs typisch. Die Familie bestehe aus dem Vater, Pfründer der Gemeinde Wien und Flickenschuster, der Mutter, Hilfsarbeiterin in einer Fabrik, einem Sohn, der unter Waffen stehe, einer Tochter, die als Kindermädchen arbeite und fünf kleineren Kindern. Der Vater habe früher als Schuhmacher ein eigenes Geschäft betrieben, als er jedoch zu einer Waffenübung musste, habe die Frau das Geschäft schließen müssen, da sie die Miete nicht mehr aufbringen konnte. Wieder schreibt Winter von den Sorgen der Mutter, wie sie die Familie ernähren solle und von dem Hunger, den vor allem die kleineren Kinder ertragen müssten. Das Bild von der Situation der Arbeiterinnen ergänzt der Reporter mit der Geschichte

⁴⁸⁰ vgl. ebd., 108.

⁴⁸¹ vgl. ebd., 116.

⁴⁸² Arbeiter-Zeitung 20.4.1915, 6.

⁴⁸³ Arbeiter-Zeitung 10.6.1915, 7.

der Frau und der dreizehnjährigen Tochter eines städtischen Angestellten. Sie müssten, „um den Krieg ‚durchhalten‘ zu können“, auf der Müllhalde nach brennbaren Koksteilen suchen⁴⁸⁴.

Das ‚Durchhalten‘, das mit Sparsamkeit und Haushalten Hand in Hand ging, wurde von der Regierung als oberste Pflicht der Frauen gesehen. Im Gegensatz zu den aktiv kämpfenden Männern wurde von Frauen erwartet, ruhig und passiv zu erdulden. Mit dem stillen Erdulden ist der Begriff der ‚Opferwilligkeit‘ eng verbunden, von dem in dieser Arbeit bereits die Rede war⁴⁸⁵. In einer Vielzahl von Artikeln, in denen speziell Frauen dazu aufgerufen wurden, sparsam zu sein, kommt klar zum Ausdruck, was unter Opferwilligkeit verstanden wurde. Die Erwartung an Frauen, Unannehmlichkeiten passiv zu ertragen, wird in einem Artikel der *Salzburger Chronik* deutlich. Der Redakteur/die Redakteurin behauptet in Bezug auf das Kriegsbrot: „[...] wenn Hausfrauen unter sich dies Thema erörtern, geschieht es nur, um fürsorgliche Sparsamkeitsmaßregeln zu besprechen, um sich gegenseitig Ratschläge zu erteilen, aber nicht in Unzufriedenheit oder gar in Kleinmut.“⁴⁸⁶ Dass dem nicht so war, zeigt ein Artikel der *Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung* in dem empört behauptet wird: „Das Wiener Publikum will sich dem, was die Vernunft verlangt, absolut nicht fügen, insbesondere die Hausfrauen beantworten jede Aufforderung der Behörde, den Konsum freiwillig einzuschränken, mit einem nur umso größeren Ansturm auf die Mehl- und Bäckerläden.“⁴⁸⁷ Mit dem Argument, es fehle besonders den Städterinnen an „Verständnis für den Ernst der Lage“ werden von dem Blatt Zwangsmaßnahmen gefordert. Der Konflikt zwischen urbaner und ländlicher Bevölkerung, wird in diesem Artikel auf Frauen übertragen.

Um Hausfrauen und Köchinnen auf das Sparen im Haushalt einzuschwören, verschickte das Ministerium des Inneren eine Broschüre mit „praktischen Winken“, die von vielen Printmedien mehr oder weniger unverändert übernommen wurden. Darin wurden im Speziellen Frauen zur „verständnisvollen Mitwirkung“ aufgefordert und die Bedeutung ihrer Aufgabe – des Haushaltens – als unentbehrlich für den Sieg über die Feinde dargestellt⁴⁸⁸. Am häufigsten finden sich diese Anleitungen zum Sparen und Kochen zu Kriegszeiten in eigenen Rubriken für Frauen, die sich in einigen Tages- und Wochenzeitungen auf den hinteren Seiten befanden. Die Tipps erforderten nur „ein bißchen Aufmerksamkeit und Nachdenken“⁴⁸⁹, heißt es in den entsprechenden Artikeln. Es wird suggeriert, dass es ein relativ geringes Opfer sei, sie zu befolgen. Ein Artikel der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* geht ganz konkret auf die Erwartungen der Politik an Frauen ein. In ihm wird von einer Versammlung der Frauenhilfsaktion mit Beteiligung Berta Weißkirchners, der Ehefrau des Wiener Bürgermeisters, berichtet. Ziel der Veranstaltung sei es gewesen, den Köchinnen die Bedeutung ihres Beitrags vor Augen zu führen und ihnen größte Sparsamkeit ans Herz zu legen. Zu Beginn des Artikels wird die Situation der österreichischen Frau vor Kriegsbeginn geschildert, als sie „im heroischen, wenn auch stillen Kampfe“ Mann und Kinder mit gesunden, nahrhaften Speisen versorgt habe. Der Krieg sei nun für Hausfrauen „eine Quelle neuer, verdoppelter Sorge“.

⁴⁸⁴ vgl. ebd., 8.

⁴⁸⁵ vgl. Healy 2004, 34.

⁴⁸⁶ *Salzburger Chronik* 27.2.1915, 3.

⁴⁸⁷ *Wiener Landwirtschaftliche Zeitung* 31.3.1915, 1.

⁴⁸⁸ siehe zum Beispiel *Neues Wiener Journal* 9.4.1915, 6.

⁴⁸⁹ *Fremden-Blatt* 8.3.1917, 9.

Wie schwer dies auch für unsere Hausfrauen ist und welchen Opfermut dies erfordert, die Frauen sind sich der Wichtigkeit der an sie herangetretenen Aufgabe voll bewußt, sie wissen, daß sie heute für die Allgemeinheit -und den Staat arbeiten, wenn sie ihre Familie, - dieses kleinste soziale Gebilde, stark und aufrecht erhalten.⁴⁹⁰

Im Anschluss wird auf die „Aushungerungspläne unserer Feinde“ verwiesen, gegen welche die Frauen kämpfen würden. Dieses Argument wird im letzten Absatz des Artikels wiederholt, wo „unsere Frauen“ als energievoll und patriotisch beschrieben werden. Ihr „Durchhalten“ bis zum Sieg bilde das Pendant zu den „im Feld heldenmütig kämpfenden Truppen“. Indem Behauptungen darüber aufgestellt werden, wie sich Frauen fühlten, wie sie dächten und handelten, wird indirekt die ideale Frau zu Kriegszeiten beschrieben. Diese ideale Frau ist patriotisch, heroisch, fürsorglich, willensstark und entschlossen. Ihre Pflicht sei es, den „Haushalt im Gleichgewicht“ zu halten, Mann und Kinder zu versorgen und damit dem Staat zu dienen.

Nicht nur männliche Politiker oder Redakteure erklärten Frauen mithilfe der Printmedien, was die Erwartungen an sie während des Krieges seien. Frauen schrieben einander, im wahrsten Sinn des Wortes, ebenso vor, wie sich eine gute Österreicherin zu Kriegszeiten zu verhalten habe. Ein prominentes Beispiel dafür ist ein Artikel von Erzherzogin Auguste Maria Luise von Bayern, die sich während des Krieges karitativ betätigte. Darin spricht sie von der beispiellos ausharrenden und wunderbaren Arbeit, „mit der die Frauen die Kriegstätigkeit und Kriegserfolge der kämpfenden Männer ergänzten“⁴⁹¹. Auch in diesem Text werden Erwartungen an die Gefühlslage und das Handeln von Frauen nicht in Form von Geboten formuliert, sondern in Lob verpackt. Die Erzherzogin beschreibt einen Istzustand. Die Aufgaben der Frauen werden in der Kranken- und Verwundetenpflege, der Textilarbeit für das Militär, den sogenannten ‚Liebesgaben‘, der Pflege von Halbwaisen, deren Väter an der Front dienten und dem sparsamen Umgang mit Ressourcen gesehen. So bleibe „nicht ein Kind ohne Fürsorge“ und der Winter habe verhältnismäßig wenige „kämpfende Helden“ hinweggerafft. Diese Aufgaben werden als groß, wichtig, edel, wunderbar, schwer, traurig und heilbringend bezeichnet. Die Frauen seien dabei aufopferungsvoll, zärtlich, mild, geduldig, fleißig, liebevoll, entschlossen und zäh. Sowohl die den Frauen zugeordneten Aufgaben als auch die Manier, in der sie ausgeführt werden sollten, bleiben im Rahmen traditioneller Rollenbilder. Die Aufgaben der Frauen, so wichtig und groß sie auch beschrieben werden, bleiben denen der Männer untergeordnet. Die Kraft dafür entstamme der „unerschütterlichen Liebe besorgter Gattinnen und bangender Mütter“. Wie schon in der *Österreichischen Illustrierten Zeitung* wird versucht, Frauen über ihre Rolle als Mütter und Ehefrauen zu mobilisieren. Maureen Healy schreibt, dass dies ein auffälliges Merkmal des Ersten Weltkriegs sei. Die Familie sollte auch nach dem Krieg die soziale Ordnung wiederherstellen und Männer und Frauen sollten dazu möglichst schnell wieder ihre traditionellen Rollen einnehmen. Die wirtschaftliche Situation der Nachkriegszeit machte es allerdings vielen Familien unmöglich, von nur einem Einkommen zu leben⁴⁹². Das Argumentationsmuster der eben erwähnten Artikel findet sich in auffallend ähnlicher Form in einigen anderen Artikeln wieder. Diese sind größtenteils ‚Wirk-Erzählungen‘ in denen von „unseren Frauen“, „unseren Feinden“ und „unserem Ziel“ die Rede ist. Dadurch soll die Identifikation mit dem Text vereinfacht werden und ein

⁴⁹⁰ Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915, 23.

⁴⁹¹ Reichspost 29.7.1917, 17.

⁴⁹² vgl. Healy 2004, 26.

Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe, in diesem Fall den ÖsterreicherInnen in Abgrenzung zu ihren Gegnern, geschaffen werden.

Nicht nur der Zusammenhalt der ÖsterreicherInnen wurde im Kriegsverlauf in Printmedien immer wieder beschworen, insbesondere Frauen wurden ab 1914 zur Solidarität untereinander aufgerufen. Über soziale Schichten, Religionen und Nationalitäten hinweg sollten sie ihre Differenzen überwinden und als „Österreichs Frauen“ zusammenarbeiten. Anders als französische oder britische Frauen konnten Österreichs Frauen nicht über ihre Nationalität mobilisiert werden. Das Reich der Habsburger war keine Nation, zu der man sich zugehörig fühlte, sondern ein multinationaler Staat.

Die Beziehung von Frauen zum Staat veränderte sich während des Krieges deutlich. Zahlreiche Dinge des Alltags, die zuvor auf Bezirksebene geregelt worden waren, wie zum Beispiel Arbeit, Freizeit und Essen, waren nun Staatsangelegenheiten. In Abwesenheit vieler Männer wurden Frauen zu wichtigen politischen Akteurinnen. Sie traten vielfach nicht als organisierte Bewegung auf, sondern forderten als anonyme Gruppe in spontanen Aufständen, dass der Staat sie für ihre Opfer mit Nahrungsmitteln versorgen solle. Im Gegensatz dazu unterstützten die Programme der zahlreichen neuen Frauenorganisationen traditionelle Rollenbilder und appellierten an Mutterliebe und Selbstlosigkeit. Dies wird in dem weiter oben beschriebenen Bericht über eine Veranstaltung der Frauenhilfsaktion deutlich⁴⁹³. Der von Frauenorganisationen viel beschworene Zusammenhalt zwischen Frauen existierte nur in Broschüren, Artikeln und Flugblättern und nicht in der Realität. Dennoch besaßen vor allem die Frauenorganisationen, eine verhältnismäßig kleine Gruppe Frauen, die Mittel und Möglichkeiten, sich Gehör zu verschaffen. Sie verstanden sich als Vertreterinnen aller Frauen⁴⁹⁴.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass von Frauen wie von Männer im Ersten Weltkrieg Opfer erwartet wurden, die Opfer der Frauen wurden denen der Männer allerdings untergeordnet. Obwohl auch Frauen an der Front kämpften und arbeiteten, wurde ihr Beitrag zum Sieg über die Feinde hauptsächlich an der Heimatfront verortet. In besser gestellten sozialen Schichten war es vor dem Krieg unüblich, dass Frauen einer Erwerbsarbeit nachgingen. Während des Krieges traten sie, teils unentgeltlich, in Konkurrenz zu Arbeiterinnen, deren Situation durch Arbeitslosigkeit und unmenschliche Arbeitsumstände noch prekärer geworden war. Auf die kritische Ernährungssituation der Arbeiterinnen wurde von sozialdemokratischen Blättern regelmäßig hingewiesen. In ländlichen Gebieten erhöhte sich durch den Arbeitskräftemangel der Druck auf Frauen und Kinder beträchtlich. Simultan zur Ernüchterung der Stimmung im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs ab der zweiten Kriegshälfte, ließ auch der Enthusiasmus im Schreiben über die ‚heroische‘ Arbeit der Frauen in der Landwirtschaft nach. In Stadt und Land wurden traditionelle Vorstellungen von männlichen und weiblichen Aufgaben und Tugenden in Frage gestellt, weil Frauen immer mehr zuvor ‚männliche‘ Arbeiten übernahmen. Frauen wurden zu wichtigen politischen Akteurinnen, an die sich die Politik immer öfter direkt wandte. In den Augen der Regierung waren das ‚Durchhalten‘ und die ‚Opferwilligkeit‘ die obersten Pflichten der Frauen zu Kriegszeiten. Um Frauen zu mobilisieren, wurde an sie vor allem in ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau appelliert. Frauen, die nicht sparsam mit Lebensmitteln umgingen, wurde Dekadenz und ein fehlender Sinn für größere Zusammenhänge unterstellt. Die Erwartungen an die innere Haltung und das

⁴⁹³ siehe Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915, 23.

⁴⁹⁴ Healy 2004, 163 ff.

Verhalten von Frauen wurden im Kriegsverlauf regelmäßig enttäuscht. Weder verhielten sich Frauen angesichts des akuten Lebensmittelmangels zärtlich und geduldig, noch hielten sie als Frauen Österreichs zusammen. Der Erste Weltkrieg bedeutete neben einer Krise des Patriarchats auch eine Krise der traditionellen Frauenrolle⁴⁹⁵.

5 Conclusio

Die Versorgung der Zivilbevölkerung während des Ersten Weltkriegs war eines der größten Probleme der Regierung Cisleithaniens. Essen wurde zum Politikum, es beschäftigte Politiker aller Parteien auf allen Ebenen, vom Lokalpolitiker bis zum Ministerpräsidenten. In meiner Masterarbeit habe ich die Maßnahmen zur Regelung der Versorgung der Menschen mit Lebens- und Ersatzlebensmitteln beschrieben. Der (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs wurde wesentlich vom Leitmedium des beginnenden 20. Jahrhunderts, der Zeitung, geprägt. Anhand deutschsprachiger Zeitungen der Jahre 1914 bis 1918 bin ich der Frage nachgegangen, wie der Nahrungsmangel und die Einführung von Ersatzlebensmitteln rezipiert wurden und wie sich der Umgang der Printmedien mit diesen Themen im Untersuchungszeitraum veränderte. Abschließend möchte ich die wichtigsten Ergebnisse meiner Arbeit anhand der drei Hypothesen, die ich im Kapitel „Methode“ aufgestellt habe, zusammenfassen.

5.1 Hypothese 1

Ich habe die Annahme formuliert, dass ein Großteil der Zeitungen in den ersten Kriegsjahren die Kriegspropaganda bezüglich Ersatzlebensmittelprodukten unreflektiert übernahm, indem Ersatzstoffnutzung als moralisch überlegen dargestellt, Verzicht auf diese hingegen als dekadent und verschwenderisch angeprangert wurde.

Diese Annahme bestätigt sich bei den Lebensmitteln Mehl und Brot. Das Brot nimmt eine besondere Stellung im Lebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs ein. Immer wieder wird in den von mir analysierten Artikeln auf seine Bedeutung als Hauptnahrungsmittel hingewiesen, mit dem es unbedingt auszukommen gelte. Häufig werden die Menschen im Rahmen allgemeiner Aufforderungen zum Sparen und zur Verwendung von Ersatzlebensmitteln auch zum Essen von Kriegsbrot, das aus mindestens 50 Prozent Mehlsurrogaten bestehen musste, ermahnt. Ein typisches Kommunikationsmuster ist dabei, den Konsum von Kriegsbrot als moralisch überlegen und als wichtiges Mittel gegen den ‚Aushungerungsplan der Feinde‘ darzustellen. Er wird als wichtiger Teil des vielbeschworenen ‚Durchhaltens‘ der Zivilbevölkerung und damit als Pendant zu den Opfern der kämpfenden Soldaten gesehen. Bereits kurz nach Kriegsbeginn befürchtete die Regierung einen durch den Wegfall der galizischen Ernte verursachten Mangel an Mehl und Brot. Die Bewerbung des Kriegsbrot in Printmedien konzentriert sich auf die ersten beiden Kriegsjahre. In den Jahren 1916, 1917 und 1918 taucht das Brot seltener im Diskurs auf. Kriegsbrotbefürworter und Kriegsbrotgegner diskutierten die gesundheitlichen Folgen des Kriegsbrot, wobei erstere die Schuld an seiner schlechten Verdaulichkeit bei den „verweichlichten“⁴⁹⁶ Organen der Menschen suchten.

Auch die Versorgung mit tierischem Fett wurde schon kurz nach Kriegsbeginn zum Problem. In Printmedien wurden ab 1914 Ersatzprodukte wie Margarine, Kernfett und pflanzliche Öle beworben. Die industrielle Margarine-Produktion und die Innovationen der vorangegangenen Jahre in diesem Bereich wurden der traditionellen Herstellung von Butter und Schmalz gegenübergestellt. Dabei wurde die industrielle Produktion als hygienischer und

⁴⁹⁵ vgl. ebd., 210.

⁴⁹⁶ Österreichische Illustrierte Zeitung 12.5.1918, 2.

fortschrittlicher dargestellt. Die aufwertende Berichterstattung der Medien stimmt mit dem Interesse der Regierung überein, die zu Friedenszeiten unbeliebte Margarine beliebter zu machen. Die Empfehlung, Kernfett zu verwenden, kam von offizieller Stelle, zum Beispiel von der Frauenhilfsaktion unter Berta Weiskirchner, der Ehefrau des Wiener Bürgermeisters. Zeitungen nahmen diese Empfehlung vielfach auf und verbreiteten sie. Pflanzliche Fette wurden im Ersten Weltkrieg von Printmedien aufgewertet, allerdings wurden die Menschen zur Sparsamkeit im Zuge des ‚Durchhaltens‘ aufgefordert, da auch pflanzliche Öle endlich seien. Die Haltung der Printmedien veränderte sich mit der Einführung der offiziellen Kriegsmargarine, die heftig kritisiert wurde.

Als Alternativen zur ab 1914 schnell knapper werdenden Kuhmilch wurden in Printmedien vor allem Trocken- und Kondensmilch beworben. Damit stimmten sie mit der Haltung der Regierung überein, die versuchte, den Milchkonsum einzuschränken und frische Milch durch haltbar gemachte Milchprodukte zu ersetzen. Besonders Trockenmilch wurde beworben, um Milch zu sparen und andere Speisen zu strecken. Sozialdemokratische Zeitungen betonten die Bedeutung der Milch für ärmere Haushalte, wo sie vor allem für Kinder ein Hauptnahrungsmittel darstellte. Sie gaben der Regierung und den angeblich hartherzigen Milchbauern die Schuld am bedrohlichen Milchmangel.

Zu den für die Versorgung der Menschen wichtigsten Gemüsearten gehörte zu Beginn des Krieges die Kartoffel. Sie ersetzte vor allem Mehl sowie teurere Gemüsearten und diente als Futtermittel. Bald schon stellte sich allerdings ein Erdäpfelmangel ein. Von nun an wurden insbesondere Wruken (Steckrüben) und Karotten in Printmedien als Ersatzlebensmittel beworben. Sie wurden zu Brot und Kaffee verarbeitet und fungierten in einer Vielzahl an Speisen als ‚Lückenfüller‘. Obst und Gemüse tauchten in den ersten Kriegsjahren im Zuge allgemeiner Aufforderungen zum Sparen und ‚Durchhalten‘ in Printmedien auf. Ab dem Jahr 1917 wurden vermehrt Speisen beworben, deren Hauptbestandteil Gemüse war. Gemüse hatte sich in der Wahrnehmung der Zeitungen im Kriegsverlauf von einer Beilage zu einer Hauptspeise entwickelt. Obst, mit dem sich Cisleithanien vor dem Krieg selbst versorgen konnte, wurde in Form von Mus oder Marmelade als Fett- und Zuckerersatz beworben. Das war im Sinne der Regierung, die durch Beschlagnahmungen versuchte, die Marmeladeindustrie trotz knapper werdender Bestände mit Obst zu versorgen. Während sozialdemokratische Zeitungen die Regierung dafür kritisierten, dass nur wenig und zu teures Obst und Gemüse verfügbar sei, propagierten Zeitungen mit wohlhabenderen LeserInnen eine vegetarische bis vegane Ernährung, um Fleisch zu sparen.

Kaffee stellte in den ersten beiden Kriegsjahren noch keine Mangelware dar und war daher im Lebensmitteldiskurs zunächst nicht dominant. Seine Thematisierung durch die Printmedien verstärkte sich ab dem Jahr 1917, als der offizielle Kriegskaffee eingeführt wurde, für dessen Produktion die staatlich privilegierte Kaffeezentrale verantwortlich war. Dabei stellten sich die Printmedien größtenteils auf die Seite der KonsumentInnen und kritisierten das Produkt und die Kaffeezentrale scharf. Andere Surrogate, die vielfach schon zu Friedenszeiten von ArbeiterInnen und weniger wohlhabenden Menschen verwendet worden waren, wurden von Printmedien pragmatisch gesehen und als passender Ersatz für Bohnenkaffee empfohlen. Früchte- oder Kräutertee wurden von Printmedien hingegen nicht als Ersatz für das beliebte Heißgetränk Kaffee gesehen. Schwarzteemangel und mögliche Ersatzprodukte wurden während des Untersuchungszeitraums selten von Printmedien thematisiert.

Die Regierung machte sich zu Kriegsbeginn wenig Sorgen um die Fleischversorgung der Menschen, der Bedarf schien vorerst gedeckt zu sein. Diese Sorglosigkeit spiegelt sich in den

Zeitungen wieder. In propagandistischen Artikeln, in denen die LeserInnen dazu aufgerufen wurden, den „unwürdigen Kriegsplan“⁴⁹⁷ der Feinde durch ihre Sparsamkeit zu vereiteln, wird das Thema Fleisch nur beiläufig erwähnt. Beim Lebensmittel Fleisch zeigt sich deutlich, wie unterschiedlich die Ernährungssituation in der Habsburgermonarchie für Arme und Reiche war. Zeitungen mit wohlhabenderer Leserschaft gaben ihrem Publikum ab 1915 Tipps zur Verwertung von übriggebliebenem Fleisch. Der tägliche Fleischgenuss scheint für sie, trotz eines Preisanstiegs im Frühjahr 1915, noch kein Problem gewesen zu sein. Ärmere Menschen mussten schon vor Kriegsbeginn Fleisch sparen und griffen auf billigere Fleischarten zurück. Der Mangel an Rind- und Schweinefleisch führte dazu, dass von offizieller Stelle, wie auch in Zeitungen, Fisch, Wildbret, Hammel-, Kaninchen- und Muschelfleisch empfohlen wurden. Das Pferdefleisch erlebte einen Wandel in seiner Rezeption durch die Printmedien. Vom ‚Arme-Leute-Fleisch‘ als das es zu Kriegsbeginn galt, wurde es bis 1917 zum „wichtige[n] Volksnahrungsmittel“⁴⁹⁸. Fleischersatzprodukte sowie billige Wurstwaren wurden in Printmedien eher kritisch gesehen und die Bevölkerung vor Betrug gewarnt. Nährhefe, Leguminosen und Blut wurden wegen ihres hohen Eiweißgehalts empfohlen, allerdings wurde auch dabei vor überpreuerten Produkten gewarnt. In Zeitungen für wohlhabendere LeserInnen wurde gegen Kriegsende ein kompletter Fleischverzicht propagiert. Das wurde unter anderem mit der angeblichen „Verschlechterung der Rasse“⁴⁹⁹ durch übermäßigen Konsum von tierischem Eiweiß argumentiert. Andererseits finden sich in Printmedien auch Hinweise darauf, dass die verordneten fleischlosen Tage von denjenigen, die es sich leisten konnten, nicht eingehalten wurden.

An Zucker herrschte in den ersten beiden Kriegsjahren kein Mangel. Im Gegenteil, er wurde selbst zum Ersatzlebensmittel. Printmedien rieten ihren LeserInnen dazu, Zucker in Form von Marmelade und Kunsthonig als Fettersatz auf Brot zu verwenden. Auch als Streckmittel für eine Vielzahl von Speisen wurde er empfohlen. In der Haltung der Printmedien kommt das Bewusstsein Österreichs zum Ausdruck, einer der größten Zuckerexporteure zu sein. Doch im Verlauf des Kriegs wurde auch der Zucker zur Mangelware. Dafür wurde vor allem die Regierung selbst verantwortlich gemacht. Die Verwendung von Saccharin als Zuckerersatz wurde von der Regierung gefördert, es war ab 1917 für den privaten Konsum zugelassen worden. Ein Großteil der Printmedien übernahm die Empfehlung der Regierung, es gab allerdings auch kritische Meldungen. Wenige Wochen nach der Zulassung des Saccharins erschienen allerdings die ersten Artikel, die einen Saccharinmangel meldeten.

Die problematische Versorgung der Menschen mit Eiern ging im Lebensmitteldiskurs des Ersten Weltkriegs ob der Vielzahl anderer Lebensmittel, an denen es mangelte, unter. Zeitungen für ein wohlhabenderes Publikum versorgten ihre LeserInnen mit Tipps zum sparsamen Umgang mit Eiern. Eier dürften für sie aber noch leistbar gewesen sein. Sozialdemokratische Zeitungen wiesen hingegen darauf hin, wie schlecht die Versorgung der ArbeiterInnen mit Eiern sei. Sie unterstellten Großbauern, Eier an wohlhabende StädterInnen weiterzuverkaufen oder für den Eigenbedarf zurückzuhalten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Versorgung der Menschen mit Brot, Fett und Milch bald nach Kriegsbeginn zum Problem wurde. Die Bewerbung von alternativen Mehlen und Fettprodukten sowie Trockenmilch fand häufig im Rahmen allgemeiner Aufforderungen zum ‚Durchhalten‘ statt und war im Interesse der Regierung. Ab dem Jahr 1916 veränderte

⁴⁹⁷ (Neuigkeits) Welt Blatt 4.2.1915, 10.

⁴⁹⁸ Arbeiter-Zeitung 13.7.1917, 6.

⁴⁹⁹ Österreichische Illustrierte Zeitung 9.6.1918, 16.

sich die Haltung der Printmedien zusehends. Die Bewerbung des Kriegsbrots verlor ab 1916 im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs an Bedeutung. Mit der Einführung der Kriegsmargarine stellten sich die Printmedien auf die Seite der KonsumentInnen und kritisierten das Produkt und die verantwortlichen Stellen scharf. Allein die Verwendung von Trockenmilch wurde weiterhin in Zeitungen beworben, doch auch die Kritik an der Regierung wegen der mangelhaften Versorgung wurde deutlicher. Kaffee, Fleisch und Zucker waren nicht von Kriegsbeginn an Mangelware. Hier setzte die Aufwertung von Ersatzprodukten und Alternativen durch Zeitungen erst später ein. Kaffeesurrogate wurden pragmatisch gesehen, der offizielle Kriegskaffee hingegen teils heftig kritisiert. Während einem Teil der Menschen der sparsame Umgang mit Fleisch erst nähergebracht werden musste, griffen ärmere Menschen schon zu Friedenszeiten auf billigere und qualitativ schlechtere Alternativen zurück. Im Sinne der Regierung wurde den LeserInnen geraten, Rind- und Schweinefleisch durch Fisch und weniger gebräuchlichen Fleischarten zu ersetzen. Um den knapper werdenden Zucker zu ersetzen, wurde den KonsumentInnen von offiziellen Stellen und durch die Printmedien Saccharin empfohlen. Die Schuld am Zuckermangel wurde allerdings der Regierung gegeben, die diesen durch kurzfristige Maßnahmen verursacht hatte.

5.2 Hypothese 2

Die zweite meiner Hypothesen lautet: Mit zunehmender Knappheit nimmt die Kritik an Ersatzlebensmittelprodukten, in deren Produktion die Regierung direkt eingebunden war und an den zuständigen Behörden zu.

Das im Spätherbst 1914 eingeführte Kriegsbrot war das erste offizielle Ersatzlebensmittel. Es stellt gleichzeitig eine Ausnahme dar, was die Rezeption offizieller Ersatzlebensmittel durch die Printmedien angeht. Wie soeben dargelegt, übernahmen viele Printmedien in den ersten beiden Kriegsjahren die Propaganda der Regierung, bei der Ersatzlebensmittel und Sparen eine wesentliche Rolle spielten. Bereits kurz nach Kriegsbeginn befürchtete die Regierung einen Mehl- und damit einen Brotmangel. Das Brot, ein Hauptnahrungsmittel der Menschen Cisleithaniens, stand daraufhin im Zentrum der Kriegspropaganda. Immer wieder wurde die Wichtigkeit des ‚täglichen Brotes‘ in Artikeln betont. Der Konsum von Kriegsbrot taucht immer wieder als Inbegriff der ‚Opferbereitschaft‘ und des ‚Durchhaltens‘ der Zivilbevölkerung im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs auf.

Was die anderen offiziellen Ersatzlebensmittel, den Kriegskaffee und die Kriegsmargarine, angeht, war die Haltung der Printmedien weitaus kritischer. Beide Ersatzprodukte wurden eingeführt, als es bereits zu einem allgemeinen Lebensmittelmangel gekommen war. Der Kriegskaffee wurde ab dem Frühjahr 1917 von der staatlich privilegierten Kaffeezentrale verkauft. Ein wichtiger Kritikpunkt an dieser Mischung aus Surrogaten, Karamell und einem immer geringer werdenden Anteil Bohnenkaffee war die Verschwendung von lebensnotwendigen Nährstoffen. Der Kaffeezentrale wurde vorgeworfen, den Menschen Rohstoffe wie Zucker und Rüben zu entziehen und Misswirtschaft zu betreiben. Den Mitarbeitern wurde unterstellt, sich vor dem Militärdienst drücken zu wollen. Als der Kaffeezentrale kein Bohnenkaffee mehr zur Verfügung stand, sie sich aber nicht auflöste, sondern weiterhin den nun bohnenkaffeefreien Kriegskaffee vertrieb, verschärfte sich die Kritik. Das übergeordnete Amt für Volksernährung argumentierte hingegen, dass man ärmeren Menschen dieses letzte Heißgetränk nicht nehmen könne. Diese verwendeten allerdings schon vor Kriegsbeginn aus finanziellen Gründen oft billigere Surrogate, wie etwa Zichorien- oder Malzkaffee. Auch der Kriegskaffee selbst wurde für sein Aussehen, seinen Geschmack und seine Konsistenz kritisiert.

Die Kriegsmargarine, ein Produkt der Öl- und Fettzentrale, wurde ab Dezember 1916 ausgegeben. In Printmedien wurden vor allem Kernfett, Margarine und pflanzliche Öle als Ersatz für die nicht mehr verfügbare Butter und das Schmalz beworben. Im Gegensatz zu diesen Produkten wurde die offizielle Kriegsmargarine von einem Großteil der Zeitungen abwertend behandelt. Die Kriegsmargarine, die aus Speisetalg, Speiseölen und Wasser bestand, wurde besonders häufig für ihren üblen Geruch und ihren geringen Nährwert kritisiert. Die Kritik galt dabei nicht nur dem Produkt selbst, sondern auch der Öl- und Fettzentrale. Ihr wurde vorgeworfen, aus Profitgier Fette minderer Qualität zu verwenden und diese nicht entsprechend zu reinigen.

Doch nicht nur offizielle Ersatzprodukte und die dafür zuständigen Zentralen wurden ab dem Jahr 1916 immer schärfer kritisiert. Meldungen, in denen RedakteurInnen die Regierung für das Scheitern der Versorgungs- und Verteilungspolitik verantwortlich machten, nahmen in den letzten Kriegsjahren deutlich zu. Besonders häufig wurde kritisiert, dass Lebensmittel trotz entsprechender Bezugskarte oft nicht verfügbar waren und Frauen und Kinder nach stundenlangem Anstehen vor Geschäften mit leeren Händen nach Hause gehen mussten. Für den Lebensmittelmangel und die ungerechte Verteilung wurden im Laufe des Krieges immer mehr Personengruppen verantwortlich gemacht. In sozialdemokratischen Zeitungen wurde wiederholt von einer gesellschaftlichen Hierarchie ausgegangen, nach der die Verteilung von Lebensmitteln stattfindet. An der Spitze wurde die wohlhabende urbane Bevölkerung gesehen, gefolgt von Großbauern. Am schlimmsten vom Mangel betroffen seien Arbeiterfamilien. StädterInnen sahen in der Landbevölkerung die größte Konkurrenz um die knapper werdenden Ressourcen. Sie malten sich riesige Lebensmittellager im Besitz geiziger LandwirtInnen aus. Der Mangel und die gegenseitigen Verdächtigungen führten immer wieder zu gewaltsamen Aufständen auf Märkten und der Erstürmung von Feldern in Stadtnähe.

Die wachsende Unzufriedenheit mit der Quantität, Qualität und Verteilung der Lebens- und Ersatzlebensmittel ab dem Jahr 1916 kann als Zeichen für die zunehmende Kriegsmüdigkeit der Menschen gewertet werden. Die EinwohnerInnen Cisleithaniens waren nicht länger bereit, stillschweigend für die ‚herrliche Sache‘ Opfer zu bringen. Sie begannen sich selbst als Opfer einer gescheiterten Versorgungspolitik zu begreifen. Auch die Lockerung der Pressezensur ab dem Jahr 1917 durch Kaiser Karl I. hat wohl eine Rolle bei der oft scharfen Kritik der Presse an der Regierung und ihren Behörden gespielt.

5.3 Hypothese 3

Meine dritte Annahme lautet, dass Printmedien die Bevölkerung besonders in den ersten beiden Kriegsjahren zum Sparen aufforderten.

Die Kriegseuphorie, die die Menschen in den ersten Kriegsmonaten erfasst hatte, machte sich nicht nur in der Bewerbung des Kriegsbrottes bemerkbar. In den ersten beiden Kriegsjahren riefen Zeitungen jedweder politischen Ausrichtung insbesondere Frauen zum Sparen von Lebensmitteln auf. Sparsam im Haushalt zu sein und übriggebliebenes Essen wiederzuverwerten galt dabei als moralisch überlegen. Nicht zu sparen wurde mit Verschwenden gleichgesetzt und galt als dekadent. Sparen war ein wichtiger Teil des oft propagierten ‚Durchhaltens‘ und der ‚Opferbereitschaft‘ der Zivilbevölkerung, die zu einem Großteil aus Frauen und Kindern bestand. Damit sollten die Menschen an der sogenannten ‚Heimatfront‘ die Opfer der Soldaten an der Front ergänzen. Das Argumentationsmuster der entsprechenden Artikel gleicht demjenigen, das zur Bewerbung von Ersatzlebensmitteln eingesetzt wurde. Das Sparen jeder einzelnen Hausfrau wurde in den Zusammenhang der

„gemeinsamen herrlichen Sache“ gestellt und als patriotische Pflicht gesehen. Den Menschen zu Hause wurde vermittelt, dass Sieg oder Niederlage eng mit ihrem Verzicht und ihrem sparsamen Umgang mit Ressourcen zusammenhänge. Nur dadurch sei es möglich, den „unehrenhaften“ Plan der Feinde zu durchkreuzen. Diese hätten ihre eigene militärische Unterlegenheit erkannt und versuchten nun die Zivilbevölkerung auszuhungern. Der Konsum von Ersatzlebensmitteln und das Sparen von Lebensmitteln wurden häufig im selben Artikel propagiert. Darin sollte den LeserInnen nicht nur die Bedeutung des Sparens beziehungsweise des Konsums von Ersatzlebensmitteln vor Augen geführt werden, in eigenen Rubriken erhielten Frauen auch praktische Tipps, wie im Haushalt gespart werden könne. Derlei Artikel finden sich im Untersuchungszeitraum vor allem in den ersten beiden Kriegsjahren, im Jahr 1918 taucht das Thema erneut häufiger im Diskurs auf.

5.4 Ausblick

Abschließend möchte ich auf ein offenes Forschungsfeld im Rahmen der Lebens- und Ersatzlebensmittelversorgung in der österreichischen Reichshälfte während des Ersten Weltkriegs hinweisen. Die satirische Presse erlebte, ebenso wie das Pressewesen im Allgemeinen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. Eine Vielzahl neuer satirischer Zeitungen und Zeitschriften erschien, unter ihnen die populäre Zeitschrift *Kikeriki* (1861-1933), die Wochenzeitung *Die Bombe* (1871-1915) und die Karikaturzeitschrift *Wiener Caricaturen* (1881-1925)⁵⁰⁰. Immer wieder stieß ich bei der Recherche zu dieser Masterarbeit auf Karikaturen und satirische Texte, die sich mit der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln oder bestimmten Ersatzlebensmitteln beschäftigten. Es ist nicht zielführend, satirische Texte und Zeichnungen gemeinsam mit anderen Zeitungstexten zu analysieren, da es sich dabei um eine grundsätzlich andere Text-Art handelt. Karikaturen und satirische Texte konnten daher in diese Arbeit nicht miteinbezogen werden. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt acht satirische Zeitungen und Zeitschriften, die während des Ersten Weltkriegs in Österreich erschienen, online zur Verfügung. Sie sind, wie die in dieser Arbeit analysierten Artikel, mittels einer Volltextsuche automatisiert durchsuchbar. Die Funktion der Satire kann darin gesehen werden, soziale und politische Misstände mit beißendem Humor und durch Überzeichnung anzuprangern. Wie sich Zensur und Propaganda auf die satirische Presse auswirkten und welche Rolle sie im (Ersatz)-Lebensmitteldiskurs einnahm, bleibt ein spannendes Forschungsfeld.

⁵⁰⁰ vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Thematischer Einstieg [online]

6 Literaturverzeichnis

- Augeneder, Sigrid. 1987. Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg: Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich. Europaverlag.
- Barth-Scalmani, Gunda und Gertrud Margesin. 2014. Frauen in der Landwirtschaft während des Ersten Weltkrieges: Annäherung an einen blinden Fleck der Weltkriegshistoriografie aus regionaler Perspektive. In: Erster Weltkrieg: globaler Konflikt – lokale Folgen; neue Perspektiven. S. Karner und P. Lesiak (Hrsg.), Bd. 27: 273–306. Innsbruck: StudienVerlag.
- Beinart, William und Peter Coates. 1995. Environment and history: the taming of nature in the USA and South Africa. London [u.a.]: Routledge.
- Benesch, Markus. 2010. Die Geschichte der Wiener christlichsozialen Partei zwischen dem Ende der Monarchie und dem Beginn des Ständestaates. <http://othes.univie.ac.at/9259/> [Zugriff: 23.8.2016].
- Berger, Peter. 2013. Die Stadt und der Krieg. Wiens Wirtschaft und Gesellschaft 1914-1918. In: Im Epizentrum des Zusammenbruchs: Wien im Ersten Weltkrieg. A. Pfoser und Wiener Stadt- und Landesarchiv (Hrsg.). Wien: Metroverlag.
- Brenner, Andrea. 2001. Erdäpfel und "Salatil": Zu einer Geschichte der Ersatzlebensmittel. Dipl.-Arb., Universität Wien.
- Bruny, Martin. 1995. Die Verlagsbuchhandlung A. Hartleben: Eine Monographie. Dipl.-Arb. Universität Wien.
- Bundeszentrale für politische Bildung. [o.J.] Zensur. <http://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/politiklexikon/18495/zensur> [Zugriff: 22.9.2016].
- Cox, Mary Elisabeth. 2015. Hunger games: Or how the Allied blockade in the First World War deprived German children of nutrition, and Allied food aid subsequently saved them. In: The Economic History Review. P.R. Schofield, S. Horrell und J. Reis (Hrsg.). Bd. 68 (2): 600–631.
- Deutsche Gesellschaft für Fettwissenschaft e.V. 2011. [o.J.] Geschichte und Entwicklung der Fetthärtung. <http://www.dgfett.de/history/normann/geschichte.php> [Zugriff: 17.10.2016].
- Deutsches Fernsehmuseum Wiesbaden. [o.J.] Geschichte ab 1850. <http://www.fernsehmuseum.info/geschichte-nachrichtentechnik-40.html> [Zugriff: 30.3.2016].
- Direktion des k. k. österreichischen Handelsmuseums, 1916. Kriegsmaßnahmen und Kriegswirkungen. Österreich. Errichtung eines Kriegsverbandes der Öl- und Fettindustrie. Das Handelsmuseum: 203–205.
- Fromkin, David. 2004. Europe's last summer: Who started the Great War in 1914? New York: Knopf.
- Hämmerle, Christa. 1992. „Wir strickten und nähten Wäsche für Soldaten ...". Von der Militarisierung des Handarbeitens im Ersten Weltkrieg. L'Homme Bd. 3 (1): 88–128.
- Hautmann, Hans. 1978. Hunger ist ein schlechter Koch. Die Ernährungslage der österreichischen Arbeiter im Ersten Weltkrieg. In: Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte. G. Botz, H. Hautmann, H. Konrad, J. Weidenholzer (Hrsg.). 661–682. Wien; München; Zürich: Europaverlag.
- Healy, Maureen. 2004. Vienna and the Fall of the Habsburg Empire: Total War and Everyday Life in World War I. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.

- Healy, Maureen. 2014. A Thursday Before the War: 28 May 1914 in Vienna. *Austrian History Yearbook*. D. Unowsky (Hrsg.). Bd. 45: 134–149.
- Hupy, Joseph. 2008. The Environmental Footprint of War. In: *Environment and History*. Karen Jones (Hrsg.). Bd. 14 (3): 405–421. [o.O.]: White Horse Press
- Karner, Stefan und Philipp Lesiak (Hrsg.). 2014. *Erster Weltkrieg: globaler Konflikt – lokale Folgen; neue Perspektiven*. Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung 27. Innsbruck: StudienVerlag.
- Kennan, George Frost. 1980. *The decline of Bismarck's European order: Franco-Russian relations, 1875 - 1890*. 2. Auflage. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Klaus, Elisabeth und Ulla Wischermann. 2013. *Journalistinnen: Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848 - 1990*. *Journalismus Theorie und Praxis* Bd. 18. Wien [u.a.]: LIT-Verl.
- Krieger, Martin. 2009. *Tee: Eine Kulturgeschichte*. Köln [u.a.]: Böhlau.
- Lackner, Helmut und Gerhard A. Stadler. 1990. *Fabriken in der Stadt: Eine Industriegeschichte der Stadt Linz*. In: *Linzer Forschungen*. Archiv der Stadt Linz (Hrsg.) Bd. 2 (1). Linz: Archiv der Stadt Linz.
- Landwehr, Achim. 2001. *Geschichte des Sagbaren: Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen: Eddiskord.
- Landwehr, Achim. 2008. *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt/Main [u.a.]: Campus.
- Lang, Helmut W., Ladislaus Lang, Wilma Buchinger und Österreichische Nationalbibliothek. 2003. *Österreichische retrospektive Bibliographie: (ORBI). Reihe 2, Österreichische Zeitungen 1492 - 1945: A - M*. München: Saur.
- Langthaler, Ernst. 2014. Vom transnationalen zum regionalen Hinterland – und retour. Wiens Nahrungsmittelversorgung vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg. In: *Erster Weltkrieg: globaler Konflikt – lokale Folgen; neue Perspektiven*. S. Karner und P. Lesiak (Hrsg.), Bd. 27: 307-318. Innsbruck: StudienVerlag.
- Loewenfeld-Russ, Hans. 1926. *Die Regelung der Volksernährung im Kriege*. Wien [u.a.]: Hölder-Pichler-Tempsky
<http://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/content/titleinfo/441552> [Zugriff: 31.5.2016].
- Mansfeld, Moritz. 1917. *Drogisten Zeitung*, 20.3.1917. *Drogisten Zeitung*: 9–10. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek.
- Merta, Sabine. 2004. "Weg mit dem Fett" Wege und Irrwege zur 'schlanken Linie'. Der Kampf gegen die Korpulenz als Phänomen der Moderne. In: *Die Revolution am Esstisch: Neue Studien zur Nahrungskultur im 19.-20. Jahrhundert*. H.-J. Teuteberg (Hrsg.) Stuttgart: Steiner.
- Minihold, Lisa. 2015. *Österreichische Pressezensur im Ersten Weltkrieg: Eine Auseinandersetzung mit der Organisation, Ausübung und den Kritikern der Zensur*. Mag.-Arb., Universität Wien.
- Österreichische Nationalbibliothek. [o.J.] ANNO-Suche. Volltextsuche in ausgewählten Zeitungen. ANNO Historische Zeitungen und Zeitschriften.
<http://anno.onb.ac.at/suchhilfe.htm#wildcards> [Zugriff: 31.8.2016].
- Österreichische Nationalbibliothek. 2015. *Jahresbericht 2015*. J. Rachinger (Hrsg.).
http://www.onb.ac.at/files/Jahresbericht_2015_Kern_Web_klein.pdf [Zugriff: 31.8.2016].
- Paupié, Kurt. 1960. *Handbuch der österreichischen Pressegeschichte: 1848 - 1959*. Bd. 1. Wien: Braumüller.

- Pelzer-Reith, Birgit und Reinhold Reith. 2002. Innovationen in der Margarineproduktion bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In: Chemie - Kultur - Geschichte: Festschrift für Hans-Werner Schütt anlässlich seines 65. Geburtstages. A. Schürmann und H.-W. Schütt (Hrsg.), 293–304. Berlin Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik.
- Rechtsinformationssystem (RIS). 1988. G82/87 G83/87 G84/87 G... - Verfassungsgerichtshof (VfGH). <http://goo.gl/QVs58q> [Zugriff: 28.6.2016].
- Reimann, Aribert. 2004. Der Erste Weltkrieg. Urkatastrophe oder Katalysator? In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) Bd. 29–30: 30–38.
- Republik Österreich, Parlament. [o.J.] Oktoberdiplom und Februarpatent: Verfassung mit Widerständen. <https://www.parlament.gv.at/PERK/HIS/MON/1860-61/index.shtml> [Zugriff: 23.8.2016].
- Riedel, Isabella Sophia. 2015. Neurasthenie als Symptom der Moderne: Diskurse über Nervenschwäche in Belletristik und medizinischer Fachpresse um 1900. Dipl.-Arb. Universität Wien.
- Roshwald, Aviel. 1999. European culture in the Great War: the arts, entertainment and propaganda, 1914 - 1918. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Sandgruber, Roman. 1986. Bittersüsse Genüsse: Kulturgeschichte der Genussmittel. Wien: Böhlau.
- Sagl, Hermann. 1997. Wiener Tageszeitungen 1890 - 1914. In: Zeitungen im Wiener Fin de Siècle. S. P. Scheichl und W. Duchkowitz (Hrsg.), 268–276. München; Wien: Verlag für Geschichte und Politik: Oldenbourg.
- Schaumann, Gabriele und Karin Schmid. 2013. WoMen At War: k. u. k. Bilder 1914-1918: Ausstellungskatalog. Heeresgeschichtliches Museum Wien (Hrsg.) Wien: Republik Österreich/Bundesministerium für Landesverteidigung und Sport.
- Schivelbusch, Wolfgang. 1992. Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft: Eine Geschichte der Genussmittel. 7. Aufl., Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Schwendinger, Christian. 2011. Kriegspropaganda in der Habsburgermonarchie zur Zeit des Ersten Weltkrieges: Eine Analyse anhand fünf ausgewählter Zeitungen. Hamburg: Diplomica-Verlag.
- Südbaden, Alemannischer Kulturraum, Länder, Regionen. [o.J.]. Alemannisch Lexikon. <http://www.badische-seiten.de/alemannisch/lexikon.php?le=1446> [Zugriff: 17.10.2016].
- Teuteberg, Hans-Jürgen. 1979. Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1975): Versuch einer quantitativen Langzeitanalyse. In: Archiv für Sozialgeschichte. Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.). Bd. 19: 331–388. <http://library.fes.de/afs-online/index.htm> [Zugriff: 17.10.2016]
- Teßmann digital. [o.J.]. Zeitungen. <http://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Zeitungssarchiv/Zeitungen> [Zugriff: 17.10.2016]
- Vojir, Franz. 2014. Ersatzlebensmittel im Ersten Weltkrieg in Österreich. In: Wirtschaft, Technik und das Militär 1914 bis 1918. Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg. H. Matis, J. Mikoletzky und W. Reiter (Hrsg.). Bd. 11: 253-283. Wien: LIT-Verlag.
- Vögele, Jörg. 2004. Die Kontroverse um das Bruststillen. Ein Kapitel aus der Geschichte der öffentlichen Gesundheitsfürsorge. In: Die Revolution am Esstisch: neue Studien zur Nahrungskultur im 19.-20. Jahrhundert. H.-J. Teuteberg (Hrsg.) Stuttgart: Steiner.

- Walter, Edith. 1994. Österreichische Tageszeitungen der Jahrhundertwende: Ideologischer Anspruch und ökonomische Erfordernisse. Wien: Böhlau Verlag.
- Weitensfelder, Hubert. 2014. Metalle, Sprengstoff, Pflanzenfasern. Kriegsbedingte Ersatzmittel und Ersatzverfahren. In: Wirtschaft, Technik und das Militär 1914 bis 1918. Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg. H. Matis, J. Mikoletzky und W. Reiter (Hrsg.). Bd. 11: 227-251. Wien: LIT-Verlag.
- Wirtschaftskammer Österreich. [o.J.]. Codex Alimentarius.
https://www.wko.at/Content.Node/branchen/oe/Nahrungs--und-Genussmittelindustrie--Lebensmittelindustrie-/Codex_Alimentarius.html [Zugriff: 14.9.2016].

7 Quellenverzeichnis

7.1 Zeitungen

Arbeiterwille 22.11.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiterwille 24.4.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 10.12.1914. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 20.4.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 10.6.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 16.7.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 13.11.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 2.5.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 13.7.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Arbeiter-Zeitung 28.7.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Bregenzer/Vorarlberger Tagblatt 18.2.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Bauernbündler 1.10.1914. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Bauernbündler 15.4.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Bauernbündler 15.6.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Tiroler 5.5.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Tiroler 20.1.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Der Tiroler 16.7.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Die Neue Zeitung 29.5.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Die Neue Zeitung 13.7.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Drogisten Zeitung 20.3.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Feldkircher Anzeiger 7.10.1914. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Fremden-Blatt 19.5.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Fremden-Blatt 8.3.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Fremden-Blatt 18.10.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Grazer Tagblatt 1.10.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Linzer Volksblatt 14.1.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Neue Freie Presse 8.9.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Neue Freie Presse 24.3.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Neues Wiener Journal 1.4.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Neues Wiener Journal 9.4.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Neues Wiener Journal 18.10.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
(Neuigkeits) Welt Blatt 4.2.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
(Neuigkeits) Welt Blatt 13.4.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Niederösterreichischer Grenzbote 15.4.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Illustrierte Zeitung 18.4.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Illustrierte Zeitung 25.3.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Illustrierte Zeitung 16.12.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Illustrierte Zeitung 12.5.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Illustrierte Zeitung 9.6.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Land-Zeitung 26.7.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Land-Zeitung 22.3.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Österreichische Land-Zeitung 17.11.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Reichspost 16.12.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Reichspost 31.8.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Reichspost 29.7.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek

Reichspost 17.9.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Salzburger Chronik 27.2.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Salzburger Chronik 3.3.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Salzburger Chronik 17.6.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Vorarlberger Volksfreund 28.7.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Vorarlberger Volksfreund 6.10.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Vorarlberger Volksfreund 21.2.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Vorarlberger Wacht 15.4.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Vorarlberger Wacht 27.1.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Allgemeine Zeitung 20.4.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Allgemeine Zeitung 21.8.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Bilder 9.7.1916. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Landwirtschaftliche Zeitung 31.3.1915. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Landwirtschaftliche Zeitung 01.12.1917. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek
Wiener Neueste Nachrichten 19.8.1918. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek

7.2 Sonstige Quellen

Stoklasa, Julius. 1917. Das Brot der Zukunft. Jena: Fischer.

<https://portal.dnb.de/bookviewer/view/1035338416#page/n13/mode/2up> [Zugriff: 9.11.2015].

Scherer, Robert. 1919. Lebensmittel deren Ersatzstoffe und künstliche Nährpräparate. Chemisch-technische Bibliothek. Bd. 360. Wien; Leipzig: A. Hartleben's Verlag.

8 Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
ADF	Allgemeiner deutscher Frauenverein
Anm. d. A.	Anmerkung der Autorin
ANNO	AustriaN Newspapers Online
Bd.	Band
ebd.	ebenda
EMA	Ersatzmittelaustellung
Geos.	Gemüse- und Obstversorgungsstelle Ges.m.b.H
k. k.	kaiserlich-königlich
KÜA	Kriegsüberwachungsamt
NÖ	Niederösterreich
OCR	Optical Character Recognition
o.J.	ohne Jahr
o.O.	ohne Ort
OÖ	Oberösterreich
RGBl.	Reichsgesetzblatt
SDAP	Sozialdemokratische Arbeiterpartei
sic	sic erat scriptum, "so stand es geschrieben"
u.a.	und andere
WHO	Weltgesundheitsorganisation

9 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Die zeitliche Verteilung des virtuellen Korpus über den Untersuchungszeitraum. (Eigene Darstellung selbst erhobener Daten).

Abbildung 2: Die zeitliche Verteilung des virtuellen Korpus über den Untersuchungszeitraum. (Eigene Darstellung selbst erhobener Daten).

Abbildung 3: Geographische Verteilung des konkreten Korpus nach dem Erscheinungsort der Zeitungen. (Eigene Darstellung selbst erhobener Daten).

Abbildung 4: Die österreichischen Kronländer 1910. Cisleithanien: 1. Böhmen, 2. Bukowina, 3. Kärnten, 4. Krain, 5. Dalmatien, 6. Galizien, 7. Küstenland, 8. Österreich unter der Enns, 9. Mähren, 10. Salzburg, 11. Schlesien, 12. Steiermark, 13. Tirol, 14. Österreich ob der Enns, 15. Vorarlberg; Transleithanien: 16. Ungarn, 17. Kroatien und Slawonien; Kondominium: 18. Bosnien und Herzegowina. (Quelle: Wikipedia. 2011. Karte Österreich-Ungarns).

Abbildung 5: Das methodische Vorgehen im Rahmen der historischen Diskursanalyse. (Eigene Darstellung nach Achim Landwehr 2001, 134).

Abbildung 6: Beispiel für einen Artikel des konkreten Korpus. (Quelle: Salzburger Chronik 3. März 1915, 4).

Abbildung 7: Beispiel für die Zensur bereits formatierter Zeitungen. (Quelle: Arbeiter-Zeitung 16. Juli 1915, 1).

Abbildung 8: Muster einer Brotbezugskarte aus dem Jahr 1917. (Quelle: Loewenfeld-Russ 1926, 345).

Abbildung 9: Von den LandwirtInnen Cisleithaniens an die Österreichische Öl- und Fettzentrale A. G. gelieferter Raps und Mohn in Tonnen. (Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 209).

Abbildung 10: Preisentwicklung in Kronen für 100 kg Lebendgewicht Rind am Wiener Zentralviehmarkt 1914 - 1918. Ab Mai 1918 sind keine Daten verfügbar. (Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 191).

Abbildung 11: Milchlieferungen nach Wien 1915 bis 1918. (Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 222).

Abbildung 12: Rückgang der Kartoffelanbaufläche in den wichtigsten Kronländern. (Eigene Darstellung nach Loewenfeld-Russ 1926, 172).

Abbildung 13: Die Beschäftigungsstruktur des deutschsprachigen Cisleithaniens in Prozent aller Erwerbstätigen (14 bis 59 Jahre) im Jahr 1910. (Eigene Darstellung nach Barth-Scalmani und Margesin 2014, 282).

10 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Übersicht über die Zeitungen, aus denen Artikel zur näheren Analyse ausgewählt wurden. (Quellen: ANNO/Österreichische Nationalbibliothek [online]; Lang u.a. 2003; Paupié 1960; Teßmann digital [online]; Sagl 1997).

11 Liste der verwendeten Suchbegriffe für die ANNO-Volltextsuche

Brot	Kriegs-Brot/Kriegsbrot K-Brot
Kaffee und Tee	Kriegs-Kaffee/Kriegskaffee affee Malz-Kaffee/Malzkafee Feigen-Kaffee/Feigenkaffee Gersten-Kaffee/Gerstenkaffee Eripora Tee-Ersatz/Teeersatz/Ersatztee
Fett	Kriegs-Margarine/ Kriegsmargarine argarine Maiskeimöl Kernfett Streck-Butter/Streckbutter Joghurt-Butter/Joghurtbutter Jogurt-Butter/Jogurtbutter Tran/Fischtran Kunstbutter
Fleisch	Fleisch Fleischkonserven Konserven Volksfleisch Kriegs-Wurst/Kriegswurst
Milch und Molkereiprodukte	Trockenmilch Kondensmilch Rahm-Ersatz/Rahmersatz/Rahm
Zucker	Zuckerersatz Honig-Ersatz/Honigersatz/Ersatzhonig Kunsthonig
Eier	Ei-Ersatz
Gemüse	Wruken Steckrüben Zichorie
Sonstiges	EMA/Ersatzlebensmittelausstellung

Kontakt

Lena Hallwirth

E-Mail: lena.h1@gmx.at

Telefon: +43 (0) 650 701 27 15

Band 1

Umweltbelastungen in Österreich als Folge menschlichen Handelns. Forschungsbericht gem. m. dem Österreichischen Ökologie-Institut.

Fischer-Kowalski, M., Hg. (1987)

Band 2

Environmental Policy as an Interplay of Professionals and Movements - the Case of Austria. Paper to the ISA Conference on Environmental Constraints and Opportunities in the Social Organisation of Space, Udine 1989.

Fischer-Kowalski, M. (1989)

Band 3

Umwelt & Öffentlichkeit. Dokumentation der gleichnamigen Tagung, veranstaltet vom IFF und dem Österreichischen Ökologie-Institut in Wien, (1990)

Band 4

Umweltpolitik auf Gemeindeebene. Politikbezogene Weiterbildung für Umweltgemeinderäte.

Lackner, C. (1990)

Band 5

Verursacher von Umweltbelastungen. Grundsätzliche Überlegungen zu einem mit der VGR verknüpfbaren Emittenteninformationssystem.

Fischer-Kowalski, M., Kisser, M., Payer, H., Steurer A. (1990)

Band 6

Umweltbildung in Österreich, Teil I: Volkshochschulen. Fischer-Kowalski, M., Fröhlich, U.; Harauer, R., Vymazal R. (1990)

Band 7

Ämtliche Umweltberichterstattung in Österreich.

Fischer-Kowalski, M., Lackner, C., Steurer, A. (1990)

Band 8

Verursacherbezogene Umweltinformationen. Bausteine für ein Satellitensystem zur österr. VGR. Dokumentation des gleichnamigen Workshop, veranstaltet vom IFF und dem Österreichischen Ökologie-Institut, Wien (1991)

Band 9

A Model for the Linkage between Economy and Environment. Paper to the Special IARIW Conference on Environmental Accounting, Baden 1991.

Dell'Mour, R., Fleissner, P., Hofkirchner, W.,; Steurer A. (1991)

Band 10

Verursacherbezogene Umweltindikatoren - Kurzfassung. Forschungsbericht gem. mit dem Österreichischen Ökologie-Institut.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H., Payer, H.; Steurer, A., Zangerl-Weisz, H. (1991)

Band 11

Gezielte Eingriffe in Lebensprozesse. Vorschlag für verursacherbezogene Umweltindikatoren. Forschungsbericht gem. m. dem Österreichischen Ökologie-Institut.

Haberl, H. (1991)

Band 12

Gentechnik als gezielter Eingriff in Lebensprozesse. Vorüberlegungen für verursacherbezogene Umweltindikatoren. Forschungsbericht gem. m. dem Österr. Ökologie-Institut.

Wenzl, P.; Zangerl-Weisz, H. (1991)

Band 13

Transportintensität und Emissionen. Beschreibung österr. Wirtschaftssektoren mittels Input-Output-Modellierung. Forschungsbericht gem. m. dem Österr. Ökologie-Institut.

Dell'Mour, R.; Fleissner, P.; Hofkirchner, W.; Steurer, A. (1991)

Band 14

Indikatoren für die Materialintensität der österreichischen Wirtschaft. Forschungsbericht gem. m. dem Österreichischen Ökologie-Institut.

Payer, H. unter Mitarbeit von K. Turetschek (1991)

Band 15

Die Emissionen der österreichischen Wirtschaft. Systematik und Ermittelbarkeit. Forschungsbericht gem. m. dem Österr. Ökologie-Institut.

Payer, H.; Zangerl-Weisz, H. unter Mitarbeit von R.Fellinger (1991)

Band 16

Umwelt als Thema der allgemeinen und politischen Erwachsenenbildung in Österreich.

Fischer-Kowalski M., Fröhlich, U.; Harauer, R.; Vymazal, R. (1991)

Band 17

Causer related environmental indicators - A contribution to the environmental satellite-system of the Austrian SNA. Paper for the Special IARIW Conference on Environmental Accounting, Baden 1991.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H., Payer, H., Steurer, A. (1991)

Band 18

Emissions and Purposive Interventions into Life Processes - Indicators for the Austrian Environmental Accounting System. Paper to the ÖGBPT Workshop on Ecologic Bioprocessing, Graz 1991.

Fischer-Kowalski M., Haberl, H., Wenzl, P., Zangerl-Weisz, H. (1991)

Band 19

Defensivkosten zugunsten des Waldes in Österreich. Forschungsbericht gem. m. dem Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung.

Fischer-Kowalski et al. (1991)

Band 20*

Basisdaten für ein Input/Output-Modell zur Kopplung ökonomischer Daten mit Emissionsdaten für den Bereich des Straßenverkehrs.

Steurer, A. (1991)

Band 22

A Paradise for Paradigms - Outlining an Information System on Physical Exchanges between the Economy and Nature.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H., Payer, H. (1992)

Band 23

Purposive Interventions into Life-Processes - An Attempt to Describe the Structural Dimensions of the Man-Animal-Relationship. Paper to the Internat. Conference on "Science and the Human-Animal-Relationship", Amsterdam 1992.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H. (1992)



Band 24

Purposive Interventions into Life Processes: A Neglected "Environmental" Dimension of the Society-Nature Relationship. Paper to the 1. Europ. Conference of Sociology, Vienna 1992.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H. (1992)

Band 25

Informationsgrundlagen struktureller Ökologisierung. Beitrag zur Tagung "Strategien der Kreislaufwirtschaft: Ganzheitl. Umweltschutz/Integrated Environmental Protection", Graz 1992.

Steurer, A., Fischer-Kowalski, M. (1992)

Band 26

Stoffstrombilanz Österreich 1988.

Steurer, A. (1992)

Band 28+

Naturschutzaufwendungen in Österreich.

Gutachten für den WWF Österreich. Payer, H. (1992)

Band 29

Indikatoren der Nachhaltigkeit für die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung - angewandt auf die Region.

Payer, H. (1992). In: KudlMudl SonderNr. 1992: Tagungsbericht über das Dorfsymposium "Zukunft der Region - Region der Zukunft?"

Band 31

Leerzeichen. Neuere Texte zur Anthropologie.

Macho, T. (1993)

Band 32

Metabolism and Colonisation. Modes of Production and the Physical Exchange between Societies and Nature.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H. (1993)

Band 33

Theoretische Überlegungen zur ökologischen Bedeutung der menschlichen Aneignung von Nettoprimärproduktion.

Haberl, H. (1993)

Band 34

Stoffstrombilanz Österreich 1970-1990 - Inputseite.

Steurer, A. (1994)

Band 35

Der Gesamtenergieinput des Sozio-ökonomischen Systems in Österreich 1960-1991. Zur Erweiterung des Begriffes "Energieverbrauch".

Haberl, H. (1994)

Band 36

Ökologie und Sozialpolitik.

Fischer-Kowalski, M. (1994)

Band 37

Stoffströme der Chemieproduktion 1970-1990.

Payer, H., unter Mitarbeit von Zangerl-Weisz, H. und Fellinger, R. (1994)

Band 38

Wasser und Wirtschaftswachstum. Untersuchung von Abhängigkeiten und Entkoppelungen, Wasserbilanz Österreich 1991.

Hüttler, W., Payer, H. unter Mitarbeit von H. Schandl (1994)

Band 39

Politische Jahreszeiten. 12 Beiträge zur politischen Wende 1989 in Ostmitteleuropa.

Macho, T. (1994)

Band 40

On the Cultural Evolution of Social Metabolism with Nature. Sustainability Problems Quantified.

Fischer-Kowalski, M., Haberl, H. (1994)

Band 41

Weiterbildungslehrgänge für das Berufsfeld ökologischer Beratung. Erhebung u. Einschätzung der Angebote in Österreich sowie von ausgewählten Beispielen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England und europaweiten Lehrgängen.

Rauch, F. (1994)

Band 42

Soziale Anforderungen an eine nachhaltige Entwicklung.

Fischer-Kowalski, M., Madlener, R., Payer, H., Pfeffer, T., Schandl, H. (1995)

Band 43

Menschliche Eingriffe in den natürlichen Energiefluß von Ökosystemen. Sozio-ökonomische Aneignung von Nettoprimärproduktion in den Bezirken Österreichs.

Haberl, H. (1995)

Band 44

Materialfluß Österreich 1990.

Hüttler, W., Payer, H.; Schandl, H. (1996)

Band 45

National Material Flow Analysis for Austria 1992. Society's Metabolism and Sustainable Development.

Hüttler, W. Payer, H., Schandl, H. (1997)

Band 46

Society's Metabolism. On the Development of Concepts and Methodology of Material Flow Analysis. A Review of the Literature.

Fischer-Kowalski, M. (1997)

Band 47

Materialbilanz Chemie-Methodik sektoraler Materialbilanzen.

Schandl, H., Weisz, H. Wien (1997)

Band 48

Physical Flows and Moral Positions. An Essay in Memory of Wildavsky.

Thompson, M. (1997)

Band 49

Stoffwechsel in einem indischen Dorf. Fallstudie Merkar.

Mehta, L., Winiwarer, V. (1997)

Band 50+

Materialfluß Österreich- die materielle Basis der Österreichischen Gesellschaft im Zeitraum 1960-1995.

Schandl, H. (1998)

Band 51+

Bodenfruchtbarkeit und Schädlinge im Kontext von Agrargesellschaften.

Dirlinger, H., Fliegenschnee, M., Krausmann, F., Liska, G., Schmid, M. A. (1997)

Band 52+

Der Naturbegriff und das Gesellschaft-Natur-Verhältnis in der frühen Soziologie.

Lutz, J. Wien (1998)

Band 53+

NEMO: Entwicklungsprogramm für ein Nationales Emissionsmonitoring.

Bruckner, W., Fischer-Kowalski, M., Jorde, T. (1998)

Band 54+

Was ist Umweltgeschichte?

Winiwarter, V. (1998)

Band 55+

Agrarische Produktion als Interaktion von Natur und Gesellschaft: Fallstudie SangSaeng.

Grünbühel, C. M., Schandl, H., Winiwarter, V. (1999)

Band 57+

Colonizing Landscapes: Human Appropriation of Net Primary Production and its Influence on Standing Crop and Biomass Turnover in Austria.

Haberl, H., Erb, K.H., Krausmann, F., Loibl, W., Schulz, N. B., Weisz, H. (1999)

Band 58+

Die Beeinflussung des oberirdischen Standing Crop und Turnover in Österreich durch die menschliche Gesellschaft.

Erb, K. H. (1999)

Band 59+

Das Leitbild "Nachhaltige Stadt".

Astleithner, F. (1999)

Band 60+

Materialflüsse im Krankenhaus, Entwicklung einer Input-Output Methodik.

Weisz, B. U. (2001)

Band 61+

Metabolismus der Privathaushalte am Beispiel Österreichs.

Hutter, D. (2001)

Band 62+

Der ökologische Fußabdruck des österreichischen Außenhandels.

Erb, K.H., Krausmann, F., Schulz, N. B. (2002)

Band 63+

Material Flow Accounting in Amazonia: A Tool for Sustainable Development.

Amann, C., Bruckner, W., Fischer-Kowalski, M., Grünbühel, C. M. (2002)

Band 64+

Energieflüsse im österreichischen Landwirtschaftssektor 1950-1995, Eine humanökologische Untersuchung.

Darge, E. (2002)

Band 65+

Biomasseeinsatz und Landnutzung Österreich 1995-2020.

Haberl, H.; Krausmann, F.; Erb, K.H.; Schulz, N. B.; Adensam, H. (2002)

Band 66+

Der Einfluss des Menschen auf die Artenvielfalt. Gesellschaftliche Aneignung von Nettoprimärproduktion als Pressure-Indikator für den Verlust von Biodiversität.

Haberl, H., Fischer-Kowalski, M., Schulz, N. B., Plutzer, C., Erb, K.H., Krausmann, F., Loibl, W., Weisz, H.; Sauberer, N., Pollheimer, M. (2002)

Band 67+

Materialflussrechnung London.

Bongardt, B. (2002)

Band 68+

Gesellschaftliche Stickstoffflüsse des österreichischen Landwirtschaftssektors 1950-1995, Eine humanökologische Untersuchung.

Gaube, V. (2002)

Band 69+

The transformation of society's natural relations: from the agrarian to the industrial system. Research strategy for an empirically informed approach towards a European Environmental History.

Fischer-Kowalski, M., Krausmann, F., Schandl, H. (2003)

Band 70+

Long Term Industrial Transformation: A Comparative Study on the Development of Social Metabolism and Land Use in Austria and the United Kingdom 1830-2000.

Krausmann, F., Schandl, H., Schulz, N. B. (2003)

Band 72+

Land Use and Socio-economic Metabolism in Preindustrial Agricultural Systems: Four Nineteenth-century Austrian Villages in Comparison.

Krausmann, F. (2008)

Band 73+

Handbook of Physical Accounting Measuring bio-physical dimensions of socio-economic activities MFA – EFA – HANPP.

Schandl, H., Grünbühel, C. M., Haberl, H., Weisz, H. (2004)

Band 74+

Materialflüsse in den USA, Saudi Arabien und der Schweiz.

Eisenmenger, N.; Kratochvil, R.; Krausmann, F.; Baart, I.; Colard, A.; Ehgartner, Ch.; Eichinger, M.; Hempel, G.; Lehrner, A.; Müllauer, R.; Nourbakhch-Sabet, R.; Paler, M.; Patsch, B.; Rieder, F.; Schembera, E.; Schieder, W.; Schmiedl, C.; Schwarzlmüller, E.; Stadler, W.; Wirl, C.; Zandl, S.; Zika, M. (2005)

Band 75+

Towards a model predicting freight transport from material flows.

Fischer-Kowalski, M. (2004)

Band 76+

The physical economy of the European Union: Cross-country comparison and determinants of material consumption.

Weisz, H., Krausmann, F., Amann, Ch., Eisenmenger, N., Erb, K.H., Hubacek, K., Fischer-Kowalski, M. (2005)

Band 77+

Arbeitszeit und Nachhaltige Entwicklung in Europa: Ausgleich von Produktivitätsgewinn in Zeit statt Geld?

Proinger, J. (2005)

Mit + gekennzeichnete Bände sind unter
<http://www.uni-klu.ac.at/socec/inhalt/1818.htm>
 im PDF-Format und in Farbe downloadbar.

Band 78+

Sozial-Ökologische Charakteristika von Agrarsystemen. Ein globaler Überblick und Vergleich.

Lauk, C. (2005)

Band 79+

Verbrauchsorientierte Abrechnung von Wasser als Water-Demand-Management-Strategie. Eine Analyse anhand eines Vergleichs zwischen Wien und Barcelona.

Machold, P. (2005)

Band 80+

Ecology, Rituals and System-Dynamics. An attempt to model the Socio-Ecological System of Trinket Island.

Wildenberg, M. (2005)

Band 81+

Southeast Asia in Transition. Socio-economic transitions, environmental impact and sustainable development.

Fischer-Kowalski, M., Schandl, H., Grünbühel, C., Haas, W., Erb, K.-H., Weisz, H., Haberl, H. (2004)

Band 83+

HANPP-relevante Charakteristika von Wanderfeldbau und anderen Langbrachesystemen.

Lauk, C. (2006)

Band 84+

Management unternehmerischer Nachhaltigkeit mit Hilfe der Sustainability Balanced Scorecard.

Zeitlhofer, M. (2006)

Band 85+

Nicht-nachhaltige Trends in Österreich: Maßnahmenvorschläge zum Ressourceneinsatz.

Haberl, H., Jasch, C., Adensam, H., Gaube, V. (2006)

Band 87+

Accounting for raw material equivalents of traded goods. A comparison of input-output approaches in physical, monetary, and mixed units.

Weisz, H. (2006)

Band 88+

Vom Materialfluss zum Gütertransport. Eine Analyse anhand der EU15 – Länder (1970-2000).

Rainer, G. (2006)

Band 89+

Nutzen der MFA für das Treibhausgas-Monitoring im Rahmen eines Full Carbon Accounting-Ansatzes; Feasibilitystudie; Endbericht zum Projekt BMLFUW-UW.1.4.18/0046-V/10/2005.

Erb, K.-H., Kastner, T., Zandl, S., Weisz, H., Haberl, H., Jonas, M., (2006)

Band 90+

Local Material Flow Analysis in Social Context in Tat Hamelt, Northern Mountain Region, Vietnam.

Hobbes, M.; Kleijn, R. (2006)

Band 91+

Auswirkungen des thailändischen logging ban auf die Wälder von Laos.

Hirsch, H. (2006)

Band 92+

Human appropriation of net primary production (HANPP) in the Philippines 1910-2003: a socio-ecological analysis.

Kastner, T. (2007)

Band 93+

Landnutzung und landwirtschaftliche Entscheidungsstrukturen. Partizipative Entwicklung von Szenarien für das Traisental mit Hilfe eines agentenbasierten Modells.

Adensam, H., V. Gaube, H. Haberl, J. Lutz, H. Reisinger, J. Breinesberger, A. Colard, B. Aigner, R. Maier, Punz, W. (2007)

Band 94+

The Work of Konstantin G. Gofman and colleagues: An early example of Material Flow Analysis from the Soviet Union.

Fischer-Kowalski, M.; Wien (2007)

Band 95+

Partizipative Modellbildung, Akteurs- und Ökosystemanalyse in Agrarintensivregionen; Schlußbericht des deutsch-österreichischen Verbundprojektes.

Newig, J., Gaube, V., Berkhoff, K., Kaldrack, K., Kastens, B., Lutz, J., Schlußmeier B., Adensam, H., Haberl, H., Pahl-Wostl, C., Colard, A., Aigner, B., Maier, R., Punz, W.; Wien (2007)

Band 96+

Rekonstruktion der Arbeitszeit in der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert am Beispiel von Theyern in Niederösterreich.

Schaschl, E.; Wien (2007)

Band 98+

Local Material Flow Analysis in Social Context at the forest fringe in the Sierra Madre, the Philippines.

Hobbes, M., Kleijn, R. (Hrsg); Wien (2007)

Band 99+

Human Appropriation of Net Primary Production (HANPP) in Spain, 1955-2003: A socio-ecological analysis.

Schwarzlmüller, E.; Wien (2008)

Band 100+

Scaling issues in long-term socio-ecological biodiversity research: A review of European cases.

Dirnböck, T., Bezák, P., Dullinger S., Haberl, H., Lotze-Campen, H., Mirtl, M., Peterseil, J., Redpath, S., Singh, S., Travis, J., Wijdeven, S.M.J.; Wien (2008)

Band 101+

Human Appropriation of Net Primary Production (HANPP) in the United Kingdom, 1800-2000: A socio-ecological analysis.

Musel, A.; Wien (2008)

Band 102 +

Wie kann Wissenschaft gesellschaftliche Veränderung bewirken? Eine Hommage an Alvin Gouldner, und ein Versuch, mit seinen Mitteln heutige Klima-politik zu verstehen.

Fischer-Kowalski, M.; Wien (2008)

Band 103+

Sozialökologische Dimensionen der österreichischen Ernährung – Eine Szenarienanalyse.

Lackner, M.; Wien (2008)

Band 104+

Fundamentals of Complex Evolving Systems: A Primer.

Weis, E.; Wien (2008)

- Band 105+
Umweltpolitische Prozesse aus diskurstheoretischer Perspektive: Eine Analyse des Südtiroler Feinstaubproblems von der Problemkonstruktion bis zur Umsetzung von Regulierungsmaßnahmen.
Paler, M.; Wien (2008)
- Band 106+
Ein integriertes Modell für Reichraming. Partizipative Entwicklung von Szenarien für die Gemeinde Reichraming (Eisenwurzen) mit Hilfe eines agentenbasierten Landnutzungsmodells.
Gaube, V., Kaiser, C., Widenberg, M., Adensam, H., Fleissner, P., Kobler, J., Lutz, J., Smetschka, B., Wolf, A., Richter, A., Haberl, H.; Wien (2008)
- Band 107+
Der soziale Metabolismus lokaler Produktionssysteme: Reichraming in der oberösterreichischen Eisenwurzen 1830-2000.
Gingrich, S., Krausmann, F.; Wien (2008)
- Band 108+
Akteursanalyse zum besseren Verständnis der Entwicklungsoptionen von Bioenergie in Reichraming. Eine sozialökologische Studie.
Vrzak, E.; Wien (2008)
- Band 109+
Direktvermarktung in Reichraming aus sozial-ökologischer Perspektive.
Zeitthofer, M.; Wien (2008)
- Band 110+
CO₂-Bilanz der Tomatenproduktion: Analyse acht verschiedener Produktionssysteme in Österreich, Spanien und Italien.
Theurl, M.; Wien (2008)
- Band 111+
Die Rolle von Arbeitszeit und Einkommen bei Rebound-Effekten in Dematerialisierungs- und Dekarbonisierungsstrategien. Eine Literaturstudie.
Bruckner, M.; Wien (2008)
- Band 112+
Von Kommunikation zu materiellen Effekten - Ansatzpunkte für eine sozial-ökologische Lesart von Luhmanns Theorie Sozialer Systeme.
Rieder, F.; Wien (2008)
- Band 114+
Across a Moving Threshold: energy, carbon and the efficiency of meeting global human development needs.
Steinberger, J. K., Roberts, J.T.; Wien (2008)
- Band 115
Towards a low carbon society: Setting targets for a reduction of global resource use.
Krausmann, F., Fischer-Kowalski, M., Steinberger, J.K., Ayres, R.U.; Wien (2010)
- Band 116+
Eating the Planet: Feeding and fuelling the world sustainably, fairly and humanely - a scoping study.
Erb, K-H., Haberl, H., Krausmann, F., Lauk, C., Plutzer, C., Steinberger, J.K., Müller, C., Bondeau, A., Waha, K., Pollack, G.; Wien (2009)
- Band 117+
Gesellschaftliche Naturverhältnisse: Energiequellen und die globale Transformation des gesellschaftlichen Stoffwechsels.
Krausmann, F., Fischer-Kowalski, M.; Wien (2010)
- Band 118+
Zurück zur Fläche? Eine Untersuchung der biophysischen Ökonomie Brasiliens zwischen 1970 und 2005.
Mayer, A.; Wien (2010)
- Band 119+
Das nachhaltige Krankenhaus: Erprobungsphase.
Weisz, U., Haas, W., Pelikan, J.M., Schmied, H., Himpelmann, M., Purzner, K., Hartl, S., David, H.; Wien (2009)
- Band 120+
**LOCAL STUDIES MANUAL
A researcher's guide for investigating the social metabolism of local rural systems.**
Singh, S.J., Ringhofer, L., Haas, W., Krausmann, F., Fischer-Kowalski, M.; Wien (2010)
- Band 121+
Sociometabolic regimes in indigenous communities and the crucial role of working time: A comparison of case studies.
Fischer-Kowalski, M., Singh, S.J., Ringhofer, L., Grünbühel C.M., Lauk, C., Remesch., A.; Wien (2010)
- Band 122+
Klimapolitik im Bereich Gebäude und Raumwärme. Entwicklung, Problemfelder und Instrumente der Länder Österreich, Deutschland und Schweiz.
Jöbstl, R.; Wien (2012)
- Band 123+
Trends and Developments of the Use of Natural Resources in the European Union.
Krausmann, F., Fischer-Kowalski, M., Steinberger, J.K., Schaffartzik, A., Eisenmenger, N., Weisz, U.; Wien (2011)
- Band 125+
Raw Material Equivalents (RME) of Austria's Trade.
Schaffartzik, A., Eisenmenger, N., Krausmann, F., Weisz, H.; Wien (2013)
- Band 126+
Masterstudium "Sozial- und Humanökologie": Selbstevaluation 2005-2010.
Schmid, M., Mayer A., Miechtner, G.; Wien (2010)
- Band 127+
Bericht des Zentrums für Evaluation und Forschungsberatung (ZEF). Das Masterstudium „Sozial- und Humanökologie“.
Mayring, P., Fenzl, T.; Wien (2010)
- Band 128+
Die langfristigen Trends der Material- und Energieflüsse in den USA in den Jahren 1850 bis 2005.
Gierlinger, S.; Wien (2010)
- Band 129+
Die Verzehrungssteuer 1829 – 1913 als Grundlage einer umwelthistorischen Untersuchung des Metabolismus der Stadt Wien. Hauer, F.; Wien (2010)
- Band 130+
Human Appropriation of Net Primary Production in South Africa, 1961- 2006. A socio-ecological analysis.
Niedertscheider, M.; Wien (2011)
- Band 131+
The socio-metabolic transition. Long term historical trends and patterns in global material and energy use.
Krausmann, F.; Wien (2011)

Band 132+

„Urlaub am Bauernhof“ oder „Bauernhof ohne Urlaub“? Eine sozial-ökologische Untersuchung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Zeitverwendung auf landwirtschaftlichen Betrieben in der Gemeinde Andelsbuch, Bregenzerwald.
Winder, M.; Wien (2011)

Band 133+

Spatial and Socio-economic Drivers of Direct and Indirect Household Energy Consumption in Australia.
Wiedenhofer, D.; Wien (2011)

Band 134+

Die Wiener Verzehrssteuer. Auswertung nach einzelnen Steuerposten (1830 – 1913).
Hauer, F.,
Gierlinger, S., Nagele, C., Albrecht, J., Uschmann, T.,
Martsch, M.; Wien (2012)

Band 135+

Zeit für Veränderung? Über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Zeitverwendung in landwirtschaftlichen Betrieben und deren Auswirkungen auf Landnutzungsveränderungen in der Region „Westlicher Wienerwald“. Eine sozial-ökologische Untersuchung.
Madner, V.; Wien (2013)

Band 136+

The Impact of Industrial Grain Fed Livestock Production on Food Security: an extended literature review.
Erb, K-H., Mayer, A., Kastner, T., Sallet, K-E., Haberl, H.;
Wien (2012)

Band 137+

Human appropriation of net primary production in Africa: Patterns, trajectories, processes and policy implications.
Fetzel, T., Niedertscheider, M., Erb, K-H., Gaube, V.,
Gingrich, S., Haberl, H., Krausmann, F., Lauk, C., Plutzar,
C.; Wien (2012)

Band 138+

VERSCHMUTZT – VERBAUT – VERGESSEN: Eine Umweltgeschichte des Wienflusses von 1780 bis 1910.
Pollack, G.; Wien (2013)

Band 139+

Der Fleischverbrauch in Österreich von 1950-2010. Trends und Drivers als Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage.
Willerstorfer, T.; Wien (2013)

Band 140+

Veränderungen im sektoralen Energieverbrauch ausgewählter europäischer Länder von 1960 bis 2005.
Draxler, V.; Wien (2014)

Band 141+

Wie das ERP (European Recovery Program) die Entwicklung des alpinen, ländlichen Raumes in Vorarlberg prägte.
Groß, R.; Wien (2013)

Band 142+

Exploring local opportunities and barriers for a sustainability transition on a Greek island.
Petridis, P., Hickisch, R., Klimek, M., Fischer, R., Fuchs, N.,
Kostakiotis, G., Wendland, M., Zipperer, M., Fischer-
Kowalski, M.; Wien (2013)

Band 143+

Climate Change Mitigation in Latin America: A Mapping of Current Policies, Plans and Programs.
Ringhofer, L., Singh, S.J., Smetschka, B.; Wien (2013)

Band 144+

Arbeitszeit und Energieverbrauch: Grundsatzfragen diskutiert an der historischen Entwicklung in Österreich.
Weisz, U., Possanner, N.; Wien (2013)

Band 145+

Barrieren und Chancen für die Realisierung nachhaltiger Mobilität. Eine Analyse der Zeitabhängigkeit von Mobilitätsmustern am Beispiel von Krems/Donau.
Gross, A.; Wien (2013)

Band 147+

The rise of the semi-periphery: A physical perspective on the global division of labour. Material flow analysis of global trade flows (1970-2005).
Loy, C.; Wien (2013)

Band 148+

Historische Energietransitionen im Ländervergleich. Energienutzung, Bevölkerung, Wirtschaftliche Entwicklung.
Pallua, I.; Wien (2013)

Band 149+

Socio-Ecological Impacts of Land Grabbing for Nature Conservation on a Pastoral Community: A HANPP-based Case Study in Ololosokwan Village, Northern Tanzania.
Bartels, L. E.; Wien (2014)

Band 150+

Teilweise waren Frauen auch Traktorist. Geschlechtliche Arbeitsteilung in landwirtschaftlichen Betrieben Ostdeutschlands heute – Unterschiede in der biologischen und konventionellen Bewirtschaftung.
Fehlinger, J.; Wien (2014)

Band 151+

Economy-wide Material Flow Accounting Introduction and guide.
Krausmann, F., Weisz, H., Schütz, H., Haas, W.,
Schaffartzik, A.; Wien (2014)

Band 152+

Large scale societal transitions in the past. The Role of Social Revolutions and the 1970s Syndrome.
Fischer-Kowalski, M., Hausknost, D. (Editors); Wien (2014)

Band 153+

Die Anfänge der mineralischen Düngung in Österreich-Ungarn (1848-1914).
Mayrhofer, I.; Wien (2014)

Band 154+

Environmentally Extended Input-Output Analysis.
Schaffartzik, A., Sachs, M., Wiedenhofer, D., Eisenmenger,
N.; Wien (2014)

Band 155+

Rural Metabolism: Material flows in an Austrian village in 1830 and 2001.
Haas, W., Krausmann, F.; Wien (2015)

Band 156+

A proposal for a workable analysis of Energy Return On Investment (EROI) in agroecosystems. Part I: Analytical approach.

Tello, E., Galán, E., Cunfer, G., Guzmán-Casado, G.I., Gonzales de Molina, M., Krausmann, F., Gingrich, S., Sacristán, V., Marco, I., Padró, R., Moreno-Delgado, D.; Wien (2015)

Band 157+

Auswirkungen des demographischen Wandels auf die Landwirtschaft und Landnutzung in der LEADER Region Mostviertel-Mitte.

Riegler, M.; Wien (2014)

Band 158+

Ökobilanzierung im Zierpflanzenbau. Treibhausgasemissionen der Produktion von Zierpflanzen am Beispiel eines traditionellen Endverkaufsbetriebs in Österreich.

Wandl, M. T.; Wien (2015)

Band 159+

CO₂-Emissionen und Ressourcennutzung im Bergtourismus. Zur Frage der nachhaltigen Bewirtschaftung einer alpinen Schutzhütte und des Carbon Footprint ihrer Gäste.

Fink, R.; Wien (2015)

Band 160+

Social Multi-Criteria Evaluation (SMCE) in Theory and Practice: Introducing the software OPTamos.

Singh, S. J., Smetschka, B., Grima, N., Ringhofer, L., Petridis, P., Biely, K.; Wien (2016)

Band 161+

„Und dann war das Auto auch wieder weg“ – Biografische Betrachtung autofreier Mobilität.

Sattlegger, L.; Wien (2015)

Band 162+

Die Konstruktion von traditional ecological knowledge: Eine kritische Analyse wissenschaftlicher Umwelt- und Naturschutzdiskurse.

Andrej, M.; Wien (2015)

Band 163+

Stickstoffflüsse von der landwirtschaftlichen Produktion bis zum Lebensmittelverzehr in Österreich von 1965 bis 2010.

Sinnhuber, L.; Wien (2015)

Band 164+

Socio-ecological Impacts of Brick Kilns in the Western Ghats: A socio-metabolic Analysis of small-scale Brick Industries in the Mumbai Metropolitan Region, Maharashtra, India.

Noll, D.; Wien (2015)

Band 165+

Wachsende Fahrradnutzung in Wien und ihre Relevanz für Klima und Gesundheit.

Maier, P.; Wien (2015)

Band 166+

Auswirkungen von Krieg und Besetzung auf die Ressourcennutzung auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim/Allentsteig in den Jahren 1938-1957.

Mittas, S.; Wien (2016)

Band 167+

Zwischen Kolonie und Provinz. Herrschaft und Planung in der Kameralprovinz Temeswarer Banat im 18. Jahrhundert.

Veichtlbauer, O.; Wien (2016)

Band 168+

The Relevance of Governance Quality for Sustainable Resource Use. Greece as a Case Study.

Kolar, J.; Wien (2016)

Band 169+

Environmental Conflicts in Austria from 1950 to 2015

Wendering, S.; Wien (2016)

Band 170+

Die sozial-ökologischen Auswirkungen der Palmölproduktion in ländlichen Gemeinden. Eine regionale Materialflussanalyse in der Mikroregion Tomé-Açu, Brasilien.

Kottusch, C.; Wien (2016)

Band 171+

Die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Ersatzlebensmitteln während des Ersten Weltkriegs.

Hallwirth, L.; Wien (2016)